Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler

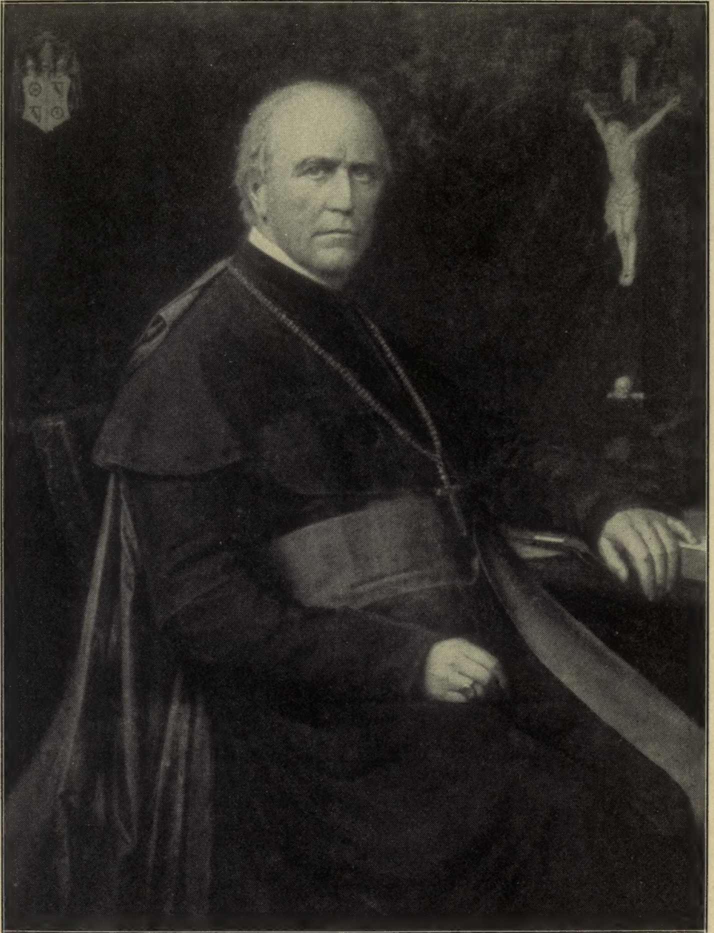
Von Karl Köth S.J.



Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung

L. Hacker.

Wilhelm Emanuel
Freiherr von Ketteler



Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler
Bischof von Mainz

Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler

Ein Lebensbild

von

Karl Köth S. J.

Mit 29 Abbildungen

Freiburg im Breisgau 1912
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London u. St Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Geleitswort.

Dem mir vom hochwürdigen Herrn Verfasser dieser Schrift ausgesprochenen Wunsche, sie bei ihrem Erscheinen mit einem Geleitsworte zu versehen, entspreche ich mit Freude.

Wer wie ich das Glück gehabt hat, schon als junger Mensch dem großen Bischof von Mainz, Wilhelm Emanuel, nahezustehen, wird im Inhalte dieses Buches das Bild des an Macht des Geistes und an Güte des Herzens hervorragenden Kirchenfürsten treu und lebendig wiedergegeben finden. Alle aber, die ein Verständnis besitzen für das Streben nach den höchsten Idealen des Christentums in der katholischen Kirche und für den geistigen Kampf in der eigenen Brust und gegen die Mächte der Finsternis, werden das Buch nicht aus der Hand legen, ohne in jenem Streben und Kampfe durch das Beispiel des „streitbaren" Bischofs zu neuer Begeisterung und zu ernsten Entschlüssen sich angeregt zu fühlen.

Ein besonderes Interesse ruft die eingehende Schilderung der sozialen, nur im Geiste christlicher Liebe fruchtbringenden Tätigkeit des Bischofs Wilhelm Emanuel wach, die ihn als den edeln Wegweiser auf diesem Gebiete darstellt.

Ich wünsche der Schrift die weiteste Verbreitung und einen ausgedehnten Leserkreis.

Darfeld, Juli 1912.

Graf Droste zu Vischering, Erbdroste.

Inhaltsverzeichnis.

Sechster Abschnitt.

Landseelsorge.

Siebter Abschnitt.

Wirken des Parlamentariers.

Achter Abschnitt.

Großstadtseelsorge.

Neunter Abschnitt.

Bischofswahl und -weihe.

Zehnter Abschnitt.

Kirchenpolitik.

Elfter Abschnitt.

Sozialpolitik.

Verzeichnis der Abbildungen.

Titelbild: Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz.

Am Schluß des Werkes:

Einleitung.

Das uralte westfälische Adelsgeschlecht der Freiherrn v. Ketteler erklomm die höchste Staffel weltlicher Ehre in Herzog Gotthard († 17. Mai 1587), dem letzten Deutschordensmeister, der die aus Ordensgebieten in ein weltliches Herzogtum verwandelten Länder Semgallen und Kurland an seinen Familienzweig brachte, welcher sie bis zu seinem Aussterben im Jahre 1737 regierte. In Wilhelm Emanuel, dem „sozialen" Bischof von Mainz, errang der Name Ketteler einen Fürstentitel, der im Goldbuch des Reiches Christi für alle Zeiten glänzen wird.

Dem berühmten Verfasser der „Geschichte des deutschen Volkes", Johannes Janssen, dünkte, es sei zu wenig gesagt, wenn man Bischof Ketteler als „Säkularmenschen" bezeichne; er pflegte zu berichtigen: „Millenarmensch (Jahrtausendmensch) muß man ihn nennen."

„Seit den Tagen des hl. Bonifatius, des ersten Mainzer Erzbischofs", so rühmt die Totenklage der „Essener Volkszeitung" am 22. Juli 1877, „hat vielleicht kein einziger seiner zahlreichen Nachfolger, selbst nicht der große Willigis, auf seine Glaubensgenossen in allen deutschen Gauen einen so weittragenden, bestimmenden Einfluß ausgeübt wie Bischof Wilhelm Emanuel. . . . Ohne Rast hat er auf der Warte gestanden, dem deutschen Volke die Zeichen der Zeit meldend und deutend, und je ernster die Zeitläufe sich gestalteten, desto lauter wurde des Wächters Ruf, desto eindringlicher seine Mahnung. Und das katholische Deutschland verstand

die Stimme seines Wächters. Wir alle, hoch und niedrig, geistlich und weltlich, horchten auf sein Wort und vertrauten uns ohne Besorgnis seiner erprobten Leitung an. . . . Der Name ‚Wilhelm Emanuel Freiherr v. Ketteler, Bischof von Mainz‘, gehört nunmehr der Geschichte der Kirche an und wird für alle Zukunft in ihren Annalen verzeichnet stehen neben den Namen der größten Bischöfe, die je in der Kirche Gottes regiert haben.“

An Hand der in P. Pfülfs erschöpfender Kettelerbiographie dargebotenen ergiebigen Auszüge aus der großen Korrespondenz Wilhelm Emanuels und seiner vielen Schriften wird im folgenden Lebensbilde der sozialen Bedeutung und Wirksamkeit des Kirchenfürsten besonderes Augenmerk geschenkt werden. Denn Kettelers gewaltige Ideen sind die Granitquadern, auf denen der herrliche Bau der christlichen Sozialreform für unabsehbare Zeiten sicher ruht. Professor Dr Hitze, einer der hervorragendsten Vollstrecker des sozialen Testamentes Wilhelm Emanuels, beteuerte 1893 im deutschen Reichstag:

„Wir werden immer auf die große katholische Sozialpolitik des Freiherrn v. Ketteler zurückkommen und ihn stets als denjenigen bezeichnen, dem wir unser soziales Programm verdanken. Wir werden auf dem weiterbauen, wozu er den Grund gelegt hat.“

Erster Abschnitt.

Jugendjahre.

1. Kapitales Modell.

Wilhelm Emanuel Joseph Hubert Maria Freiherr v. Ketteler-Alt-Assen-Harkotten wurde am heiligen Weihnachtsfeste des großen Weinjahres 1811 zu Münster in Westfalen geboren und am folgenden Tage, dem Feste des hl. Stephanus, in der Lambertikirche getauft. Wilhelm hieß sein Pate und Onkel, Freiherr v. Ketteler, Domherr in Hildesheim. Der hochfestliche Geburtstag trug ihm den Namen Emanuel ein. Dem hl. Joseph vertraute ihn die Patin, Gräfin Josepha v. Plettenberg-Mitingen, an. Der Führung des Schutzpatrones der Jäger, des hl. Hubert, bedurfte der spätere kühne Nimrod gar sehr.

Er hatte das große Glück, Eltern zu besitzen, von denen er als Bischof versichern konnte: „Die Eltern waren uns wirklich die Stellvertreter Gottes"; „sie nährten unsern jugendlichen Geist in den reinsten Grundsätzen des Christentums"; „sie waren von der innigsten Liebe zu unserem wahren Wohle erfüllt"; „der liebe Gott hat mich durch das reinste Familienleben in die Welt eingeführt".

Die geistigen und seelischen Eigenschaften des Vaters, Freiherrn Maximilian Friedrich, schätzte Wilhelm Emanuel sehr hoch. In einem Brief aus Innsbruck am Osterfest 1843 bemerkt er: „Es macht mir große Freude, zu sehen, wie große Fähigkeiten Gott Richard (dem jüngsten Bruder) gegeben hat, um in seinem Dienste wirksam zu sein. An geistiger Begabt-

heit kommt er nach meiner Überzeugung von uns Brüdern dem Vater bei weitem am nächsten." Als Wilhelms Lieblingsbruder Wilderich aus seiner Ehe mit Gräfin Paula Stolberg-Stolberg, der jüngsten Tochter des berühmten Dichters und Konvertiten Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg-Stolberg, den Erstgebornen (Friedrich) erhielt, schrieb Wilhelm Emanuel: „Der Fritz muß ein recht gescheiter Junge werden. Aus seinen Großpapas kann er sich ein kapitales Modell zusammenstaffieren. An Eltern und Großeltern ist der Junge bedacht wie wenige in der Welt."

Wilhelms Mutter, Klementine, war eine Tochter des Generalgouverneurs von Münster, Klemens August Freiherrn v. Wenge zu Wenge und Beck; während zwei Schwestern von ihr, Maria Theresia Fürstin von Waldburg-Zeil-Trauchburg und Sophie Gräfin Schaesberg-Tannheim, ihren Gatten nach Württemberg folgten, verankerte sie sich durch ihre Verehelichung nur noch fester im heimatlichen Boden. Ihrer imponierenden äußeren Erscheinung entsprach eine tiefangelegte, opferfreudige Seele. Ein herrliches Denkmal setzte ihr Wilhelm Emanuel in der fünften seiner berühmten Predigten über „die großen sozialen Fragen der Gegenwart" am 19. Dezember 1848 im Dome zu Mainz: „Die größte Wohltat, die Gott einem Menschen in der Natur zuwenden kann, ist ohne Zweifel das Geschenk einer wahrhaft christlichen Mutter. Ich sage mit Absicht nicht einer zärtlichen, liebevollen Mutter, denn wenn die Mutter selbst vom Geiste der Welt erfüllt ist, so ist ihre Liebe dem Kinde nicht nützlich, sondern verderblich. Aber eine christliche Mutter ist unter allen Gottesgaben die größte. . . . Wenn die Mutter schon lange im Grabe ruht, der Sohn aber, von den Stürmen des Lebens ergriffen, hin und her geworfen wird und nahe daran ist, Glauben und Sitte einzubüßen, dem ewigen Verderben anheimzufallen, so wird die fromme, edle Gestalt seiner christ-

lichen Mutter ihm noch erscheinen und ihn mit wunderbarer Gewalt auf die Bahn des Glaubens und der Tugend zurückführen. ... Die Erinnerung an sie entreißt ihn aus jedem Pfuhle des Verderbens, in welchen das Leben ihn geschleudert. Wer die Tugend einmal in so verklärtem Bilde geschaut, der kann ohne Widerwillen und Verachtung selbst dann das Laster nicht betrachten, wenn er selbst davon ergriffen ist."

Der Freifrau v. Ketteler vertraute Gott neun Kinder an, sechs Söhne und drei Töchter; die Lieblingsschwester Wilhelm Emanuels, Sophie, heiratete den Grafen Ferdinand Merveldt, eine andere, mit Namen Anna, vermählte sich mit dem Grafen Matthias Galen.

Die Erziehung der großen Kinderschar leitete Freifrau Klementine mit der Entschiedenheit einer in der Entsagung erstarkten Frau. Als einer ihrer Söhne im Kadettenkorps in Berlin über das harte Leben und die schlechte Kost klagte, antwortete sie am 25. Mai 1824 sehr entschieden: „Wenn das Essen nicht rein ist, so ist das fatal. Sonsten gewöhnt man sich an alles. Ich habe ja auch drei Jahre um 5 Uhr aufstehen müssen — da war ich 12 Jahre alt — und habe auch schlechtes Essen bekommen und nur ein Stück Brot zum Frühstück. Ich war am Ende doch so daran gewöhnt, daß es mir nicht mal mehr anders einfiel."

Statt in Kleiderpracht und Salonfreuden aufzugehen, fand die Freifrau ihr Vergnügen in den Werken der Barmherzigkeit. Von ihren Rundgängen durch die Hütten der Armen kehrte sie in der Regel ohne Geld nach Schloß Harkotten, dem gewöhnlichen Wohnsitz, zurück, um dort alsbald ihre Garderobe für die von ihr entdeckten Notleidenden zu plündern. An ihrem Gemahl fand sie darin die kräftigste Unterstützung; beide bestimmten in ihrem Testament, daß nach eines jeden Tod eine große Summe unter die Armen verteilt werden solle.

Solide, kernige Frömmigkeit war der Nährboden der Wohltätigkeit und Leutseligkeit der Eltern Wilhelm Emanuels; täglich versammelte sich die ganze freiherrliche Familie samt der Dienerschaft in der Schloßkapelle zu gemeinsamem Gebete; der in der kalten Aufklärungszeit vielfach verpönte Rosenkranz war stets in Übung.

Die Neujahrswünsche der Freifrau Klementine an ihren Sohn Wilderich zu Beginn des Jahres 1826 gipfeln in den Worten: „Halte Gott fleißig vor Augen, befolge seine Gebote und laß Dich durch nichts von Deinem festen Entschluß abbringen, mein bester, lieber Wilderich! Du hieltest ja immer so fest auf Deine Religion, und nur Gutes kann man von einem Menschen erwarten, der Religion hat, den Leitfaden zu allem, was man in dieser Welt unternimmt."

Die ergreifende Mahnung „Haltet Gott vor Augen!" kehrt oft in den mütterlichen Briefen wieder. „Habt Ihr den Allmächtigen immer vor Augen, so wird es Euch immer gut gehen." Zu Beginn des Wintersemesters 1824—1825 schreibt die Mutter den herangereiften Söhnen: „Ich hoffe, meine herzgeliebten Kinder, Ihr beginnt nun wieder Eure Studien mit erneuten Kräften und Eifer. Haltet bald Eure Andacht wieder und bittet Gott um Kraft und Stärke, denn ohne seinen mächtigen Beistand hilft alles Bestreben nichts." Die treuen Söhne leisteten der Aufforderung zum baldigen Sakramentenempfang willig Folge, und nun antwortet sie ihnen: „Daß Ihr, meine Kinder, Eure Andacht gehalten habt, freut mich sehr. Liebe, liebe Kinder, haltet immer fest an Eurer Religion! Von der Gnade Gottes läßt sich alles erwarten." Ein andermal fragt das besorgte Mutterherz an: „Schreibt mir, ob Ihr kürzlich Eure Andacht gehalten habt. — Gott behüte Euch und segne Euch, meine Lieben!" „Sucht alle 4—6 Wochen zu beichten; wenn man in der Gnade Gottes ist, dann geht alles, was man unternimmt, viel leichter."

Erfüllt von seligen Jugenderinnerungen, richtete Bischof Ketteler am 25. Mai 1869 an einen Verein katholischer Damen des Adels die denkwürdigen Worte:

„Der Knabe wird mit allen Keimen der Tugenden, die den christlichen Mann zieren, nur dann heranwachsen, wenn er in strenger Zucht, in Gehorsam, in Enthaltsamkeit, in vielfacher Selbstverleugnung großgezogen ist und das Beispiel dieses Lebens in Eltern vor Augen gehabt hat, die mit der Würde, Stellvertreter Gottes zu sein, auch ein gottgefälliges Leben vereinigen. Das kann aber nur die mulier fortis der Heiligen Schrift, ‚das starke Weib', das selbst nicht in Luxus verweichlicht ist."

Der neunköpfigen Kinderschar wurde frühzeitig die edle Einfachheit und Bedürfnislosigkeit der Eltern anerzogen. Die Söhne waren Sommer und Winter in Leinwand gekleidet; eine Kopfbedeckung kannten sie nicht, im ganzen Schloß war keine Knabenmütze zu finden; erst im 18. Lebensjahr erhielten sie einen Überrock. Wilhelm Emanuel brachte einmal Stiefelschmiere heim und rühmte ihre Vorzüglichkeit, aber die Mutter konfiszierte sie alsbald mit der Begründung, sie wolle keine Söhne haben, „an die nicht einmal ein Tropfen Wasser kommen dürfe". Klagen der Kinder über Unwohlsein fanden nicht leicht Gehör. In früher Morgenstunde mußten sie aufstehen und die ihnen freigebig zugemessenen Unterrichtsstunden des Hofmeisters pünktlich einhalten. Mangel an Fleiß wurde mit Entziehung der Lieblingsspeise bestraft. Trotzdem oder vielmehr gerade deswegen durfte die Freifrau in einem Brief aus dem Jahre 1836 ihren erwachsenen Söhnen schreiben: „Ich habe Euch, meine lieben Herzenskinder, alle ganz unbeschreiblich lieb. Dabei fühle ich doch recht gut, daß ich zu Euch nicht eine solche Affenliebe habe, wie Ihr es gern sagt. Euer Glück liegt und hat mir immer zu sehr am Herzen gelegen, und große Opfer habe ich daher gebracht."

2. Der Brausekopf.

Den ersten Unterricht erhielt Wilhelm Emanuel im väterlichen Schlosse Harkotten durch Privatlehrer. Die „Engelsgeduld", welche Freifrau v. Ketteler an dem Hofmeister Polmann bewunderte, war schon in hohem Grade notwendig, denn der kleine Freiherr besaß eine außergewöhnliche Lebendigkeit und Heftigkeit. Ein späterer Mitschüler, Freiherr August v. Schmising-Korff, der ihn öfters in den Ferien auf dem von breiten Wassergräben umzogenen Schlosse Harkotten besuchte, erzählt von ihm: „Als Knabe war er nicht allein sehr munter, sondern fast unbändig, wofür er von seinem Vater oft recht hart bestraft wurde. Aus Ärger über sich selbst warf er sich dann, wie ich einigemal gesehen, in seiner leidenschaftlichen Heftigkeit auf die Erde und wälzte sich dort herum. Doch war er bei Zänkereien zwischen uns Knaben stets zur Versöhnung bereit. Ein Hauptzug seines Charakters war, daß er niemals etwas nachtrug. Er erkannte seine Heftigkeit und gab sich viele Mühe, die Ausbrüche derselben zu unterdrücken, wie schwer es ihm auch oft werden mochte."

Unter Leitung des Hofmeisters Polmann, eines „gar lieben Mannes", besuchte Wilhelm Emanuel von Herbst 1823 an das Gymnasium der Bischofsstadt Münster, wo die freiherrliche Familie, wie so viele westfälische Adelsgeschlechter, ein stattliches Palais besaß. Aber „die schlechte Wirkung", welche nach der Beobachtung des klaren Elternauges die Schule auf ihn auszuüben drohte, sowie die wachsende Zornmütigkeit des talentvollen Knaben bewogen die Eltern, denselben in eine ganz andere Luft und Umgebung zu verpflanzen, so schwer ihnen auch die Trennung von ihrem „lieben Wilhelm" werden mochte. Sie hatten hinsichtlich der Zustände an den damaligen Mittelschulen Münsters wahrlich nicht zu schwarz gesehen; denn kaum hatten sie Wilhelm vom Gymnasium weggenommen,

da entdeckte man in der zweituntersten Klasse eine förmlich organisierte Diebesbande, wie es hieß 28 Köpfe stark, zum Teil Kinder angesehener Familien, alle unter 14 Jahren. Freifrau Klementine schrieb damals: „Gott Dank, daß Wilhelm nicht mehr im Gymnasium von Münster ist; es ist unglaublich, wie wenig sich die Professoren um die Kinder bekümmern, wenn sie nicht gerade in der Schule sind.“

Getreu den Traditionen des katholischen Adels, die Söhne den berühmten Kollegien des Jesuitenordens zu übergeben, wurde auch Wilhelm Emanuel dieser altbewährten Erziehung anvertraut. Eben war die Gesellschaft Jesu durch Papst Pius VII. 1814 wiederhergestellt, da eröffnete sie noch im gleichen Jahre in Brig, einem wundervoll gelegenen Städtchen des schweizerischen Kantons Wallis, am Fuß des Simplon, ein Gymnasium und Pensionat. Trotz der noch nicht durch Schienenwege verkürzten großen Entfernung entsandte der rheinisch-westfälische Adel alsbald zahlreich seine Söhne nach Brig — ein Beweis, daß die vierzigjährige, durch politische Ränke und Verleumdungen herbeigeführte Aufhebung der Gesellschaft Jesu die Sympathien der alten Jesuitenzöglinge nicht hatte zerstören können.

Für die weite Reise erbot sich dem temperamentvollen Wilhelm Emanuel als wahrer Raphael der edle Graf Joseph zu Stolberg, der spätere Hauptbegründer und erste Präsident des Bonifatiusvereins. Derselbe wollte eben nach Brig reisen, um in den Jesuitenorden einzutreten. Aus heiliger Scheu wagte er jedoch nicht, sich zum Priester des Allerhöchsten weihen zu lassen, und bat deshalb um die Entlassung; in vollem Frieden schied er aus der Gesellschaft Jesu, beliebt bei Obern und Mitbrüdern, und blieb stets ein warmer Freund und Förderer des verfolgten Ordens.

Am 16. Oktober trat Graf Stolberg mit dem kleinen Freiherrn v. Ketteler die beschwerliche Reise nach Brig an.

Die Mutter schrieb: „Es ist Vater und mir recht schwer geworden, uns von Wilhelm zu trennen; den Abend vorher konnte er sich gar nicht fassen, den Tag selber nahm er sich aber recht zusammen."

Bis Appelhülsen fuhren sie im freiherrlichen Wagen. Nun mußte von den zärtlich geliebten Pferden Abschied genommen werden. Die Mutter erzählt: „Der arme Kerl konnte sich gar nicht entschließen, sich von unsern Pferden zu trennen." Als eines derselben kurz zuvor nach dem Ankauf eines neuen Reitpferdes zum Kutschengaul degradiert worden war, vergoß Wilhelm Emanuel über diese Standeserniedrigung bittere Tränen.

Auf der Weiterfahrt wurden Köln, Bonn und Mainz berührt. An der Stätte seines späteren bischöflichen Wirkens befiel Wilhelm Emanuel das erste Heimweh, als Graf Stolberg ihn einiger Besuche wegen allein lassen mußte. Seinem edeln Führer folgte er willig. Am 13. November konnte Freifrau Klementine überglücklich melden: „Stolberg schreibt an seine Mutter, er sei mit dem lieben Wilhelm sehr zufrieden, was mich unendlich freut. Er hat alle Mittel dazu, sich beliebt zu machen."

Am 6. November 1824 sandte Freiherr Wilhelm den ersten Brief aus Brig an die Eltern, in dem er laut Schreiben der Mutter „nicht genug rühmen kann, wie artig die Lehrer mit ihnen seien". Den Brüdern meldet er am 15. Januar 1825: „Es geht mir sehr gut, und wir sind alle sehr lustig."

Freilich störte Wilhelm Emanuel die Gemütlichkeit gar manchmal durch seine Zornesausbrüche. Ein Mitschüler, Vernaz, später Richter am Tribunal zu Chambéry in Savoyen, entwirft in einem Schreiben vom 8. September 1877 folgende Schilderung: „Ketteler war ein guter Zögling, aber bemerkbar machte er sich vornehmlich durch die Lebhaftigkeit und das

Ungestüm seines Charakters. Ja ich muß sagen: er war in hohem Grade heftig. Er konnte keinen Widerspruch vertragen und hatte ziemlich oft Händel mit seinen Kameraden. Trotzdem wurde man schnell mit ihm Freund, da er doch im Grunde gut war und nichts nachtrug. So war es gerade infolge eines Streites, daß wir sehr gute Freunde wurden. Er war sehr versessen auf Körperübungen, namentlich gewaltsame Übungen, das Springen und das Schlittschuhlaufen. In solchen Dingen zeichnete er sich aus. Alles, was er tat, geschah mit ungeheurem Feuer, er war in allem rasch und energisch. Ich verstehe sehr wohl, daß er Großes leisten mußte, sobald er sein Feuer in den Dienst Gottes stellte. Es muß ihm gewaltige Opfer gekostet haben, um zur Herrschaft über sich selbst zu gelangen."

Von den Fortschritten im Ringen mit einer angebornen Gewaltnatur konnte niemand besser Zeugnis ablegen als der gefeierte Kanzelredner und Jesuitenpater Peter Roh. Unweit von Brig gebürtig, war er als Briger Studentlein Zeuge, wie der wilde Wilhelm Emanuel einmal in unbändigem Zorn aus einem Trinkglas mit den Zähnen ein Stück herausbiß; ein Vierteljahrhundert später fand der berühmte Prediger bei den Volksmissionen im Mainzer Dom und in andern Pfarreien der Diözese Mainz Gelegenheit, den feurigen Seeleneifer des großen Bischofs in seiner vollsten Entfaltung zu sehen und seine Selbstbeherrschung zu bewundern.

Die reichangelegte Seele des jungen Freiherrn gewann rasch einen verständnisvollen Führer und Freund in dem Rektor des Kollegs, P. Staudinger, dem das Nekrologium nachrühmen konnte: „Er hatte eine ganz außerordentliche Gabe zur Leitung heranwachsender Jünglinge. Diese Kunst, die so viel höher steht als alle Kunst des Malers und Bildhauers, übte er 50 Jahre lang mit dem größten Eifer aus. Es ist schwer zu sagen, wie viele Jünglinge er vor der

Ansteckung des Lasters bewahrt oder von der Ansteckung geheilt und zu ehrbarem Wandel herangebildet hat. ... Stets wählten ihn sehr viele zu ihrem Beichtvater. Dabei war es diesem heiligen Manne eigentümlich, daß, während er sich mit nie ermüdendem Eifer dem Werke der Seelenrettung hingab, er mit solcher Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit in den Hintergrund zu treten verstand, daß er von andern kaum beachtet wurde; ‚er wandelte umher, Gutes tuend‘. Mit wunderbarer Kunst verstand er es, schweigend zu arbeiten und arbeitend zu schweigen.“

Ein Gottesglück, daß der tosende Wildbach Wilhelm Emanuels von so kundiger Hand reguliert wurde. Erregte etwas seinen Zorn, so regnete es wütende Briefe nach der Heimat; die Mutter meinte, die Patres läsen die Briefe nicht, sonst würden sie solche Schreiben nicht fortschicken; aber die Vorgesetzten waren einsichtig genug, die freie Meinungsäußerung nicht zu unterbinden, wenn sie auch verpflichtet waren, die Korrespondenz zu überwachen. Als der Vater bestimmte, Wilhelm solle in den Ferien nicht nach Hause und auch nicht nach Württemberg zu seinem Onkel, dem Fürsten Franz Thaddäus von Waldburg-Zeil, reisen, sondern eine Fahrt nach Italien machen, lief ein Brief ein, über den die Mutter an ihren Sohn Wilderich berichtet:

„Man sieht dem Brief an, daß er in der größten Wut geschrieben ist, voller Drohungen. Nun scheint aus seinem Briefe hervorzugehen, daß wenn er zur Tante (Fürstin Zeil) kann, es für ihn eine Entschädigung dafür sein würde, daß er nicht hierher kann. Das hat er aber noch nicht einmal von uns begehrt und tobt dann darüber nach allen Kräften. Und doch bin ich gewiß, Vater läßt ihn hingehen, wenn er ihn nur ordentlich darum bittet. Unsäglich traurig ist es, aus seinem Briefe zu sehen, daß seine Laune und Wut sich gar nicht im mindesten geändert hat und gerade noch dieselbe

ist, wie er sie hingebracht hat. Es sollte mich nicht wundern, wenn er krank geworden ist. Denn er sagt selber, er wäre so außer sich, daß er die Feder kaum halten könne. Man sieht aber ganz deutlich, daß die Herren in Brig die Briefe der Kinder nicht lesen, sonst würden sie diesen Brief nicht fortgeschickt haben. Er sagt u. a., daß alle in Brig keine gesunde Vernunft hätten; und so geht es von einem auf das andere, alles in großer Wut."

Die Erlaubnis zum Ferienaufenthalte beim Fürsten Zeil machte das tobende Freiherrlein schnell „guter Dinge und ganz gesund", wie ein Brief besagt. Es lagen verschiedene Gründe zur Erteilung der Erlaubnis vor. Die im Jahre zuvor gestattete Ferienreise nach Italien fiel jäh ins Wasser, denn ein wahrscheinlich von einem seiner wilden Spiele verursachtes Knieübel zwang ihn, die nahegelegenen Heilquellen aufzusuchen. Vom Heimweh gepackt, schrieb er damals dem Vater, „er möge ihm eine Handvoll Erde aus Harkotten schicken, um seine Tränen darin zu trocknen". Zum Ersatz für die verunglückte Ferientour und in Anbetracht der Zufriedenheit der Obern mit Wilhelms Verhalten war die Erlaubnis zur Reise nach Zeil keine tadelnswerte Nachgiebigkeit. Mitte September 1825 kann Freifrau Klementine mitteilen: „Wilhelm ist wirklich bei der Tante (Fürstin Zeil) angekommen, ganz überglücklich, bei ihr zu sein, und sie nicht minder, ihn bei sich zu haben"; „mit der größten Herzlichkeit und Liebe wurde er in Zeil und Tannheim (einer Herrschaft der Grafen Schaesberg) aufgenommen".

Auf Schloß Zeil durfte der später so leidenschaftliche Jäger den ersten Schuß tun; auf den väterlichen Besitzungen war ihm bisher nur gestattet worden, die Jagdgesellschaft zu begleiten. Das Ungestüm, mit dem sich der feurige Jüngling auf die Jagdfreuden warf, riß ihn einmal dazu fort, nach bereits gegebenem Schlußzeichen noch einen Schuß

abzufeuern; dafür erhielt er alsbald einen derben Verweis von seinem fürstlichen Onkel.

Aber seine Gewaltnatur gab noch zu andern Klagen Anlaß, welche die aristokratischen Eltern nicht wenig entsetzten. Am 21. Oktober 1826 schildert sie die Mutter: „Leider hat nach den Briefen der beiden Tanten (der Fürstin Zeil und der Gräfin Sophie Schaesberg) das Aufbrausen und die Heftigkeit Wilhelms sich nicht im mindesten gebessert; die Tanten sagen, er wäre so grob gewesen und habe sich dabei der niedrigsten Ausdrücke bedient. Ich habe ihm einen recht ernsten Brief hierüber geschrieben, der ihm gewiß recht wehe tun wird, da er es mir schon tut. Aber Vater wollte es haben, und ich sah auch ein, daß es sein mußte. Vater ist überhaupt recht verdrießlich über ihn. Jedesmal, wenn ein Brief kommt, ärgert Vater sich. Du glaubst auch nicht, von welch dummem Inhalt sie sind. . . . Dabei ist die Schrift so miserabel. Er ist nun doch schon bald 15 Jahre alt. Wilhelm hat sein Zeugnis nicht geschickt, da er es unterwegs mit seinem Spargeld, fünf Louisdor, verloren hat, was Vater auch recht ärgert. Dabei soll er noch so grausam schmutzig sein. Er ist nun in Zeil vom Kopf bis zum Fuß neu gekleidet worden. Das freut mich sehr."

Also noch keine Spur von den „aristokratischen Formen und Manieren", welche ihm 1876 die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" nachrühmte. Als Bischof konnte er besorgte Mutterherzen mit dem Geständnis trösten: „Ich verzweifle gar nicht an den Jungen. O, was ich für ein Junge war! Ich taugte gar nichts!"

3. Lorbeeren.

Trotz aller äußeren Mängel mußte man den gutherzigen Brausekopf doch schätzen und lieben. Graf Joseph Stolberg schreibt: „Einer meiner Mitbrüder, der voriges Jahr

Wilhelms Lehrer war, sagte, man sei mit ihm sehr zufrieden; denn obwohl er oft sehr unbändig sei, habe er doch ein vortreffliches Herz und guten Willen. Ich glaube auch, daß er ein sehr tüchtiger Mensch werden wird.“ Kurz darauf konnte die Mutter ihrem Sohne Wilderich die freudige Nachricht geben: „Du glaubst nicht, wie viel Gutes ich über Wilhelm höre von allen, die jetzt aus Brig wiederkommen. Sein Lob ist allgemein. ... Daß er bei den Tanten (in Württemberg) gewesen ist, hat ihn wieder mit neuem Mut belebt. Er schreibt auch, er sei recht fleißig am Studieren, sei bei der Komposition der dritte gewesen und sei ganz gesund und recht zufrieden. . . . Gott lasse ihn recht brav werden.“

Die günstige Wirkung des Ferienaufenthaltes beim Fürsten Zeil veranlaßte Freiherrn Friedrich v. Ketteler, seinen Sohn Wilhelm auch 1827 wieder nach Schwaben ziehen zu lassen, zumal er ihn dort auf einer Reise nach Wien zu treffen gedachte, um mit ihm dann einige Wochen die Schweiz zu durchreisen und ihn vor seiner Weiterreise nach Wien selbst nach Brig zu bringen. Am 16. September berichtet Freifrau Klementine: „Gestern bekam ich einen Brief vom Vater aus Zeil. Er kam da am 9. um 9 Uhr morgens an, traf aber Wilhelm nicht zu Hause, da er schon mit Onkel (Fürsten Zeil) auf der Jagd war. Nach einer halben Stunde ist er aber wiedergekommen. Vater sagt, wie sehr sie sich gefreut, könne er mir nicht beschreiben. Wilhelms Gesicht und Sprache haben sich sehr verändert, er sehe aber recht gut aus — ist aber noch nicht so groß wie Vater. Auch bekam ich einen Brief von der Tante Sophie (Gräfin Schaesberg), die Wilhelm sehr rühmt. Auch Vater sagt es, wie außerordentlich sich Wilhelm zu seinem Vorteil verändert habe. Mit Gott wird Vater recht viel Freude an Wilhelm haben. Wie teile ich die Freude vom lieben Wilhelm, mal wieder Vater

umarmen zu können! Der arme Junge ist nun doch bald drei Jahre fort."

In den Studien machte er zusehends Fortschritte. In den Gedächtnisfächern, Geschichte, Geographie und Katechismus, blieb er zwar, wie früher, unter den Letzten; auch errang der bald so gefeierte Redner in der Oratio Germanica eigentümlicherweise nur den 18. Platz, dagegen wurde er in der Oratio Latina als vierter preisgekrönt, und in der verstandesmäßigsten Wissenschaft, der Mathematik, eroberte er 1827 den zweiten, prämiierten Platz und 1828 sogar den ersten Preis; das Schulprogramm vermerkt dies etwas gar pathetisch: „Für diesen Lorbeer bietet sein an solche Kränze gewohntes Haupt ein ungestümer Kämpfer, der Preuße Wilhelm v. Ketteler aus Münster in Westfalen. Unter vielem, was ihm zu hoher Ehre gereicht, darf es keineswegs als ein geringes Verdienst geachtet werden, daß er auch mit einem sehr geübten Rivalen, der gleichsam den Sieg bereits in Händen hält (Freiherr Klemens v. Böselager), den Wettkampf aufgenommen und ihm das Zeugnis der Geistesschärfe und den Ehrenpreis rastloser Übung aus den Händen gewunden hat."

Am Ende des Schuljahres 1828 wurde der siebzehnjährige Freiherr vom Vater abberufen, damit er zu Hause durch einen Hofmeister auf die Abiturientenprüfung des Münsterer Gymnasiums vorbereitet werde. Im erbetenen Sittenzeugnis bekundet die Marianische Kongregation des Kollegiums von Brig am 17. August 1828, daß Freiherr Wilhelm v. Ketteler ein „geachtetes Mitglied gewesen sei und zum erbauenden Beispiele für die übrigen sich in allem als ein echter Sodale erwiesen habe".

Zeitlebens bewahrte er dem Kolleg ein dankbares Andenken. Seinem edeln Bruder Wilderich riet er 1841 noch als Weltmann, seine Kinder den Vätern der Gesellschaft Jesu anzuvertrauen; er sei „sehr für die Erziehung in den Jesuiten-

anstalten eingenommen". Als Bischof verteidigte er am 14. Februar 1866 den Jesuitenorden gegen verleumderische Angriffe in dem ruhmvollen Zeugnis: „Ich schied von allen meinen Lehrern mit der tiefsten Achtung und der zweifellosesten Überzeugung, daß sie Männer seien, die täglich an sich die höchsten sittlichen Anforderungen stellen."

Am 31. August 1828 zog Wilhelm Emanuel nach vierjähriger Abwesenheit wieder in Schloß Harkotten ein; seine Mutter berichtet am folgenden Tage: „Meine Freude beschreiben zu können, vermag ich nicht, er sieht recht gut aus, ist recht groß und recht heiter; nur hält er sich so gewaltig schlecht. Du kannst Dir denken, wie er sich freut, bei uns zu sein. Jeder Baum freut ihn, den alten, lieben Jungen. . . . Er hat ein sehr gutes Zeugnis mitgebracht. . . . Heute ist Vater mit ihm jagen; Wilhelm konnte es nicht abwarten. Die Jagd ist gut ausgefallen: 21 Hühner, wovon Wilhelm sechs erlegt hat."

Das Jagen blieb lange Zeit sein Hauptvergnügen. Da er zum erstenmal als Bischof in Rom weilte, schrieb er in seiner Demut mitleidig über seinen Begleiter, den gelehrten Generalvikar Lennig: „Ich bedaure ihn oft, daß er bei seinen Kenntnissen aller Art auf einen Reisegefährten angewiesen ist, mit dem er so vieles nur mangelhaft teilen kann. Einen großen Teil der Jugend auf der Jagd zugebracht zu haben, wird hier doch recht fühlbar." Seine vulkanische Heftigkeit fand in der Jagd ein unheimlich weites Feld der Betätigung. Einen recht charakteristischen Zug berichtet von Schloß Schwarzenraben 1877 die Gattin seines Bruders Wilderich an den Mainzer Domprãbendaren Raich: „Als ganz junger Mensch jagte er einmal mit seinem Vater und seinen Brüdern. Da sah der Vater und sein ältester Bruder Klemens, wie Wilhelm plötzlich sein Gewehr wegwarf, sich in bitterster Heftigkeit auf die Erde warf und in Verzweiflung mit Händen

und Füßen um sich fuhr. ‚Vater, schieß mich tot‘, rief er außer sich dem Vater zu, ‚ich habe einen Hasen vorbeigeschossen.‘“

Die bevorstehende Abiturientenprüfung war eine heilsame Abkühlung. Er bereitete sich darauf unter Leitung des nachmaligen Gymnasiallehrers Lauf auf Schloß Harkotten vor. Ende August 1829 bestand er das Examen, welches ihm die Pforten der Hochschule öffnete. Das Zeugnis war nicht gerade glänzend, es lautete:

„In der lateinischen Sprache besitzt der Geprüfte die Fähigkeit, leichtere Klassiker zu lesen und sich die schweren mit einiger Bemühung klarzumachen. Im Griechischen konnte er nur mit Nachhilfe den Sinn, wenn er etwas schwer war, finden. In der Geschichte hatte er eine recht gute Übersicht gewonnen. Die Prüfung über die Elementar-Mathematik war sehr genügend. Es wird ihm das Zeugnis Nr 2, das der bedingten Reife zu den akademischen Studien, erteilt.“

Zweiter Abschnitt.
Universitätsleben.

1. Sturm- und Drangperiode.

Der achtzehnjährige Freiherr entschied sich für das Studium der Rechtswissenschaft und bezog im Herbst 1829 die von der Aristokratie bevorzugte Universität Göttingen, die auch sein Vater und sein ältester Bruder, der Majoratserbe Freiherr Klemens, besucht hatten und die ein Jahr später den Juristen Ludwig Windthorst, den späteren großen Zentrumsführer, in ihre Matrikeln eintrug. Außer den juristischen Fächern belegte Wilhelm Denklehre, Physik, Naturgeschichte, allgemeine Geschichte, deutsche Geschichte, Länder- und Völkerkunde und Statistik.

Anfangs ein fleißiger Student, verlor er rasch den Eifer, als er in der Mitte des ersten Semesters ins Korps der „Westfalen“ eintrat. Bald war er in viele Streithändel und Paukereien verwickelt, gegen die damals noch kein ausdrückliches Kirchenverbot erlassen war. Seine Schroffheit kostete ihn die Nasenspitze. Im „Deutschen Hause“ warf er dem Juristen und Korpsstudenten Lohmann vor, er habe ihm auf den Fuß getreten; dieser bestritt es. Im Verlauf des Wortgefechtes platzte Wilhelm Emanuel die verhängnisvolle Bemerkung heraus, er finde es sonderbar, daß Lohmann seine Unart nicht einsehen wolle. Dieser antwortete mit einer Forderung auf zwölf Gänge und Schläger. Graf Max Korff-Schmising war Kettelers Sekundant, Graf

Karl v. Platen fungierte als Unparteiischer. Im vierten Gang ereilte das Schicksal die Nase des kampfeslustigen Freiherrn; ein Stück derselben hing blutend herab; der anwesende Arzt Dr Pauli verband ihn, und die Heilung schien rasch voranzuschreiten.

Um so länger währte das gerichtliche Nachspiel. Das Kgl. Universitätsgericht entschied am 30. August 1830, daß Lohmann, der schon anderes auf dem Kerbholz hatte, das consilium abeundi erhielt und dem noch nicht vorbestraften Freiherrn v. Ketteler eine vierzehntägige Karzerstrafe zuerkannt wurde, während die beiden Sekundanten und der „unparteiische“ Graf Platen ihre Beihilfe mit drei Tagen Karzer büßen mußten.

Dem verunstalteten Delinquenten wurde gestattet, vor Antritt der Strafe seine Nase in ärztliche Behandlung zu geben. Infolge seiner Ungeduld mißglückte die Kur in Göttingen vollständig: er riß den anzuheilenden Nasenzipfel kurzerhand ab und schrieb dem Vater: „Es ist ja einerlei, ob Du einen Sohn mit einer etwas kürzeren oder etwas längeren Nase hast.“ Weil der Vater auf einer erneuten Kur bestand, unterzog sich der Sohn derselben, so lästig ihm auch die langwierige Behandlung sein mochte; er reiste zu diesem Zweck nach Berlin, aber an seinem Ungestüm und der Störung durch wohlgemeinte Besuche scheiterte auch die zweite Geduldkur. Nach Hause schrieb er nun, er wolle sich lieber eine silberne Nase anfertigen lassen, aber der Vater entschied, ohne natürliche Nase dürfe er nicht heimkommen.

Jetzt reiste die besorgte Mutter selbst nach Berlin; sie äußerte: „Wäre Wilhelm nicht so fest im Glauben, mir würde um ihn recht bange sein.“ Die sanfte Gewalt der Mutter, die nicht von seiner Seite wich, brachte es zustande, daß der feurige Stürmer lange, langweilige Tage ruhig am

gleichen Flecke sitzen blieb, den Arm über das Gesicht gebogen. Das fehlende Nasenstück mußte aus dem Arm ergänzt werden. Sechs Wochen dauerte die Tortur, bis der Ausschnitt aus dem Arm an der wunden Stelle im Gesicht Wurzel gefaßt hatte und vom Arme losgelöst werden konnte. Die Mutter ließ keine Besuche vor und verhängte strenge Trink- und Rauchsperre. Ohne manche Ausbrüche der Ungeduld lief die Prozedur natürlich nicht ab, und Wilhelm Emanuel klagte sich später an, daß er dadurch das Herz der guten Mutter betrübt habe.

Die rhinoplastische Kur glückte nun, die Nase erhielt wieder die frühere Gestalt; doch blieb das angeheilte Stück durch blassere Farbe und durch die deutlich hervortretenden Grenzlinien zeitlebens erkennbar. Den Martertisch, an dem der temperamentvolle Student so lange gesessen hatte, ließ er als Wahrzeichen nach Schloß Harkotten schicken; dorthin durfte der Geächtete nun auch selber wieder kommen.

Die Wunde am Arm, aus dem der Ausschnitt gemacht wurde, war noch nicht gänzlich zugeheilt, und deshalb mußte ein neues schweres Opfer gefordert werden, nämlich strengste Schonzeit des wilden Jägers. Dieselbe wurde eisern durchgeführt, solange der Vater zu Hause weilte. Als derselbe aber für einige Zeit verreiste, rangen Wilhelms stürmische Bitten der Mutter die Jagdgenehmigung ab; sie stellte aber die Bedingung, daß er sich der Aufsicht des Rentmeisters fügen müsse. Doch waren die beiden kaum ausgerückt, da entschwand der Freiherr den Augen seines Aufsehers. Plötzlich hörte dieser zwei Notschüsse; er folgte der Richtung und fand Wilhelm mit blutüberströmtem Arm an einer Quelle, bemüht, das Blut abzuwaschen und zu stillen. Infolge seiner ungestümen Bewegungen hatte sich der Verband gelöst. Voll Schrecken brach der gute Rentmeister in lautes Jammern aus. Der

Freiherr herrschte ihn an: „Sind Sie doch ein altes Weib! Helfen Sie mir nur, die Binde wieder um den Arm zu legen!“ Bald war der Pflegling aufs neue spurlos verschwunden, und erst zu Hause sah ihn der Rentmeister wieder. Derselbe mußte ihm versprechen, „Mütterchen“ nichts zu sagen, um ihr keinen Schmerz zu bereiten, der Vorfall habe ja gar nichts zu bedeuten.

2. Der Wein klärt sich.

Das Winter- und Sommersemester 1830—1831 brachte Freiherr Wilhelm in Berlin zu. Das frivole Treiben der Musenstadt stieß ihn ab; 1841 schrieb er seiner Schwester, Gräfin Merveldt: „Der Aufenthalt in Berlin ist für junge Leute sehr gefährlich, denn nirgends wird mit der geistlosesten, rohesten Sittenlosigkeit so braviert wie dort.“

Im Herbst 1831 zog den Freiherrn die herrliche Lage und der Ruf bedeutender Professoren nach Heidelberg. Bei Professor Mittermaier, der für die neueren Theorien des Strafrechtes bahnbrechend geworden ist, hörte er deutsches Strafrecht; laut Zeugnis vom 26. März 1832 besuchte er das Kolleg „ausgezeichnet fleißig“. Einer seiner Heidelberger Universitätsfreunde, Fürst Hohenlohe-Waldenburg, trat später für die hohen Ideen des streitbaren Bischofs in sturmbewegter Zeit öffentlich ein.

Das deutsche Strafrecht, das Ketteler so eifrig studierte, ereilte ihn nun in Heidelberg auch selbst. Bereits am 7. Oktober 1830 hatte sich die Kgl. Großbritannisch-Hannoversche Universitäts-Gerichts-Deputation an die Behörde der Berliner Universität gewandt, um die Vollstreckung der vierzehntägigen Karzerhaft des Freiherrn herbeizuführen. In Berlin konnte derselbe noch geltend machen, daß die Nasenkur nicht ganz vollendet sei. In Heidelberg sah er sich endlich genötigt, die

unvermeidliche Sitzung hinter Schloß und Riegel über sich ergehen zu lassen. Am 2. April 1832 wurde der Universität von Göttingen die beruhigende Mitteilung gemacht, der Strafvollzug sei erfolgt.

Die landschaftlichen Reize eines Sommeraufenthaltes in Heidelberg vermochten den feinfühlenden Sträfling nicht mehr dorthin zu locken; er zog es vor, das Sommersemester 1832 in München zuzubringen. Dort waren es namentlich die Vorlesungen des Professors Dr Schmidtlein über Kirchenrecht, welche er nach einem Zeugnis vom 11. April 1833 „mit rühmlichstem Fleiß" besuchte. Die überschäumende Lebenslust machte mehr und mehr einem ernstlichen Streben nach solider Geistesbildung Platz.

Der Lebensernst erfuhr eine wesentliche Steigerung, als der Freiherr die erschütternde Nachricht erhielt, daß sein hochverehrter, innigst geliebter Vater nach kurzer, schwerer Krankheit in Bad Ems am 30. Juli 1832 fromm verschieden sei. Der Schmerz Wilhelm Emanuels war kein vorübergehender. Sieben Jahre später schrieb er aus München anläßlich des Todestages an Gräfin Merveldt: „Schon oft habe ich in diesen Tagen unseres lieben, geliebten Vaters gedacht, der uns nun schon sieben lange Jahre von der Seite gerissen ist. Auch damals war ich hier. Gern hätte ich diese Tage so ganz dem Gedächtnisse unseres teuren Vaters gewidmet, wie ich es mir schon lange vorgenommen hatte; denn woran können wir uns mehr erbauen und für das Ungemach im Leben stärken, als wenn wir uns seinen festen, ernsten, edeln Geist und Willen vorstellen, mit dem er uns während seines Lebens so sicher, so liebevoll und freundlich geleitet hat?"

Bei dem temperamentvollen Freiherrn Wilhelm trat der Zug zu ernster Innerlichkeit immer deutlicher zu Tage. Einige Monate nach des Vaters Tod schreibt die Mutter: „Wilhelm

ist nicht mit August auf die Jagd, eine solche Jagdpassion hat er nicht, er ist lieber auf seinem Zimmer und beschäftigt sich mit Lesen und schreibt die Stellen auf, die ihm am meisten gefallen."

Die Universitätsstudien vollendete er im Wintersemester 1832—1833 in Berlin, da er beabsichtigte, die Laufbahn eines preußischen Regierungsbeamten einzuschlagen. Mit dem Grafen Asseburg teilte Wilhelm nicht bloß die Wohnung, sondern auch die Gesinnung; sie schüttelten gern den Staub der Residenzstadt von den Füßen; auf einer Fußtour von Berlin nach Leipzig führten sie ein gemeinsames Tagebuch und notierten darin abwechselnd ihre Eindrücke und Einfälle.

Den durch gelehrte Arbeiten über den Sachsenspiegel und andere Rechtsquellen des Mittelalters bekannten Professor Homeyer hörte Ketteler „sehr fleißig". Eichhorns Vorlesungen über das Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten besuchte er „mit rühmlichem Fleiß". Am 21. Mai 1833 stellte er sich in Münster zum Examen und erwarb das Zeugnis, daß er „gute natürliche Fähigkeiten und zureichende Rechtskenntnisse" besitze.

Hinsichtlich seiner sittlichen Führung während der gefahrvollen Studentenjahre durfte er sich später als Bischof vor seinen Priestern das rühmliche Zeugnis ausstellen, „der liebe Gott habe ihn vor jeder Makel bewahrt". Ein Hauptverdienst dabei maß er neben seinen vorzüglichen Eltern insbesondere auch seinen trefflichen Schwestern zu. Bei der goldenen Hochzeit seiner Schwester Anna mit dem Grafen Matthias Galen am 11. Januar 1875 gedachte er dieser Wohltat in seiner Ansprache beim Festmahl:

„Groß ist die Bedeutung der Schwester für den Bruder; sie wird dadurch die rechte Schwester, daß sie sich bemüht, die Brüder auf dem Wege des Glaubens und der Beobachtung

der Gebote Gottes zu erhalten. Dank dem lieben Gott, daß er uns Brüdern so gute Schwestern gegeben hat. Sie haben mich in der Jugend vor vielem Bösen bewahrt und alle meine Unarten in Liebe ertragen. Ein Thomas von Kempen, welchen mir meine gute Schwester Anna schenkte, hat mich treu auf die Universität begleitet und oft, wie ich mich noch wohl erinnere, gute Gedanken in mir angeregt."

Dritter Abschnitt.

Staatsdienst.

1. Eine Lanze für geraubtes Recht.

Am 29. Mai 1833 leistete Freiherr Wilhelm vor dem Kollegium des Oberlandesgerichtes den Diensteid. Der neue Auskultator widmete sich dem Beruf mit Feuereifer, nach dem amtlichen Zeugnis des Kriminaldirektors „mit vielem Fleiß und zur Zufriedenheit".

Am 5. Mai 1834 warf er sich in Münster zur Erfüllung der einjährigen Dienstpflicht in die Husarenuniform. Ein Urlaubspaß bezeugt seine militärische Tüchtigkeit, aber das Militärleben zur Friedenszeit sagte ihm nicht zu; er war froh, als er seinem Bruder Wilderich mitteilen konnte: „Vorgestern habe ich endlich die Zwangsjacke ausgezogen. . . . Der mir angeborne Widerwille gegen alle Verhältnisse eines Soldaten im Frieden hat mir recht viel zu schaffen gemacht." Als bald darauf ein Krieg mit Frankreich auszubrechen drohte, „ersehnte er", wie er selbst versicherte, die „Ehre und Wirksamkeit" des Vaterlandsverteidigers.

Nach Ablauf des Einjährigendienstes setzte er die Tätigkeit des Auskultators fort; seine Behörde bezeugt, er habe in den zwei Jahren praktischen Dienstes „mit regem Eifer, mit Ordnung und Umsicht die ihm aufgetragenen verschiedenen Geschäfte behandelt, eine gute Rechtstheorie und die Gabe richtiger Anwendung entwickelt, den Sitzungen des Gerichtes ordnungsmäßig beigewohnt, die Termine gehörig wahr-

genommen und einen soliden Wandel geführt". Wenige Monate später reichte der Freiherr zum Behuf des Referendarexamens eine Proberelation ein über einen sehr verwickelten Gegenstand: Die Appellations-Klage gegen die Eisendraht-Kabel-Gesellschaft zu Altona. Siebzehn Bände Aktenmaterial waren durchzuarbeiten. Der Korreferent Callenberg war zwar anderer Ansicht, stellte aber dem Freiherrn das Zeugnis aus, daß er „in der äußerst verwickelten und weitläufigen Sache mit vielem Fleiß und Geschicklichkeit gearbeitet und das Votum mit vieler Gründlichkeit ausgearbeitet habe".

Das am 21. August 1835 „wohlbestandene" Referendarexamen verschaffte ihm am 14. September des gleichen Jahres die Ernennung zum Oberlandesgerichts-Referendarius. Sein Gesuch, als Regierungsreferendar der Verwaltung zugewiesen zu werden, fand die Bestätigung. In dem neuen Pflichtenkreis erwarb sich Freiherr v. Ketteler alsbald die Achtung der Vorgesetzten. Der Regierungspräsident vertraute ihm ein sehr schwieriges und heikles Referat an: „Darstellung der allgemeinen Grundsätze, durch welche der preußische Staat bei Behandlung der Juden und Mennoniten seit dem Jahre 1815 geleitet wurde, und der staatsbürgerlichen Verhältnisse dieser Religionsparteien im Regierungsbezirke Münster." Der Freiherr behandelte das Thema mit jener Schärfe und Klarheit, die seine späteren zahlreichen Schriften stets auszeichneten. Auf Grund der historischen Rechtsentwicklung trat er in der Arbeit für die Rechte der Juden ein, und der fünfundzwanzigjährige preußische Regierungsbeamte übte an dem Vorgehen der preußischen Regierung eine erstaunlich freimütige Kritik; so schreibt er:

„Es ließ sich wohl billigen, daß man nicht plötzlich und auf einmal den Juden alle bürgerlichen Rechte zugestand; unbillig aber war es, wenn man diese Einschränkungen noch lange bestehen ließ, und völlig unerklärlich und ungerecht,

wenn man wieder Rückschritte machte und selbst verliehene Rechte wieder aufhob. Dieses schwankenden Verfahrens sich schuldig gemacht zu haben, kann mit vollem Rechte der preußischen Regierung vorgeworfen werden. § 8 des Ediktes von 1812 wurde durch die Kabinettsorder vom 18. August 1822 aufgehoben. Man kann sich einer strengen Mißbilligung dieser Verfügung nicht erwehren. Schon einem Privatmanne würde man Mangel an Charakter und Selbständigkeit vorwerfen, wenn er in seinen Handlungen während eines so kurzen Zeitraums so verschiedenen Prinzipien huldigte. Wie viel mehr muß man aber einem Staate unverzeihliche Unbesonnenheit vorwerfen, der binnen zehn Jahren einen Grundsatz verwarf und wieder aufnahm! Außerdem kränkt diese Verfügung wohlerworbene Rechte und wurde dadurch noch ein Akt der Ungerechtigkeit." Diese mutige Sprache des Freiherrn kennzeichnet so recht den ihm zeitlebens eigenen Sinn für Wahrheit, Freiheit und Recht. Die Zensur bezeichnet die Arbeit als „im ganzen befriedigend", findet aber die scharfe Kritik zu wenig „schonend". „Solche Engherzigkeit", heißt es, „muß man dem Staate nicht zutrauen."

Neben den vielseitigen Berufsgeschäften fand und nahm sich der zusehends an Innerlichkeit wachsende Freiherr die Zeit zu religiöser Lektüre und Glaubensbetätigung. Die ihm von Gräfin Stolberg zugestellte „Symbolik" Möhlers und dessen andere geistvolle Schriften las er mit einer „wahren Passion". Nicht selten wallfahrte er am Morgen in aller Frühe nach dem Marienheiligtum Telgte zum Empfang der heiligen Sakramente und eilte dann nach Münster zurück ins Büro.

Um jene Zeit zerschlug sich an äußeren Verhältnissen die in Erwägung gezogene Vermählung mit einer jungen vornehmen Dame. Ein in den Hergang ganz eingeweihter Ver-

wandter schreibt: „Eine unglückliche Liebe war es durchaus nicht. Da die pekuniären Verhältnisse gegen eine Verbindung entschieden, so wurde diese auch nicht angestrebt, und es war weder der eine noch die andere unglücklich. Sie sahen Gottes Willen in den Verhältnissen.“ Im rechten Gleichgewicht hielt den Freiherrn nach einem späteren Ausspruch desselben seine „übergroße Liebe zum elterlichen Hause und dem geschwisterlichen Kreise“; am 30. Juli 1842 versicherte er: „Ich habe nie einen Augenblick geglaubt, daß irgend ein Verhältnis in der Welt mir das auch nur einigermaßen werde ersetzen können.“ Dazu kam, daß seine Kraftnatur, unzufrieden mit dem engen Wirkungskreis einer Familie und des einfachen Beamten, große Zeiten herbeisehnte, die eine machtvolle Betätigung aller Fähigkeiten ermöglichten. Dem Grafen Asseburg klagte er: „Ich bin zur unrechten Zeit geboren, ich hätte ins Mittelalter gehört.“ Als Graf Ferdinand Galen nach seinem zur Vermeidung eines Gewissenkonfliktes erfolgten Rücktritte von der Stellung eines preußischen Geschäftsträgers am Brüsseler Hof einen Verwaltungsposten in Münster erhielt, schrieb Ketteler Herbst 1840 darüber seinem Bruder Wilderich:

„In Münster war Ferdinand von der Regierungssitzung, der er beigewohnt, schon über die Maßen gelangweilt. Ich freue mich recht, ihn über einige Zeit wieder zu sprechen, wie er dann über dieses Komödienwesen einer kollegialischen Beratung, wodurch die Theorie die höchste Intelligenz in der Regierung eingefangen haben will, urteilen wird. Ihm muß dieses Scheinwesen besonders grell erscheinen, da er so auf einmal, ohne Ahnung, mit gesunden Sinnen hineinkommt, während alle andern, die daran teilnehmen, schon von ihren Referendarszeiten her so sehr an Geist und natürlichem Verstand abgestumpft sind, daß sie sich daran gewöhnt

haben, diesen hohlen Schein als die Quintessenz einer guten Regierung anzusehen."

2. Innere Kämpfe.

Statt, wie es lange in der Schwebe war, in einen Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden, warf Preußen der katholischen Kirche den Fehdehandschuh hin. Der energische Vorkämpfer für die unveräußerlichen Rechte der Kirche, Klemens August Freiherr Droste zu Vischering, Erzbischof von Köln, wurde staatsverbrecherischer Umtriebe angeklagt, und ohne daß auch nur der Schein einer Schuld nachgewiesen werden konnte, ließ ihn die gewalttätige Regierung auf der Festung Minden einkerkern.

Ein Schrei der Entrüstung entrang sich allen katholisch fühlenden Herzen, nicht zum mindesten in Westfalen, da der Kirchenfürst ein Sohn der „roten Erde" und Sproß eines der vornehmsten westfälischen Adelsgeschlechter war. Die edeln Familien Galen und Ketteler hatten an preußischen Sympathien förmlich miteinander gewetteifert; von den sechs Söhnen des Freiherrn Maximilian Friedrich v. Ketteler standen vier bei preußischen Garderegimentern; Wilhelm Emanuel hatte sich schon als Knabe gerühmt, „ein guter Preuße" zu sein; aber bis zur Anerkennung empörender Ungerechtigkeiten und Gewaltakte trieben die Galen und Ketteler den Patriotismus nicht. Graf Ferdinand v. Galen sollte als Geschäftsträger in Brüssel melden, der Erzbischof von Köln sei auf Grund revolutionärer Umtriebe verhaftet worden, aber er weigerte sich, bei dem Unrecht irgendwie mitzuwirken; infolgedessen wurde er alsbald entlassen. Ähnlich handelten andere katholische Beamte. Auch Freiherr Wilhelm v. Ketteler „wollte", wie er schrieb, „nicht einem Staate dienen, der die Aufopferung seines Gewissens fordere". Im Hinblick auf den Tod einiger

bekannter Persönlichkeiten ergeht er sich am 10. Juni 1839 in folgenden Erwägungen:

„Glücklich sind gewiß die, welche der Tod bei gutem Gewissen getroffen hat und welche die teuflischen Schändlichkeiten hier auf Erden nicht mehr als tägliches Brot zu verzehren haben. Man muß wahrhaftig schon einen guten Verdauungsorganismus besitzen, um nicht zu sterben vor Wut über die sich täglich häufende Schändlichkeit. Erfinderisch ist unsere Zeit in jeder Beziehung, aber in den gemeinsten Bubenstücken doch am produktivsten. Daß man den Menschen solche Gemeinheit, Wortbruch, ja selbst hinterlistige Verlockung auftischen kann, und daß über diese Schändlichkeit nicht allgemeines Entsetzen durch die ganze Welt sich hören läßt, vielmehr der größte Teil der Menschen sie kaum zu bemerken scheint, beweist recht die Verderbtheit jedes einzelnen."

Die geschilderten Vorgänge verleiteten dem Freiherrn vollends den Staatsdienst. Am 1. Dezember 1837 erbat er sich einen sechsmonatigen Urlaub zwecks „fernerer wissenschaftlicher Ausbildung im Verwaltungsfach". Da dem großen Dulder auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Köln keine Gerechtigkeit widerfuhr, gab Freiherr v. Ketteler noch vor Ablauf des Urlaubes, am 26. Mai 1838, seinem Präsidenten die Erklärung ab, daß „eingetretene Verhältnisse es ihm zur Pflicht machten, auszuscheiden". Zwei Tage darauf wurde es ihm gewährt, unter der ehrenvollen Anerkennung von seiten seines Vorgesetzten, daß er in den zwei Jahren des Referendardienstes „sich in jeder Hinsicht zur Zufriedenheit geführt habe".

Die Berufswahl, die sich am Ende der Studien glatt abgewickelt hatte, trat nun aufs neue an den Freiherrn heran und sollte ihm jahrelang schwere innere Kämpfe bringen. Über das erste Unbehagen half ihm ein freudiges Familienereignis

hinweg. Sein Lieblingsbruder Wilderich vermählte sich am 2. Juni 1838 mit der jüngsten Tochter des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg-Stolberg. Seit Jahren war ihm Wilderich der intimste Ratgeber und leuchtendes Vorbild, und er blieb es bis zu dem Augenblick, da er bei einer Hochzeitsfeier auf Schloß Hinnenburg am 29. Juli 1873 während eines Werkes der Nächstenliebe vom Schlage gerührt in den Armen des bischöflichen Bruders verschied. Wilhelm Emanuel stellte ihm am 5. November 1873 das herrliche Zeugnis aus: „In meiner ganzen Rückerinnerung an Wilderich von frühester Jugendzeit an kann ich nicht ein einziges Pünktchen auffinden, das ich wegwischen möchte. Als ich 1828 von Brig zurückkam, war er ein junger Offizier. Von da an haben wir, im ersten Jahre weniger, aber dann immer inniger miteinander verkehrt. Er war ein unbeschreiblich pflichttreuer junger Mensch.“ Die Verehelichung des Freiherrn Wilderich mit Gräfin Paula Stolberg erfüllte Wilhelm Emanuel mit so hoher Freude, weil sie als getreues Abbild ihres großen, edeln Vaters seines hochverehrten Bruders wert war. Von nun an suchte Freiherr Wilhelm bei dem glücklichen, idealen Ehepaar gar oft Trost und Rat, namentlich in den nun folgenden Jahren peinlichen Suchens nach einem würdigen Lebensberuf.

Die unfreiwillige Muße füllte zunächst eine Rundreise bei den Verwandten aus. So besuchte er in Westerwinkel den Grafen Merveldt, in Dieck bei Warendorf seine Halbschwester, Gräfin Nesselrode. Überallhin begleiteten ihn seine drei Hunde.

Seine „Hauptlektüre“ war damals, zufolge eines Briefes an Wilderich, die „Mystik“ des großen Görres. „Wenn auch oft unverständlich für mich, bietet sie doch hohen Genuß. . . . Den Kampf des Sinnlichen mit dem Geistigen habe ich noch nie so aufgefaßt gefunden. Es klingt oft fabelhaft, wie

diese Heiligen sich schon in der Welt aller körperlichen Beziehungen entäußert und die gestörte geistige Verbindung, dem Körper und seinem gemeinen Streben zum Trotz, hergestellt haben."

Der elegante Aristokrat, der leidenschaftliche Jäger, der kühne Reiter und brillante Tänzer hatte sein Auge erhabeneren Kunstfertigkeiten geöffnet, und bereits konnte er am 9. Juli 1838 seinem geistesverwandten Bruder Wilderich verraten, daß ihn „der Fingerzeig aller Umstände eigentlich auf den geistlichen Stand hinweise". Er nennt sich „einen Menschen, der zur Erkenntnis gekommen ist oder vielmehr das immer Erkannte wieder bekennt, daß er nur zum Leiden und zur Prüfung auf Erden ist und darin Gott selbst zum Vorbilde hat", sich aber trotz dieser „Überzeugung" noch nicht „zu allen Entbehrungen bereit" finde. Auch hielt ihn heilige Ehrfurcht vor der geistlichen Würde ab, dem Winke Gottes alsbald zu folgen; er schrieb später: „Alles, was die Welt rein, edel, groß nennt, schien mir Kot zu sein gegen die Würde des Priesterstandes in der heiligen katholischen Kirche." Zu den „Schwierigkeiten", die zu überwinden waren, gehörte auch das Erfordernis, abermals in der Rolle eines Anfängers und Schülers ein weites, schwieriges Wissensgebiet, die Wissenschaft der Wissenschaften zu durchlaufen.

In dem gewaltigen Gärungsprozeß fühlte er sich „trostlos" und „innerlich zerstört", so daß er seine drei Hunde beneidete, die nach seinem Worte „jedenfalls gesünderen Sinn und Herz mit sich herumtragen als ihr Herr". Er schämte sich seiner Entschlußlosigkeit und seines „Altweiber-Geklages". „Ich komme mir nur vor als Projektenmacher oder Reiseschneider, und beides ist mir gleich verhaßt. Bald werde ich ganz irre an mir und halte mich für einen ganz behaglichen Materialisten, der sich nur zum Zeitvertreib hie und da Kummer und Gram voraffektiert, d. h. Komödie spielt."

In seinen Charakterfehlern erblickte er ein unüberwindliches Hindernis des Priesterberufes; dem Bruder Wilderich bekennt er: „Um mich zum geistlichen Stande würdig umzugestalten, wären größere Wunder erforderlich, als um Tote aufzuerwecken. Die einzige Hoffnung, die ich in dieser Lage noch habe, ist die unendliche Barmherzigkeit Gottes, welche nicht nach dem Verdienste der Menschen die Gnade austeilt und daher vielleicht auch mich trotz meiner Unwürdigkeit bedenken wird.“

Vierter Abschnitt.

Berufslosigkeit.

1. Einjährig-freiwillige Verbannung.

Völlige Trennung von den allzu zart geliebten Verwandten auf längere Zeit war geeignet, Kettelers Blick zu weiten und den Opfersinn zur Reife zu bringen. Er entschloß sich auf ein Jahr mutig zu dieser Losschälung von Fleisch und Blut, mochte sie ihm auch noch so hart ankommen. Wilderich schrieb er ein Jahr später: „Wer die Trennung hier auf Erden erfunden hat, dem kann ich nie verzeihen, denn ich weiß mir nichts Empfindlicheres zu denken."

Von der Reise nach München aus schrieb er: „Ich komme mir vor wie ein amputierter Mensch, der sich zum Teil hat zu Hause lassen müssen. ... Aber ich habe keinen Freibrief erhalten, um mich alles Schmerzes auf dieser Welt zu entschlagen."

Mit Beginn des Frühlings 1839 trat der Freiherr die einjährig-freiwillige Verbannung an; er wollte sie in München durchmachen im Verkehr mit den großen Katholikenführern, durch welche damals die Bayernhauptstadt zum Mittelpunkte des kirchlichen Lebens und Ringens geworden war.

Die Reise nach München führte den Freiherrn über Köln und Koblenz. Schon manchmal hatte er den Kölner Dom gesehen, aber noch immer überwältigte ihn der Anblick desselben; er schreibt: „Die Erhabenheit und Größe des Baues ist ein Mittel, um sich leicht zum Unendlichen, Ewigen zu erheben. Man ahnt, für wen solche Formen allein geschaffen

werden konnten, und wird ihm näher gebracht. So geschah es mir auch, als ich dort die Frühmesse hörte. Da erschien mir alles Zeitliche so klein und niedrig und jedes zeitliche Opfer so unbedeutend, daß ich selbst freudig und ohne Kummer meines Scheidens von Euch gedenken konnte."

Andere, nicht minder erhebende Eindrücke warteten des edeln Freiherrn in Koblenz. Dort besuchte er Gräfin Amalie Merveldt; diese hatte sich von der Welt, in der sie einst geglänzt, in eine ärmliche Zelle zurückgezogen, um nur mehr dem Dienste der christlichen Barmherzigkeit zu leben. Bei ihren frommen Unternehmungen stand ihr der ehemalige protestantische Offizier August Seydell, nunmehr seeleneifriger Priester, zur Seite. Ketteler fand im Besuch desselben einen wahren „Genuß" und schildert den edeln Mann als „Geist und Feuer durch und durch". Der Verkehr mit den beiden ganz vergeistigten Persönlichkeiten machte ihm Koblenz zum „eigentlichen Glanzpunkt" der ganzen Reise.

Sobald er in München eintraf, verschaffte er sich die Aufnahme in den Görresschen Freundeskreis, der ihn vor allem angelockt hatte. Gräfin Sophie Merveldt teilte er am 9. Mai 1839 mit, daß die hochbegabten, edeln Männer „ganz seiner Erwartung entsprechen"; „nur so einfach, so natürlich und anspruchslos hatte ich sie mir nicht gedacht. Sie erscheinen mir als Muster recht lebendiger Katholiken. Treue, Redlichkeit und Glaube durchdringt ihr ganzes Leben und jedes ihrer Worte. Wie verblendet doch die Welt ist! Solchen Männern wirft man revolutionäre Grundsätze und Aufreizung vor, während jeder Blutstropfen in ihnen Gehorsam gegen die Obrigkeit bekennt, aber natürlich — und Gott sei Dank dafür — ohne Verrat an der Religion. Diese Herren leben hier übrigens in einem so freundschaftlichen Kreise, wie ihn nur Religion und Treue bilden kann, und versammeln sich zur ungezwungensten, heitersten Geselligkeit,

wodurch sie sich gegen die Stubenhockerei schützen. Dann gehen sie auch viel in die Tiroler Berge und holen sich in der dortigen frischen Luft wieder gesunde Lebenskraft und Lebensansicht."

An Guido Görres fand Ketteler „einen höchst angenehmen Umgang". Auch den genialen Dichter Klemens Brentano lernte er damals kennen; er schreibt über ihn: „Ich habe mich besonders an seinem unglaublich reichen Witz erfreut, der ihn zu einem höchst angenehmen Gesellschafter macht. . . . Der Mensch könnte mich zum Narren machen, wenn ich viel mit ihm umginge. Übrigens scheint er seine Zunge durchaus nicht ganz in der Hand zu haben, und ich konnte ihm die Bemerkung nicht unterdrücken, wie gefährlich eine so überreiche Gabe dieser Art doch ist."

Den wertvollsten Einfluß auf den Freiherrn übte der herzliche Verkehr mit Professor Phillips, dem großen „Streiter der Kirche", mit dem er zeitlebens in innigster Beziehung blieb. Den Umgang mit ihm rechnet er zu den „liebsten Erinnerungen"; „wenn man das Leben eines solchen Mannes betrachtet, kann man sich selbst nicht mehr anders als in der Gestalt eines Faultiers denken".

Um in „Einsamkeit" die Berufsfrage zu erledigen, mied er die Salons der hohen Gesellschaft sorgfältig, aber ein unvermeidlicher Besuch bei seiner Cousine, Gräfin Leopoldine Arco, auf Schloß Zinneberg entriß ihn jäh der stillen Klause. Er schreibt darüber: „Ich hatte das Unglück, in eine große Gesellschaft zu stolpern, was durch seine Konsequenzen für mich sehr unangenehm werden kann." Bald regnete es Einladungen und alle möglichen sog. gesellschaftliche Pflichten.

Von den zahlreichen Familien waren ihm Fürst Löwenstein und dessen Gemahlin, eine kühne Jägerin, „bei weitem die liebsten. . . . Ich bekomme eine wahre Vorliebe für diese Familie". Die vielen Ehrungen, die der feine Kavalier

überall über sich ergehen lassen mußte, versetzten ihn in die Angst, es könne dabei „die Demut Gefahr laufen. . . . Bald hat sich wieder die Welt mit ihren Eitelkeiten in die Seele geschlichen, unvermerkt, wie ein Dieb in der Nacht".

Eine große Störung brachte auch die unter den verlockendsten Umständen neu erwachende Jagdleidenschaft. Die Fürstin Löwenstein, von der er in einem Briefe mit Nachdruck erzählt, daß sie „an einem Abend spazierenfahrend drei Hirsche selbst erlegt und einen gefehlt" habe, lud den Freiherrn immer wieder zu spannenden Jagden ein; am 3. August 1839 berichtet er: „Die letzten vierzehn Tage habe ich fünf Hirschjagden mitgemacht. Ich hätte fast täglich mitgehen können, wenn Gewissensbisse mich nicht abgehalten hätten. Ich bin sehr glücklich gewesen; habe schon drei Hirsche geschossen und noch keinen gefehlt. . . . Bald beginnen nun auch die Hirsch- und Gemsenjagden im bayrischen Hochgebirge, und ich befürchte, daß ich leichtsinnig genug sein werde, einige Jagden dort mitzumachen. Wenn ich wollte, könnte ich jetzt täglich jagen und bald in der Hühnerjagd mich ganz satt schießen."

Neu und schon darum besonders reizvoll waren für den Freiherrn die Gemsjagden in der wilden Gebirgswelt. Von dem ersten derartigen Jagdausflug mit der fürstlichen Familie Löwenstein berichtet er Wilderich: „Poetisches hatte diese Jagd hinreichend . . . in der herrlichsten Gegend. . . . Eine Gemse schoß ich fehl, bisher mein einziger Fehlschuß. Wir haben drei Triebe gemacht, die eine ganze Bergwand oder einen ganzen Bergkopf befassen und viele Stunden lang sind. Du siehst ein, daß da alle Beschreibung aufhört. Man kann kühn behaupten, daß in der ganzen Welt eine solche Jagd sich nicht wiederfindet."

Aber gerade hier zeigte sich so recht der innere Wandel, der sich in dem Freiherrn vollzogen hatte. Er gesteht, daß

er sich bei den Jagdvergnügungen „nicht mehr so freuen könne wie früher, sonst hätte ich über mein Glück toll werden müssen"; „bei allem bleibt mir eine Leere, die ich wohl augenblicklich vergesse, die sich dann aber nur noch empfindlicher geltend macht".

Eine lange Schilderung seiner Jagderlebnisse schließt der Freiherr am 3. August 1839, nachts 1 Uhr, in einem Brief an Gräfin Merveldt: „Teure, liebe Schwester, ich habe Dir wieder so wenig von dem gesagt, was ich Dir von meinem Herzensgrunde so gern sagen möchte, und habe dagegen von dummen Hirschen gesprochen, die mich nicht glücklich noch unglücklich machen."

Sein Lebensernst blieb nicht unbeobachtet. Fürstin Löwenstein schrieb am 4. März 1865 dem Bischof von Mainz: „Als Sie noch in der Welt lebten, hegte ich, ohne auf Prophetengabe Anspruch zu machen, die Überzeugung, daß Gottes Gnade Sie zum geistlichen Stande führen werde." Es wird erzählt, der Freiherr sei, als er sich eines Tages, von der Jagd ermüdet, am Sockel einer Riesenstatue des Atlas in der Nähe des Schlosses Harkotten niedergelassen habe, von einem Förster mit den Worten begrüßt worden: „Guten Tag, Bischöfliche Gnaden." Jede Kundgebung katholischen Geistes war ihm besonders „wohltuend". „Beim Englischen Gruß entblößt (in München) die große Mehrzahl den Kopf; an der Kirche vorübergehend, nimmt fast jeder den Hut ab."

Die Jagdfreuden hinderten den Freiherrn nicht, wissenschaftlicher kirchlicher Lektüre obzuliegen. Im August 1839 schreibt er an Wilderich: „Die Einleitung zur Kirchengeschichte von Möhler wird Dich entzücken. Sie ist hinreißend schön und sollte von jedem, der Geschichte studieren will, auswendig gelernt werden." Die „Historisch-politischen Blätter", die ihm auf den Jagdpartien entgehen mußten, las er alsbald „mit Begierde" nach und bemerkte: „Die letzten Auf-

sätze sind wahre Muster einer konsequent katholischen Darstellung." Den Bücherfreund verrät der am 5. Januar 1840 brieflich geäußerte Vorsatz: „Wenn ich wieder nach Hause komme, bewahre ich einen anständigen Anzug für Besuche, sonst trage ich nichts wie Jagdanzüge in und außer der Stadt; denn ich will nicht das Geld, das ich für Bücher verwenden muß, in Röcke stecken."

2. Flucht aus München.

Unter dem Drange großen Familienverkehrs kam der Freiherr in München in der Berufsangelegenheit nicht zur Klarheit und Entschließung. Er bedauert sehr, „ganz gegen seinen Willen" in das Gesellschaftsgetriebe hineingezerrt worden zu sein und darum das „gewünschte Ziel" nicht erreicht zu haben. Er sah sich genötigt, abermals den Wanderstab zu ergreifen. „Hier (in München) kann ich nicht bleiben; die Bekanntschaft mit der großen Welt, der ich mich im Winter gar nicht mehr entziehen kann und die schon jetzt so zugenommen hat, treibt mich ganz notwendig fort."

Es zog ihn mächtig nach der Heimat, aber erst ein halbes Jahr seiner Verbannung war verstrichen, und ganz abgemachte Sache war bei ihm: „Es ist notwendig, nicht ohne festen Entschluß zurückzukehren. Daß ich dazu nicht kommen kann, ist mir unendlich betrübend. ... In mir ist noch ein endloser Wirrwarr ohne Rat und Hilfe." Nur in einem Punkte hatte er Klarheit gewonnen, nämlich darin, daß er für den Ordensstand, zu dem er sich schon als Gymnasiast hingezogen fühlte, nicht berufen sei wegen einer übergroßen, fast krankhaften Sehnsucht nach seinen nächsten Verwandten. Bruder Wilderich versichert er: „Ich kann Dir jetzt ganz bestimmt sagen, daß mich nichts auf die Dauer von Euch trennen wird."

Er hoffte, daß in der großartigen, feierlich stillen Gebirgswelt die hohen Pläne, die ihn erfüllten, am ehesten ausreifen werden. „Es zieht mich fast unwiderstehlich nach Tirol, als wenn es meine geliebte Heimat wäre. . . . Ich suche mir dort ein Plätzchen, wo ich der Heimat am heimlichsten gedenken kann. Wüßte ich einen würdigen Mann, der sich einige Monate mit meiner Leitung befassen wollte, so würde ich zu ihm gehen und dort mich etablieren; finde ich einen solchen nicht, so vermähle ich mich mit der Einsamkeit und will mit ihr einige Monate leben — wäre es auch in einem öden, zugeschneiten Örtchen. Doch so werde ich immer nur einen Teil meines Vorhabens erfüllt sehen; denn ein tüchtiger Rat, dem ich mich ganz unbedingt hingeben könnte, fehlt mir vor allem. Bisher habe ich mir immer selbst geraten und bin dahin gekommen, ganz ratlos zu sein."

In Begleitung des Grafen Ferdinand Korff-Schmising-Kerssenbrock trat er am 29. August 1839 die Gebirgsreise an. Sie berührten Hohenschwangau, Partenkirchen, Innsbruck, den Königssee, Berchtesgaden und trafen am 8. September in Salzburg ein, wo sie auf Montfort, dem Landgute des Grafen Leopold Stolberg, die herzlichste Aufnahme fanden. Von da aus machten sie Ausflüge nach Ischl und Hallein; mit Vorliebe suchten sie die „schönen, wilden Bergpartien" auf. Dann ging es zurück nach Innsbruck, wo sich Graf Korff-Schmising von dem Freiherrn trennte; „mit schwerem Herzen sah ich ihn der Heimat zueilen. Jetzt bin ich schon elf Tage in Gesellschaft mit mir allein und konnte mich in dieser Zeit etwas daran gewöhnen, einsam zu sein".

Der Freiherr reiste weiter nach Meran und blieb daselbst über einen Monat. Die Hauptrichtung seiner Beobachtungen verrät ein Brief an Gräfin Sophie Merveldt: „Ich weiß kein Volk je gesehen zu haben, welches in seiner äußeren Erscheinung so den Ausdruck der größten Frömmigkeit und

der tiefsten Religiosität hat wie das hiesige. . . . Diese Frömmigkeit gibt sich bei allen Gelegenheiten kund und hat mir den angenehmsten Eindruck gemacht. . . . Da ruft der Nachtwächter: ‚Ihr Herren, laßt euch sagen, die Glock' hat zehn geschlagen. Der Herr möge uns bewahren und seine unbefleckte Mutter Maria! 10 Uhr. Gelobt sei Jesus Christus!' Alle Abende freue ich mich dieses Zurufes, der gewiß schon manchen Kranken mehr getröstet hat als unser protestantisches Gepfeife.“ Nach Besteigung einer der höchsten Berge bei Meran schrieb er: „Auf der Spitze fand ich mich mit dem unendlichen Schöpfer einer solchen Natur ganz allein und ich konnte ungestört meinen kleinen Gedanken in dieser großen Umgebung nachhängen.“

Im November besuchte der Freiherr Venedig, diese „Zauberstadt mit dem unvergleichlichen Markusplatz, der mich im letzten Augenblick wie im ersten fesselte“. Der Weg nach Mailand führte ihn durch eine „Reihe grandioser Städte“. Mailand selbst „sagte seinem Geschmack sehr wenig zu“; nur der Dom entzückte ihn. „Er ist wahrhaft göttlich . . .; eine wie erhabene religiöse Begeisterung gehört doch dazu, um eine solche Äußerung derselben zu bewirken!“

Nun ging es wieder München zu durch die Alpen. „Die großen, kraftvollen Mahnungen dieser stolzen Gebirgszüge“ ergriffen ihn zwar sehr, aber sie boten ihm anderseits doch so viel Zerstreuung, daß seine innere Klärung nicht voranschritt. „Ich sehe wohl, ich sollte in Sandwüsten reisen, um ebenso dürre wie diese zu werden und so wie der Sand im Innern abzusterben. Es ist eine wahre Tollheit von mir, eine Natur aufzusuchen, die jedes verborgene, niedergehaltene oder bekämpfte Gefühl so aufregt, wie die Natur, welche ich jetzt gesehen habe.“

Zu Beginn des Jahres 1840 befand sich der Freiherr wieder in München. Die interessante Reise hatte ihren Haupt-

zweck verfehlt: die von ihm so bitter beklagte „verdammte Ungewißheit und Bestimmungslosigkeit“ war noch nicht behoben.

Die Reise hinterließ ein förmliches Heimweh nach dem Hochgebirge. „So winterlich und eisig die Berge sich jetzt von hier aus ansehen, ziehen sie mich doch oft mit großer Gewalt zu sich hin, und wären nicht die höheren Bergrücken jetzt unmöglich zu übersteigen, so ließe ich doch selbst jetzt meine Bücher im Stich und machte eine Tour nach einer, wie man sie mir beschrieb, furchtbar wilden Gegend, die ich zu meinem größten Schmerze nicht gesehen habe und woran ich fast krank gehe.“

Sobald das ziemlich resultatlos verlaufene Verbannungsjahr dem Ende zuneigte, trat der Freiherr die Heimreise an. Aus Liebe zu seinem Bruder Wilderich machte er einen gewaltigen Umweg; derselbe hielt sich gerade zur Kur seiner kranken Gattin zu Gräfenberg in Österreichisch-Schlesien auf. Wilhelm Emanuel kündigte ihm seinen Besuch an: „Eure Abwesenheit mindert wesentlich den Drang, den ich nach Hause hatte. . . . Es mangelt mir ein so wie Du Vertrauter, mit dem ich das sehr Viele besprechen und überlegen könnte, was ich tun und lassen sollte. . . . Du wirst mir in dieser Beziehung unendlich abgehen.“

Da die Aussichten einer baldigen Rückkehr des teuern Bruders gering waren, verschob Freiherr Wilhelm die Heimreise und eilte nach Gräfenberg; er rechnete diesen Entschluß „zu den schlauesten seines Lebens“. Er bezweckte mit der Reise nicht Erholung, sondern Tröstung. Nach seiner Ankunft meldete er Gräfin Merveldt: „Ich kann es Dir nicht sagen, welche Freude und Beruhigung ich in dem Gedanken finde, den Geschwistern hier jetzt zu einigem Troste zu sein. . . . So viele Jahre habe ich schon mir und meiner Konvenienz gelebt. . . . Es ist wohl das erste Mal, daß ich reell nütz-

lich sein und meine Liebe zu Euch betätigen könnte, und doch muß ich wieder das Panier der Nichtsnutzigkeit ergreifen."

Die noch nicht erstorbene Jägernatur kam in Gräfenberg auch auf ihre Rechnung: „Ich habe mir hier neben der größten Freude, bei den Geschwistern zu sein, noch ein Nebenvergnügen als Jäger eröffnet. . . . Es ist die sehr edle Auerhahnjagd, der ich einige Nächte ohne Erfolg gewidmet habe, bis ich endlich gestern morgen mit zwei Sprossen dieser vornehmsten Waldbewohner, die ich beide mit eigener Hand erlegt, meinen feierlichsten Einzug hielt. Zwei Auerhähne an einem Morgen ist immer eine Non-plus-ultra-Jagd und besonders hier, wo es nur wenige gibt. Außerdem waren es die ersten, die ich in meinem Leben geschossen. Du kannst Dir also die Größe meiner Freude denken."

Nach etwa zweimonatigem Aufenthalt in Gräfenberg reiste der Freiherr nach Brauna zum Grafen Cajus Stolberg, blieb kurz in Dresden, und dann eilte er über Halle, Kassel und Arnsberg der Heimat zu. Bei Werl schlug der Blitz in geringer Entfernung gerade vor seinen Augen in ein Haus ein, und alsbald stand der ganze Dachstuhl in Flammen. Am 2. Juni 1840 war der Freiherr wieder in Münster und traf dort die Mutter und den größeren Teil der Angehörigen. Er mußte in einem Brief an Wilderich gestehen: „Ich fühlte mich so verändert, daß ich mich selbst kaum wiederfinden konnte. Recht von Herzen sehnte ich mich mit Goethe nach den Tagen, wo ich noch ganz im Werden war und Nebel mir die Welt verhüllten; schrecklich lästig war mir meine eigene Besonnenheit und Altklugheit in diesem Augenblick. Doch in Wahrheit, alter Wilderich, wünsche ich mir diese Zeiten des Selbstbetrugs doch nicht wieder zurück, eben weil sie unwahr und lügenhaft waren.

3. Der tote Punkt.

Der Freiherr hatte in dem Jahre der Trennung viel von der Welt gesehen, aber nirgends zur Klarheit in der Berufsfrage kommen können. Einen vollen Monat nach der Heimkehr, am 4. Juli 1840, schrieb er Wilderich: „Gott gebe mir nur die große Gnade, geliebter Wilderich, Dir bald gewissere Nachrichten über meine Zukunft mitteilen zu können. Daß ich es jetzt noch nicht tue, liegt durchaus nicht in meiner Verschwiegenheit gegen Dich, sondern lediglich in meiner Entschlußlosigkeit. Meine Gedanken über meine Zukunft drehen sich in einem fertigen Zirkel herum. Es kommen keine neuen mehr hinzu, und das ist die Zeit, wo entschlossen werden muß und wo Entschlußlosigkeit tötend ist."

Die in ihm ganz festgewurzelte Überzeugung, daß die Entsagung in der „Religion des Kreuzes" das Lebenselement des Christen sei, mußte ihn mit heiliger Gewalt zu einem gottgefälligen Entschluß vorwärtstreiben. Seine ernste Weltanschauung fand Nahrung in traurigen Familienereignissen. Diejenige Schwester, mit der Freiherr Wilhelm in besonders vertrautem Verkehr stand, Gräfin Sophie Merveldt, verlor ihr einziges noch überlebendes Töchterchen und blieb zu ihrem größten Schmerze kinderlos; das schwere Leiden der Gemahlin Wilderichs schien unheilbar. Wilhelm Emanuel knüpft an die Besprechung der doppelten Hiobspost in einem Brief an Gräfin Merveldt die Erwägung: „Es ist wahrhaftig kein Aberglaube, daß Gott vielfach mit Kummer die heimsucht, welche seiner Gnade am nächsten stehen. . . . Ihr seid mit Eurem Leben recht mitten in der Religion, die nicht umsonst die Religion des Kreuzes genannt wird."

In das Mitgefühl mit den Leiden der Geschwister mischte sich die lebhafteste Teilnahme an den Kämpfen und Bedräng-

nissen der Kirche. Schon sehr lebendig regt sich in der Seele des Freiherrn Wilhelm Emanuel das Verlangen, in den heiligen Geisterkrieg zu ziehen — mit dem geistlichen Schwert. Am 5. Januar 1840 schreibt er: „Ich finde, man könnte Lust bekommen, Geistlicher zu werden, nur um in diese kirchlichen Zerwürfnisse lebendiger mit einzugreifen — gewiß weder ein kirchliches noch sonst schönes Motiv —, aber man wird so ganz und gar vom Geiste der Opposition ergriffen, daß man sich gegen solche menschliche Motive in einer so heiligen Angelegenheit ordentlich wehren muß. Fehlten mir nicht alle Vorkenntnisse und leider auch Nachkenntnisse zu einer derartigen würdigen Opposition, so wäre mir eben diese Versuchung sehr gefährlich. Jetzt schützt mich allerdings Dummheit und Unkenntnis hinreichend."

Einer der ersten Ausflüge nach der Heimkehr galt Darfeld, einem Schloß der Freiherren, jetzt Grafen Droste zu Vischering; dort lebte der berühmteste Träger dieses klangvollen Namens, Freiherr Klemens August, Erzbischof von Köln, nach seiner Entlassung aus unwürdigster Kerkerhaft in gottergebener Zurückgezogenheit. Dreiunddreißig Jahre später zog Wilhelm Emanuel in Darfeld feierlich als Bischof ein, um auf Wunsch seines Neffen Klemens Grafen Droste die neue Schloßkapelle einzuweihen.

Schon 1840 regte sich unter dem mächtigen Eindruck des Darfelder Besuches in Freiherrn v. Ketteler jener Wunsch, den er später verwirklichen sollte: Zusammenschluß aller wahrhaft katholischen Geister zum einheitlichen Schutze der bedrängten Glaubensgenossen. „Leider ist uns die alte katholische Regel abhanden gekommen, daß zur Heilung des kranken Teiles des Körpers alle gesunden Teile mitwirken sollen. In vieler Katholiken Herz hat sich das Bild einer toten Geschäftsführung eingeschlichen, wo jeder auf seinem Bezirk und in seinem Ressort handelt und sich um niemand sonst zu kümmern

braucht. Wie wunderschön ist dagegen das einige Leben, welches sich wieder zu regen beginnt!"

Kirchliche Feste ergriffen den Freiherrn tief, und darum schmerzte und entrüstete ihn unwürdiges Spiel mit dem Heiligsten auf das äußerste; bei Schilderung einer großen Prozession in München sieht er sich genötigt, zu bemerken: „Das ganze Kortege des Königs zeichnete sich durch frivoles Benehmen aus und bildete einen wahrhaft erschreckenden Abstich in seinem äußeren Glanze gegen das demütig-gläubige Volk, welches folgte und ebenso andächtig wie jenes frivol war. Die einstige Vergeltung und der Wechsel der Plätze drängt sich einem bei solcher Gelegenheit mächtig vor."

Der edle Freiherr fühlte sich nur im Kreise solcher Männer wohl und heimisch, denen der Glaube Herzenssache war. Darum seine Vorliebe für die Familie des Fürsten Löwenstein. „Bischof Reisach habe ich bei einem echt katholischen Diner bei Löwenstein gesehen, wo auch der Nuntius (Viale Prelà) war; man war so freundlich, auch mich als mit dem Munde wenigstens mäßig guten Katholiken einzuladen." In seiner damals schon auffallend hervortretenden geringen Einschätzung seines eigenen Wertes wagte er nicht, sich unter die Herzenskatholiken zu rechnen. Die Selbstverachtung und „der Schrecken vor der großen Masse des zu Erlernenden" hinderten noch immer die resolute Entscheidung für den geistlichen Stand.

In ängstlichem Grübeln führte er während des Winters 1840—1841 auf Schloß Harkotten bei seinem Bruder und Majoratsherrn Klemens „ein sehr stilles, ländliches Leben". Vor seinem Zimmer hatte er eine Scheibe aufgestellt, und zur Abspannung nach intensiver Lektüre machte er vom Fenster aus „Meisterschüsse". Er las damals mit lebendigem Interesse die Schriften des bedeutenden Geschichtsforschers und Konvertiten Friedrich v. Hurter. „Einige Stunden des Tages fülle

ich jetzt immer mit einer über die Maßen interessanten Lektüre aus: Les soirées de St-Pétersbourg vom Grafen de Maistre, worin er die Leitung der Vorsehung in den Angelegenheiten dieser Welt nachweist und eine Menge der interessantesten Fragen immer vom strengsten religiösen Gesichtspunkte aus behandelt. Diese Schrift gehört gewiß zu den Büchern, die jeder in der Welt lebende Katholik gelesen haben müßte." „Es ist eine wahre Fundgrube der tiefsinnigsten Ideen, die nur in einem ganz katholischen Gemüte aufsteigen konnten."

Die Werke und das Leben des berühmten Bischofs und Kanzelredners Fénelon „verschlang" er förmlich. „Einen gründlicheren und freundlicheren und nützlicheren Führer in den Untiefen des eigenen Herzens wird man schwer finden." „Es ist unendlich interessant, das Leben eines so ganz Christus und der Entsagung hingegebenen Gemütes in immerwährender Verwicklung mit dem intrigantesten Hofleben infolge seiner Stellung als Erzieher des Enkels Ludwigs XIV. zu sehen."

Nur ungern schied Freiherr v. Ketteler im März 1841 von Schloß Harkotten, wo er so ungestört mit den Geisteskindern bedeutender Männer verkehren konnte. „Ich verlasse unsern stillen, einförmigen Aufenthalt nur mit schwerem Herzen. Ich habe hier die angenehmste Zeit hinter den Büchern verbracht und die Bibliothek wieder neuerdings schätzen gelernt."

4. Die Sonne durchbricht die Wolken.

Die Berufsfrage des Freiherrn Wilhelm Emanuel, die stets im Vordergrunde des Interesses blieb, erhielt einen kräftigen Ruck vorwärts zum Ziele hin durch jemand, von dem es am wenigsten zu erwarten war, nämlich durch den jüngsten Bruder Richard. Gegen die stillen Hoffnungen der Mutter und entgegen den Wünschen seines Bruders Wilhelm hatte Freiherr Richard die Offizierslaufbahn erwählt. Aber ein lebhafter Drang nach höherer christlicher Vollkommenheit ließ

den jungen Husarenleutnant in seinem Beruf nicht die volle Befriedigung finden. Hoher Lebensernst spricht aus den Aufzeichnungen, die er am 20. Februar 1840 zu Benrath bei Düsseldorf, seinem Garnisonsort, machte: „Es ist wirklich ein wahrer Jammer, wenn man es bedenkt, wie wenig inneren Gehalt man doch eigentlich besitzt. — Ein ruhiges, in sich selbst zurückgezogenes Leben ist das mir am meisten zusagende. Düsseldorf mit seinen großen Gesellschaften kann wohl für eine kurze Zeit meinen Geist in Anspruch nehmen oder ich will lieber sagen betäuben, aber dann fühle ich mich so verlassen in der großen, weiten Stadt, daß ich es kaum aushalten kann. Das innere Treiben der Stadt ekelt mich an. Alles ist eitel und flitterhaft, alles nur auf den äußeren Schein bedacht, ganz ermangelnd aller Gediegenheit. . . . Dagegen bin ich hier in Benrath in einer Lage, wie ich sie mir nur wünschen kann. . . . Wo könnte ich z. B. eine bessere Gelegenheit haben, mich zu einem recht frommen und braven Menschen auszubilden? An Zeit fehlt es mir nicht, um über mich nachzudenken und meine bösen Eigenschaften kennen zu lernen und sie dann mit Gottes Hilfe auszurotten. . . . Unser Pfarrer verbindet mit der tiefsten Frömmigkeit ein sehr freundliches und angenehmes Wesen. . . . Es wäre von unberechenbarem Vorteil für mich, wenn ich mich seiner Leitung anvertraute."

Ein Jahr später, 13. April 1841, notiert der zweiundzwanzigjährige Husarenleutnant: „Heute haben wir hier das vierzigstündige Gebet beendigt, und ich kann nicht beschreiben, wie mich diese Andacht in den drei Tagen angesprochen und befriedigt hat. . . . Gebe mir Gott seine Gnade, daß auch an mir die väterlichen Ermahnungen unseres verehrten Pfarrers würdige Früchte tragen, daß sie mir stets gegenwärtig bleiben und ich mich beeifere, immer mehr mein Leben danach einzurichten."

Die stetig wachsende Verinnerlichung des jungen Offiziers konstatiert Freiherr Wilhelm voll Freude in einem Brief an seinen Bruder Wilderich am 20. Oktober 1840:

„Ich finde, daß Richard auffallend stiller geworden ist. Da er früher etwas an Vorlautigkeit laborierte, so steht ihm diese Art sehr gut an. Ich bin sehr neugierig — wenn man sich so gemein ausdrücken darf —, wie sich der Junge noch entwickeln wird. Ohne Kopfhänger zu sein, haben wohl wenige junge Menschen in der ganzen Welt in ähnlicher Umgebung so viel Ernst und Solidität in ihrer Jugend bewahrt. Dadurch ist er schon aus der Art der gewöhnlichen Menschen sehr vorteilhaft herausgetreten. ... Nach meiner Ansicht muß er aus seinem jetzigen Leben heraus, und da ist jeder Monat der größte Zeitverlust."

Freiherr Wilhelm ahnte nicht, wie rasch und wie radikal der ernste Husarenoffizier aus seiner seitherigen Lebenslage heraustreten werde. Bereits zu Neujahr des Jahres 1841 schüttete Freiherr Richard seinem Bruder Wilhelm sein ganzes Herz aus und teilte ihm mit, daß er gesonnen sei, der Welt Lebewohl zu sagen und Priester zu werden. Von dem Ergebnis der Beratung setzte Wilhelm Emanuel alsbald seinen Vertrauten, Freiherrn Wilderich, in Kenntnis: „Wir sind dahin übereingekommen, daß er vorläufig noch eine bestimmtere Entwicklung seiner Ideen mit Hilfe Gottes abwarten muß, bevor er feste Entschlüsse fassen kann."

Über diese wichtige Unterredung notiert Freiherr Richard ein halbes Jahr später, am 5. Juni 1841:

„Seit vielen Jahren war Wilhelm schon mein besonderer Freund und Vertrauter, und aus leider nur zu oft eintretenden kleinen Zerwürfnissen ging meine Liebe und Anhänglichkeit an ihn immer glänzender hervor. Seit einem halben Jahre, wo ich ihm meine geheimsten Pläne, innersten Wünsche, ja ich kann wohl sagen, mein ganzes Herz auf-

gedeckt hatte, und wo er mir die tröstliche Versicherung gab, daß sich unsere Wege wohl noch wieder zusammenlenken könnten, seit dieser Zeit, sage ich, war meine Liebe womöglich noch gewachsen, indem ich in ihm nicht mehr allein meinen Bruder und Freund, sondern auch meinen Führer und Ratgeber erhalten hatte."

Dieser Ratgeber fand aber für sich selbst noch keinen Rat und fühlte immer lebendiger das Bedürfnis und die Notwendigkeit, „die endliche Entscheidung dem Rat und der Meinung eines andern anheimzugeben". Er wählte sich zu diesem Behufe den von ihm besonders verehrten Bischof von Eichstätt, Karl August Grafen Reisach, und bat ihn schriftlich, den gordischen Knoten zu lösen. Er schreibt darüber an Freiherrn Wilderich:

„Du siehst, meine Zukunft ist in guten Händen, und ich warte getrost und ganz ruhig ab, was so gotterleuchtete Männer weiter über mich beschließen. Der Gedanke, daß ich in dieser Art selbst der Bürde des Entschlusses fast ganz überhoben bin, und daß dieser Weg keine Eselsbrücke, sondern ein von allen frommen Männern angeratener Weg ist, den man mit der sichern Überzeugung betreten kann, den zu Rat gezogenen Männern werde die höhere Erleuchtung nicht fehlen, gewährt mir eine solche Beruhigung, daß ich nie im Leben ruhiger als in dieser für mich so wichtigen Zeit gewesen bin."

Das Bewußtsein seiner Unwürdigkeit war bisher das einzige Hemmnis seiner Entscheidung gewesen. Am 6. Dezember 1840 versichert er seinen Bruder Wilderich: „Wenn ich von den Gebrechen meiner Natur absehen wollte und nur meinem Gefühle folgte, so wäre mein Entschluß gefaßt. . . . Mein ganzes Ich zieht mich zum geistlichen Stande hin." Die zwei Briefe, welche der Freiherr dem edeln Bischof Reisach sandte, blieben wegen Arbeitsüberlastung unbeantwortet; der edle Kirchenfürst wollte auch offenbar die schwierige

Frage lieber mündlich verhandeln, und dazu bot sich Gelegenheit; denn in direktem Auftrag des Papstes kam er nach Münster, um mit dem noch immer von seinem Erzbistum fern weilenden Klemens August Freiherrn Droste zu Vischering über die endgültige Beilegung der Kölner Wirren zu beraten. Kaum befand sich der verehrte Bischof in Münster, da erbat sich Freiherr v. Ketteler eine Audienz. Der Kirchenfürst war von Kettelers Beruf so fest überzeugt, daß er, ohne sich auf lange Erörterungen über das Für und Wider einzulassen, sofort die Frage über Art und Ort der Vorbildung zum Priesterstand in Angriff nahm.

Der Freiherr war überrascht, aber überglücklich über die resolute Behandlung. „Da war ich also über alle Schwierigkeiten des Entschlusses, die mir früher zehntausend chinesische Mauern zu übertreffen schienen, mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit ganz ohne Entschluß hinweggekommen. Ich folge also jetzt ohne Entschluß seinem Rate und seiner Leitung und habe zu Gott das Vertrauen, daß ich damit weiter kommen werde als mit meinen bisherigen eigenen, felsenfesten Entschlüssen, mit denen ich so im Morast stecken geblieben bin. . . . Entbehren und Entsagen im Dienste und zur Ehre Gottes ist unsere Parole geworden."

Auch das Gefühl der eigenen Ohnmacht, das bisher seine Entschlußfähigkeit gelähmt hatte, war plötzlich durch das Vertrauen auf Gottes Allmacht aufgesaugt. Von diesem neuen Entwicklungsstadium muß alsbald Freiherr Wilderich Kenntnis nehmen. „In demselben Maße, wie ich meine eigene Kraftlosigkeit und Elendigkeit täglich mehr einsehe oder mir vielmehr offen gestehe, was ich auch früher überall empfand, aber mir und der Welt verbergen wollte, erkenne ich auch täglich mehr die Bedeutung, welche die uns angebotene Gnade Gottes für uns haben könne, und ich bin bei meinem Elend und der ungeheuren Größe der zu lösenden Aufgabe ganz

beruhigt in der sichern Erwartung dieses Beistandes der Gnade. Wenn ich mit meinen eigenen Kräften einen Nachtwächterposten übernehmen sollte, so würde ich weniger beruhigt sein über die befriedigende Lösung dieser Aufgabe, als ich es jetzt bin, wo ich ganz vorzüglich und vor allem auf die Gnade Gottes rechne, um zu seiner Ehre einen Stand zu ergreifen, der so hohe Kräfte und Heiligkeit vor allen Ständen erfordert. . . . Ich bedauere wahrhaftig, daß Dir, mein alter Wilderich, meine totale Nichtigkeit nicht so ganz bekannt ist, da Du dann auch nie die Erbarmung Gottes an mir in ihrer ganzen Größe erkennen kannst. . . . Ich entdecke in mir, je mehr ich mich kennen lerne, immer mehr eine triviale Selbstsucht. . . . So ganz mir selbst herausgeschlagen . . . nur die Ehre Gottes zu suchen . . . das kann Gott geben, und darauf vertraue ich."

Die glückliche Lösung der langen, bangen Berufsschwierigkeiten brachte Wilhelm Emanuel mit seiner Wallfahrt zum Gnadenbilde der Gottesmutter in Altötting in Beziehung; als er 1851 die Bruderschaft „vom unbefleckten Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder" in das Bistum Mainz einführte, schrieb er an seine Geistlichkeit: „Ich halte mich zum innigsten Dank gegen Maria verpflichtet, da ich es ihrer Fürbitte zuschreibe, daß ich, selbst im reiferen Alter noch, unter die Diener des Altares des lebendigen Gottes gestellt worden bin."

Fünfter Abschnitt.
Gotteswissenschaft.

1. Einsiedlerleben im Hotel.

Die wichtigste und schwierigste Frage, die Berufsfrage, war gelöst, aber für einen, der so außerordentlich hoch vom Priesterstande dachte, mußte die Frage, wo er die beste geistige und geistliche Schulung zum Priestertum erhalten könne, neue Sorgen bereiten. Bischof Reisach riet dem Freiherrn, „die vollständige Ausbildung“ im Kollegium Germanikum zu Rom zu suchen, aber die protestantische Romfurcht hatte einen Riegel vorgeschoben. „Ich verdanke es lediglich den freundlichen preußischen Gesetzen, daß es nicht dazu kommen wird. Die Ausbildung im Germanikum ist unbedingt die beste, aber eine Anstellung für die Zukunft wird dann zur Unmöglichkeit“; darum nahm Kettelers bischöflicher Berater und deshalb auch er davon Abstand.

Um so verlockender war für den Freiherrn die Einladung des Kirchenfürsten, vorläufig im bischöflichen Seminar von Eichstätt die Studien unter Führung des trefflichen Regens Dr Ernst zu beginnen und dort die weitere Entscheidung zu treffen. Am 27. Februar 1841 schreibt Wilhelm Emanuel an Wilderich: „Diese Aussicht ist mir äußerst ansprechend. ... Ich hoffe, daß mich dort Deine Selbstquälerwut auch befallen wird. Denn das weiß ich, die Herren gehen nicht sehr schonend mit dem natürlichen Menschen um. Doch Glück zu!“ Hier wünscht der im Werden begriffene Apostel des

Gekreuzigten für sich das, wozu er seinen edeln Bruder nicht ermuntern durfte, da derselbe in seiner Abtötung eher zu unbarmherzig mit sich umging.

Am 18. April vereinigte ein schönes Familienfest, die erste heilige Kommunion des kleinen Fritz Galen, noch einmal den größeren Teil der nächsten Angehörigen; aber dann mußten die Vorbereitungen zur schmerzlichen „Operation" der Trennung getroffen werden. Ende Juni reiste Freiherr Wilhelm Emanuel nach Düsseldorf und traf am Feste der Apostelfürsten seinen Bruder Richard, um gemeinsam mit ihm die Reise fortzusetzen.

Einst hatte ein angehender Ordensnovize, Graf Stolberg, den kleinen Freiherrn den Rhein aufwärts begleitet, jetzt reiste dieselbe Strecke mit dem Priesterkandidaten Wilhelm Emanuel ein von Gott bereits vorherbestimmter Novize des Kapuzinerordens, Freiherr Richard v. Ketteler, der aber damals diese Führung Gottes noch nicht ahnte.

Am 2. Juli 1841 trennten sie sich in Mainz, das gar bald für beide das Feld großartiger Seelenjagden werden sollte. Ahnungslos verzeichnet Freiherr Richard am 5. Juli 1841 in seinem Notizbuch:

„Als Wilhelm meinen Augen entschwunden war, suchte ich mir durch die Gassen von Mainz den Weg zum Dom. ... Ich erinnerte mich recht an die alte schöne Zeit des heiligen römischen Reiches, wo Mainz ja eine so große Rolle als Sitz des ersten geistlichen Fürsten spielte." In wenigen Jahren sollte Richards Bruder der tatsächliche „Primas von Deutschland" sein.

Freiherr Wilhelm reiste zunächst nach Oberitalien, wo in Cravanzana bei Turin der Bruder Wilderich mit seiner kranken Gattin wohnte. Drei schöne Wochen brachte er dort zu; täglich diente er bei der heiligen Messe und betrieb gemeinsam mit dem geistesverwandten Bruder ernste Lektüre.

Umsonst versuchte dieser, Wilhelm länger festzuhalten und ihn für die Fahrt nach Genua als Begleiter zu gewinnen; zum Ersatz gab er ihm noch das Geleite bis zum herrlichen Vierwaldstättersee, wo sie sich am 12. August 1841 trennten. Freiherr Wilderich kehrte nach Italien zurück, Freiherr Wilhelm traf am 17. August in Eichstätt ein. Tags zuvor hatte er in Augsburg seinem kräftigen Vollbart entsagt.

Zunächst konnte er im Seminar zu Eichstätt nicht wohnen; auch waren die Ferien nahe. Darum schlug der Regens vor, noch eine Vergnügungsreise zu machen; aber davon wollte der lernbegierige Priesterkandidat nichts wissen. „Ich habe mich in den letzten Jahren so viel vergnügt, daß es höchste Zeit ist, dem ein Ende zu machen. Das Nichtstun und Herumtreiben ist mir ganz zuwider."

Er mietete sich im „Gasthaus zum Bayrischen Hof" ein und eröffnete dort als Hotelgast auf eigene Faust sein theologisches Studium mit aller Intensität. Nach den ersten acht Tagen schrieb er: „Das Gasthausleben in Eichstätt hat den Vorteil, den ich noch in keinem Gasthaus angetroffen habe, daß man darin ein Einsiedlerleben führen kann wie in einer ägyptischen Wüste. Aber was ist eine Zurückgezogenheit wie die, welche ich beginne, gegen jene, der sich die großen Männer der ersten Jahrhunderte unterwarfen — und dennoch wird sie mir so schwer! Weil ihre Opfer um so viel größer waren, sind aber auch ihre Handlungen und Werke für uns lauter Riesenwerke. Möchte es doch demselben Gott, der sie geschaffen, gefallen, auch uns wieder größere, mächtigere Seelen zu geben, um gegen eine nicht weniger verderbte Welt mit gewaltigeren Mitteln ankämpfen zu können! Der gütige Gott führe unser Leben zu seiner Ehre und unserem Heile!" Eine Woche später versichert der Freiherr, daß ihm das Einsiedlerleben „sehr gut gefalle und daß er sich darin durchaus heimisch fühle".

Kettelers Freude war groß, als Bischof Reisach, von einer längeren Reise zurückgekehrt, ihm außerordentlich viel Aufmerksamkeit schenkte. „Bischof Reisach ist ebenso fromm wie angenehm und munter im Umgang. Ich sehe ihn viel mehr, als ich erwartet hatte. Täglich bringt uns schon das Frühstück, Mittag- und Abendessen und außerdem ein Spaziergang des Nachmittags zusammen. In einigen Tagen werde ich ihn auf einer Firmungsreise begleiten und dabei schon als geistlicher Begleiter auftreten, da der Bischof, als ich ihm erzählte, daß ich schon in früherer Zeit wegen einer Präbende die Tonsur erhielt, gleich darauf bestand, mir eine Tonsur machen zu lassen. Der Bischof freut sich, den Regens damit zu überraschen, der sich nicht wenig über diese schnelle Beförderung wundern wird. Ich freue mich, durch die Tonsur das Recht auf die geistliche Kleidung zu haben, da man mit der Absicht, Geistlicher zu werden, in weltlicher Kleidung doch immer nur ein halber Mensch ist. Die ersten Tage werde ich mir selbst höchst fremd vorkommen, aber mich ebenso rasch daran gewöhnen wie an die Bartlosigkeit, die mir zuerst in Augsburg auch sehr sonderbar vorkam."

Als Bischof Reisach zur Firmung im Städtchen Beilngries einzog, trug ihm der imposante Kleriker Freiherr v. Ketteler das Bischofskreuz voran. Der Kirchenfürst vergaß diesen Moment nicht; als Erzbischof von München beglückwünschte er am 2. März 1850 den soeben zum Bischof von Mainz erwählten Propst und Delegaten von Berlin mit den Worten: „Es wird mich freuen, wenn ich denjenigen, der mir in Beilngries das Kreuz vorangetragen hat, recht bald als meinen Mitbruder umarmen kann." Ein Seminarist jener Zeit, Dr Morgott, erzählt: „Kettelers imponierende Gestalt, noch mehr aber seine Frömmigkeit und sein Gebetseifer ist noch frisch im Gedächtnis."

Auf den Vorschlag des Bischofs Reisach, die freie Zeit bis zum Semesterbeginn zu Exerzitien in einem Hause der Jesuiten zu benützen, ging der Freiherr mit Freuden ein. Am 11. September schreibt er der Gräfin Merveldt: „Auf meinen Aufenthalt bei den Jesuiten freue ich mich sehr. ... Daß ich deshalb kein Jesuit werde, kannst Du, geliebte Sophie, Mütterchen versichern." Die Exerzitien machte er anfangs Oktober 1841 im Jesuitenkolleg von Innsbruck; sie dauerten volle zehn Tage bei täglich vier selbständigen Betrachtungen. In seinen ausführlichen Aufzeichnungen finden sich auch seine hauptsächlichen Vorsätze: „Tägliche Betrachtung mit Vorbereitung am Tage zuvor, tägliches General- und Partikularexamen (Fehler einschreiben), im gewöhnlichen Leben nur Wasser trinken, alle acht Tage die heiligen Sakramente empfangen, im nächsten Jahr wieder Exerzitien machen, täglich das Zilizium (Bußkette mit Haken) tragen, Rauchen und Schnupfen außer Gesellschaft und ohne Not unterlassen."

Am 27. Oktober entwirft er eine Schilderung seiner Exerzitieneindrücke: „Es ruht ein unendlicher Segen auf den geistlichen Übungen des hl. Ignatius. Sie sind von Anfang bis zum Ende bewunderungswürdig durch die tiefe Weisheit, mit der sie geordnet sind, und den besondern göttlichen Segen, der sie begleitet. Um sein geistiges Leben auf eine sichere Grundlage zu bauen gegenüber dem Schwanken und der Ungewißheit, in die wir durch unsere Schwäche und die immerwährenden Berührungen mit der Welt geraten, kenne ich kein besseres Mittel als die Exerzitien. Auch sind sie recht eigentlich für den Weltmenschen eingerichtet, um in geistlicher Einsamkeit von Zeit zu Zeit gleichsam die Rechnung über sein geistiges Leben abzuschließen und nach den da gesammelten Erfahrungen über das geistige Vermögen Pläne für die Zukunft zu fassen."

2. In den Hallen der Wissenschaft.

Von Innsbruck kehrte der Freiherr noch auf einige Wochen in seine Einsiedelei nach Eichstätt zurück. Aus jener Zeit scheint sein erster Anlauf zur Schriftstellerei zu stammen; es war ein mäßig großer Aufsatz über den vom Heiland vorausgesagten großen Abfall vom Glauben. Darin findet sich die Mahnung: „Wir sollen acht haben auf die Zeichen der Zeit. Nicht im Verschweigen der Gefahr und mutwilliger Selbstverblendung liegt das Mittel gegen die Wetter der Zeit, sondern in ihrer klaren Erkenntnis." Wie machtvoll hat diese Weisung der spätere Fackelträger in allen, auch den verwickeltsten Zeitfragen selbst befolgt! Aber solide Orientierung in den Hauptgebieten der katholischen Wissenschaft, speziell der Theologie, Moral und Kirchengeschichte, war eine unbedingte Voraussetzung.

Auf den Rat seiner Eichstätter Freunde, voran des Bischofs Reisach, entschied sich Freiherr v. Ketteler für München, dessen theologische Fakultät damals einen großen Ruf besaß. In jener Zeit strahlte der später so traurig umnachtete Kirchenhistoriker Döllinger noch in kirchlicher Reinheit und ungetrübter Forscherglorie. Am 17. November 1841 berichtet der Freiherr von München aus: „Meine Kollegien sind interessant, meine Lehrer vortrefflich, und der Geist, mit dem jetzt diese Wissenschaften vorgetragen werden, ist der der Frömmigkeit. Eine tüchtig benützte Kniebank ist mir bei einem Professor, namentlich der Dogmatik, von größerem Wert als einige Folianten mehr im Kopfe."

Die Studien betrieb Freiherr Wilhelm Emanuel mit der ganzen Energie seines Wesens. So ungern er die Feder führte, seine Kollegheften sind sehr fleißig und sorgfältig geschrieben. Die Korrespondenz und selbst die Lektüre seiner Lieblingsschriftsteller schränkte er auf das nötigste ein. „Von

meiner Studienzeit darf ich nichts abgeben." Es war nicht bloß der Reiz der Neuheit und der erste Eifer; anderthalb Jahre nach Beginn des Studiums der Gotteswissenschaft versichert er: „Die theologischen Studien haben einen so hohen Reiz für mich, daß ich mich gleich dazu entschließen könnte, ihnen mein ganzes Leben zu widmen."

Der Jäger war gründlich in Ruhestand versetzt worden. Zwar bekannte der Freiherr noch am 24. Mai 1843 scherzend, daß er „in seinem ganzen Leben keinen andern Geschmack als den der Jägerei ausgebildet habe", zwar sympathisierte er noch immer mit dem einstigen Jagdhund, der „alten Miß", welche jetzt beim Grafen Merveldt das Gnadenbrot erhielt, zwar interessierte er sich noch lebhaft für alle Jagdberichte aus der Heimat, zwar begann er seine Studien unter den Auspizien des Patrones der Jagd, denn in seinem ersten Kollegheft bemerkte er bedeutungsvoll: „Angefangen den 3. November 1841, am Tage des hl. Hubertus", aber das Gewehr hing arbeitslos an der Wand, es hatte Schonzeit, und auch bezüglich der Ferien konnte sich der Freiherr am 5. Juni 1842 rühmen, daß ihm „die Jagd nicht mehr das Gesetz für die Zeit der Landbesuche vorschreibe".

Er hatte also im Kampf gegen sein stürmisches Temperament bereits einen großen Sieg errungen. Weitere Triumphe waren zu erwarten, da er sich blind der Leitung seiner Vorgesetzten und seiner Beichtväter anvertraute. Er hatte das Glück, in München einen vortrefflichen Seelenführer zu finden in der Person des Professors und Geistlichen Rates Windischmann. Freiherr v. Ketteler pries ihn „als einen unendlich liebenswürdigen Beichtvater"; „die eigentliche Kraft seines Wirkens besteht im unmittelbaren Verkehr mit jungen Leuten; er ist für alle jungen Leute vom Rhein und von Westfalen der Mittelpunkt, um den sich ihr Leben dreht, und von dem sie alle scheiden wie von ihrem geistlichen Vater."

Professor Windischmann übte auch auf Kettelers Studien einen segensreichen Einfluß aus. Freiherr v. Ketteler, ein Liebhaber geistreicher Lektüre, fand an trockenen Schulbüchern wenig Geschmack. Windischmann empfahl ihm die nüchterne, aber höchst solide Dogmatik des berühmten römischen Professors und Jesuitenpaters Perrone. Als Ketteler nach einiger Zeit seinen Berater Windischmann ersuchte, ihm eine zusagendere Kost zu verschreiben, sagte ihm dieser: „Bleiben Sie bei Perrone.“ Der Freiherr befolgte den Rat, und nun fand er bald großen Geschmack an der eisernen Logik des Werkes.

Über der Geisteskultur vergaß Freiherr Wilhelm Emanuel nicht der Herzensbildung. Mit großer Gewissenhaftigkeit machte er seine tägliche Betrachtung am frühen Morgen. Den Grund dieses Eifers erfährt von ihm Gräfin Merveldt: „Wir leben in einer fortgesetzten Selbsttäuschung und Unwahrheit, und nur das betrachtende Gebet kann uns davon befreien.“ Immer mehr versenkte er sich ins Übernatürliche, Göttliche und bemaß von diesem höchsten Standpunkt aus alles, was sich in der Welt zutrug. Seiner Schwägerin, die krankheitshalber nicht beim Tod und Begräbnis ihrer Mutter, der edeln Konvertitin Gräfin Sophie Stolberg, zugegen sein konnte, schrieb er damals mit dem ergreifenden Ernste eines Seelsorgers:

„Einen Schmerz, wie die Welt ihn um ihre Toten empfindet, können wir, aber auch freilich in unendlich erhöhtem Grade, nur dann empfinden, wenn wir einen geliebten Menschen sterben sehen, für den wir nicht die Hoffnung der Auferstehung haben. Vor diesem Gedanken habe ich ein wahres Entsetzen, und Gott wolle uns vor dem fürchterlichen Unglücke behüten, mit solchen Empfindungen jemals am Sterbebette eines Menschen und nun gar eines besonders geliebten Menschen stehen zu müssen. Gerne, gerne will ich Gott alle meine Lieben von dem Leben hinwegnehmen sehen, wenn er ihnen nur die Gnade gibt, wie Deine fromme Mutter in Jesus zu

entschlafen, und keinen in der Trennung von ihm hinwegnimmt, denn nur dies ist ja der eigentliche, wahrhaftige, entsetzliche Tod."

Einem drohenden Familienunglücke sah der Freiherr mit Fassung entgegen. „So recht eigentlich fürchte ich überhaupt kein Unglück mehr für einen Menschen, der Religion hat; denn wahrhaft zu bedauern ist nur der, welcher ohne Religion von Leiden heimgesucht wird."

Bei aller geschwisterlichen Zärtlichkeit hatte der Freiherr damals mit Gräfin Sophie Merveldt ein kleines Briefduell; als er sich überzeugte, daß er im Unrecht sei, gab er es alsbald unumwunden mit Bedauern zu und suchte aus dem belanglosen Zwischenfall für seine Schwester und für sich einen geistlichen Profit herauszuschlagen; er tat dies am 13. Dezember 1841 in den kraftvollen Worten: „Ach du lieber Gott! Was liegt daran, wer recht hat! Ich habe es geschrieben, und du wirst es lesen zur größeren Ehre Gottes, und so muß es uns beiden zum selben Zwecke dienen. Das ist ja eben die herrliche, unbezwingbare Herrschaft, die wir über die Welt ausüben, das ist unsere ewige Freiheit, der Welt ewige Knechtschaft, daß wir in kein Verhältnis zu ihr kommen können, ohne sie zu besiegen. Was sie uns immer bringen mag, Freud oder Leid, selbst etwas harte Worte von einem Bruder, der unrecht hat — wir nehmen es hin zur Ehre Gottes und haben einen neuen Sieg davongetragen. O möchte uns doch der allmächtige Gott das Leben seiner Kinder geben!"

Bei solcher Lebensauffassung begreift man den am 6. Februar 1842 ausgesprochenen Wunsch des Freiherrn: „Ich wollte, daß mir Gott zu seinen vielen Gnaden auch noch den Beruf des Klosterlebens gewährte und den Mut, diesem Beruf zu folgen. Nichts ist vergänglicher als die Welt, mit einziger Ausnahme des Menschenherzens, und wenn ich das

betrachte, so erscheint mir die Welt als eine große, furchtbare Macht. Gottes Wille geschehe, aber er erbarme sich meiner mit der Gnade und der Kraft vom Kreuze, wenn er mich mit dem Berufe eines Geistlichen wieder in die Welt hineinsetzen will."

3. Theologische Brüder.

Kettelers beständiger Lobpreis auf die reiche wissenschaftliche und geistliche Ausbeute in München zog den ehemaligen Husarenoffizier Freiherrn Richard auch dorthin; über seinen Beruf zum Priesterstand war derselbe ja längst vollständig im klaren. Am 30. Juli 1842 schrieb Freiherr Wilhelm über ihn: „Gott hat Richard so eigentümlich gnädig geführt, ihn so ungewöhnlich rein an Sitten und Gesinnung erhalten, daß ich von seinem Berufe durchaus überzeugt bin." Trotz der beginnenden Sommerferien reiste Freiherr Richard unverzüglich nach München, um zunächst bei seinem „Bruder, Freund und Führer" in die Schule zu gehen.

Die bei klarem Wetter in München sichtbare Kette der Alpen zog die beiden Brüder unwiderstehlich nach Tirol, für das bald Freiherr Richard die gleiche „Passion" empfand wie sein Bruder. Was ihnen dort so wohltat, sprachen sie in einem gemeinsamen Brief aus: „Hier ist der Glaube noch wahrhaft lebendig. . . . Noch mehr als ihrer Schönheit wegen sind mir die Berge teuer und wert als mächtige Schutzwehren gegen alle Niederträchtigkeiten der Zivilisation, als Mauern, hinter denen in ungeschwächter Kraft der alte Glaube und mit ihm alte Sitte, Ordnung und Gewohnheit sich gegen die alle Welt überflutende Verflachung erhält. Wenn die entnervten Papierseelen jetzt alle Zeitungen in Deutschland vollschreiben von der wiedererwachenden deutschen Gesinnung, von der deutschen Ehrlichkeit, Treue und Einfalt, während sich ein so schauderhaftes Lügengewebe und Lügenleben über ganz

Deutschland verbreitet, wodurch wir selbst die schlauen (alten) Römer zu Tölpeln machen, so muß man in der Tat nach Tirol gehen, um eine Vorstellung vom alten Deutschland zu bekommen, wie auch um zu erkennen, wem und welchem Glauben die sog. deutschen Tugenden ihr Dasein verdanken."

Unter solchen Erwägungen steuerten die beiden Freiherren über Innsbruck nach Meran. Keiner von ihnen mochte ahnen, daß im herrlich gelegenen Klausen, das sie auf der Hin- und Rückreise berührten, gar bald der ehemalige Husarenoffizier das von einer spanischen Königin gestiftete bescheidene Kapuzinerklösterchen zum Exerzierplatz seines Tugendringens ausersehen werde.

Den würdigen Abschluß der Reise, die mehr einer Wallfahrt glich, sollten Exerzitien im Jesuitenkolleg zu Innsbruck bilden — die beste Vorbereitung zu Richards Einzug in die heiligen Hallen der Gotteswissenschaft. Aber große Umgestaltungen des Kollegs vereitelten den Plan.

Am 20. Oktober 1842 traf das abgeklärte Brüderpaar wieder in München ein. Sie nahmen Wohnung im Hause des von ihnen hochverehrten Professors Phillips und hatten nach Möglichkeit alles gemeinsam: die Kirchgänge, die Vorlesungen und den vorzüglichen Beichtvater, Professor Windischmann. Bei einer gemütlichen „Teestunde" wurden die großen Interessen der Kirche und des Vaterlandes besprochen. Diese Plauderstunde der „theologischen Brüder", wie sie sich scherzweise nannten, besuchte auch ein theologischer Vetter, Graf Leopold Spee, späterer Aachener Stiftsherr. Denselben hatten der große Ruf der theologischen Fakultät von München und die begeisterten Schilderungen der zwei Vettern angezogen.

Als im Frühling 1843 die Schrift des Erzbischofs von Köln, Klemens August, „Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten" erschienen war, schickte Freifrau v. Ketteler sofort ihren Söhnen ein Exemplar nach München. Wilhelm

Emanuel schreibt entzückt: „Ich kenne das Urteil meiner Umgebung darüber noch nicht; sie sind aber alle zu katholische Männer, als daß es ein sehr verschiedenes sein könnte. Richard und ich haben das Buch mit wahrem Heißhunger verschlungen. Dasselbe scheint mir von ungeheurer Bedeutung zu sein und tausend Werke der Gelehrten aufzuwiegen. Ich kann nicht beschreiben, welche Freude ich in mir empfinde, solche Grundsätze wieder einmal von einem Kirchenfürsten ausgesprochen zu sehen, und dazu von einem solchen, den der Heilige Geist nicht nur zu einer der höchsten Stellen seines Reiches auf Erden berufen, sondern den er zugleich auch zum auserlesensten Werkzeuge seiner Lenkung und Leitung der Kirche in dieser Zeit gemacht hat."

Vor dem Geiste des Freiherrn Richard tauchte ein unheimliches Gespenst auf; längst reif für die hohen Gedankengänge der wahren Weltweisheit und Gotteswissenschaft, entbehrte er nichtsdestoweniger des zur Anstellung in der Seelsorge erforderlichen Reifezeugnisses, denn er hatte vor Abschluß der Gymnasialstudien die Offizierslaufbahn eingeschlagen. Nun trat auf einmal an ihn die Notwendigkeit heran, nach sechsjährigem Exerzieren und Kommandieren die zur Reifeprüfung erforderte Unsumme positiver Detailkenntnisse dem erlahmten Gedächtnis einzutrichtern; sein Gesuch um Dispens schlug die Regierung rundweg ab. Freiherr Wilhelm empfand zwar Mitleid mit dem geplagten Bruder, meinte aber doch:

„Gott gebe, daß sich ihm keine größeren Hindernisse wie dieses in den Weg stellen. Auf Hindernisse müssen wir bei jedem Schritt unseres Lebens zählen, und je mehr Hindernisse, desto sicherer können wir darauf bauen, daß unsere Wege nicht die Wege der Welt sind, sonst würde sie uns nicht entgegentreten."

Für die bevorstehenden Examina holten sich die beiden Freiherren Licht und Leben in den Exerzitien, welche sie nach

dem mißglückten Anlauf im vorausgegangenen Jahre nun im Frühjahr 1843 im Jesuitenkolleg zu Innsbruck machten. Sie betrachteten das geistliche Exerzieren gemäß den Kommandos des großen Helden von Pampelona als schönste Erholung nach arbeitsreichem Wintersemester.

An Herz und Geist erneuert, zogen sie zum Sommersemester wieder in München ein. In demselben gedachte Freiherr Wilhelm seine Universitätsstudien abzuschließen. „Ich hätte gern noch ein Jahr zugesetzt, aber mein Alter (von 32 Jahren) drängt."

Die der Befähigung zum erhabenen Amte des Seelenjägers geweihten Studien fanden eine ideale Krönung im herrlichen Liebfrauendom; dort wurde Freiherr Wilhelm am 4. Juli von Professor Windischmann in die von ihm geleitete „Bruderschaft des hochheiligen und unbefleckten Herzens Mariä zur Bekehrung der Sünder" als Mitglied aufgenommen.

An dem Tag, da er sein letztes Kollegheft abschloß, legte Wilhelm Emanuel zu Füßen seines Beichtvaters die letzte Gewissensrechenschaft ab. Das denkwürdige Ereignis protokollierte er folgendermaßen:

„Heute abend 6½ Uhr, den 27. Juli 1843, zum letztenmal bei Windischmann gebeichtet. Er hat mich vorzüglich auf folgende drei Punkte aufmerksam gemacht: 1. nie bei meiner Vorbereitung zur heiligen Kommunion nachzulassen; 2. immer mein eigenes Seelenheil vor allem andern im Auge zu behalten; 3. mich immer dem sakramentalischen Gehorsam gegen einen guten Priester zu unterwerfen."

4. Der Ritterschlag.

In fast klösterlicher Zurückgezogenheit, Strenge und Regelmäßigkeit hatte Freiherr Wilhelm mit seinem Bruder in München der Gotteswissenschaft und Gottseligkeit gelebt; aber

er wollte und sollte nach den Bestimmungen der Heimatsdiözese vor der Priesterweihe noch im Klerikalseminar zu Münster eine letzte, einjährige Seelenpolitur an sich erfahren.

Bei der Aufnahmeprüfung war der Freiherr unter 34 der 16., obwohl er nur drei Semester Theologie studiert hatte. Die Mitseminaristen schauten zu der imposanten, fast fleischlosen Aszetengestalt des vielgereisten, 32jährigen Aristokraten mit einer gewissen ehrfürchtigen Scheu empor; er aber gab sich von Anfang an die redlichste Mühe, jeden Unterschied durch Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit zu verwischen. Er legte Wert darauf, mit allen auf dem vertraulichen „Du-Fuße“ zu stehen und wollte sich auch als Bischof von seinen ehemaligen Seminarskollegen nicht „Sie-tzen“ lassen.

In Schlössern und Palästen heimisch, beanspruchte der Freiherr für sich das schlechteste Zimmer des Seminars. Gottfried Wesener, einer seiner vertrautesten Mitseminaristen, berichtet: „Ein kleines, schmales Stübchen mit einem Fenster in einem abgelegenen Teile des Seminars, von den Alumnen ‚Obersibirien‘ genannt, beherbergte ihn. Während des Tages wohnte er mit den übrigen im sog. ‚Museum‘, einem Saale, der abgetrennt war in Bretterverschläge, ‚Kasten‘ benannt, die immer je drei aufnahmen. Hier in diesem Kasten fand man ihn jeden Morgen schon um 4 Uhr, wenngleich die Seminaristen erst um 5 Uhr geweckt wurden. Durchdrungen von der Ohnmacht des armseligen Menschen und von dem Bedürfnisse der Gnade Gottes, betete er außerordentlich viel und suchte durch seinen Eifer im Herzen derer, welche mit ihm verkehrten, den Gebetsgeist mächtig anzuregen; er stiftete unter den Seminaristen den lebendigen Rosenkranz. Mit der größten Pünktlichkeit befolgte er die im Seminar vorgeschriebene Tagesordnung. Er wußte die Zeit auf das sorgfältigste und lehrreichste durch Gebet, Lesung und Studium zuzubringen,

während er die Zeit der Erholung andern bildend und interessant zu machen suchte. Der vorwiegende Gegenstand seiner Unterhaltungen war die Lage unserer heiligen Kirche in unserem deutschen Lande, wie der Bureaukratismus die Kirche so gefesselt habe, und wie die Kirche, seitdem sie durch den glorreichen Kampf des Erzbischofs Klemens August angefangen, sich der vielen Fesseln zu entledigen, auch jetzt den Kampf fortsetzen und vollenden müsse, um ihr reiches Gnadenleben in jeder Hinsicht entfalten zu können. Er sprach damals den heiligen Gedanken aus, jeder junge Geistliche möchte sich aus den vielen Heiligen einen herauswählen, sich mit dessen Leben durch genaues Quellenstudium vertraut machen, sich in das Leben des Heiligen selbst hineinleben und nach langjährigem Studium und Leben eine Biographie des Heiligen herausgeben." Er selbst scheint sich den hl. Karl Borromäus ausgesucht zu haben. Von Anfang des Jahres 1844 schließen seine Briefe mit dem Gruß: Gelobt sei Jesus Christus!

Samstag den 2. März 1844 empfing er im Dom von Münster die Subdiakonatsweihe. Fünf Tage später erfuhr er, daß seine Mutter ernstlich erkrankt sei. Sofort eilte er zu ihr und verbrachte die ganze Nacht an ihrer Seite. Während der folgenden Tage besuchte er zwar gewissenhaft alle Vorlesungen, aber die freien Stunden weilte er am Krankenlager. Am 11. März notierte er in seinen Aufzeichnungen zum drittenmal: „Ich mußte ihr sehr viel vorbeten . . . endlich mußte ich gewaltsam abbrechen." Die Tröstungen der heiligen Religion empfing sie „mit vollem Bewußtsein". Am 13. März war der Sohn Zeuge ihres sanften Todes und drückte ihr selbst die Augen zu. Beim Totenamt fungierte er zum erstenmal als Subdiakon. Am 18. März fand auf Schloß Harkotten das Begräbnis in der Familiengruft statt. Ein Trostbrief an Wilhelms kranke Schwägerin schließt: „Ich möchte wahrhaft unserem Mütterchen den höchsten Schatz,

den Tod der Gerechten, nicht wieder rauben. Gelobt sei Jesus Christus!"

Am 10. April wurde Freiherr v. Ketteler zum Diakon und Samstag den 1. Juni zum Priester geweiht, zusammen mit seinen Seminarfreunden Wesener und Stumpf. Letzterer schrieb später: „Wenn je einer, so hat Ketteler sich mit dem größten Ernst auf die Erlangung der priesterlichen Würde vorbereitet."

Tags darauf, am Feste der heiligsten Dreifaltigkeit, feierte er in der fürstbischöflich von Galenschen Kapelle im Dom zu Münster voll „heiliger Freude und Wonne" das erste heilige Meßopfer. Das weiße Meßgewand, das er trug, war die kunstvolle Arbeit seiner beiden Schwestern, der Gräfinnen Merveldt und Galen.

Der gute Hirt, den er in seiner ersten Predigt als Diakon verherrlicht hatte, blieb stets sein Idealbild. Auf Schloß Harkotten predigte er zum erstenmal als Priester; der Entwurf seiner Homilie trägt die Überschrift: „Zwei wichtige Lebensregeln." Dieselben lauteten gemäß dem einschlägigen Sonntagsevangelium: „Hütet euch vor den falschen Propheten!" und: „Jeder gute Baum bringt gute Frucht."

Sechster Abschnitt.

Landseelsorge.

1. Die ersten Sporen.

Als Freiherr v. Ketteler am 1. Oktober 1844 in der westfälischen Stadt Beckum nach der Festpredigt zur Kirchweihfeier die Kanzel verließ, wünschte wohl jedermann die Bestätigung des Gerüchtes, der welterfahrene Aristokrat mit dem leutseligen Wesen und der feurigen Beredsamkeit werde der neue Kaplan von Beckum. Er wurde auch wirklich durch Dekret vom 5. November zum dritten Kaplan daselbst ernannt.

Die Ansprüche des vornehmen Herrn waren die denkbar bescheidensten: ein demütiges Herz und eine dürftige Unterkunftshütte, das war sein ganzes Begehr. Er schreibt: „Menschenkraft vermag nichts auf einem so hohen geistigen Gebiete; aber daran liegt nichts, wenn wir nur die Gotteskraft, die in uns und durch uns wirken will, nicht behindern. Gott gebe uns ein demütiges, einfältiges Herz: das ist die Bedingung des Wirkens des göttlichen Geistes in uns." Kettelers Kaplanspalais beschreibt sein Studienfreund Wesener: „Wie staunte ich, als ich ihn auf einem schmalen, niedern Stübchen wohnen fand! Wenn er aufrecht stand, reichte er mit seinem Kopfe fast bis an die hölzernen Bretter. Aus dem wenigen, was ich dort sah, was er mir erzählte und wohin er mich führte, erkannte ich, wie sein Herz brennend voll Seeleneifer in der kurzen Zeit seines Wirkens in alle heiligen Interessen der Pfarrkinder eingegangen ist."

Die Gräfinnen Merveldt und Galen machten sich eine hohe Ehre daraus, die Aussteuer ihres Bruders zu beschaffen; aber er drang darauf, daß sie nur die größere Ehre Gottes als Maßstab nähmen. Nur hinsichtlich seiner Bibliothek brauchten sie nicht zu geizen; schon am 10. November schickte er eine ganze Liste von Büchern, die für ihn gekauft werden sollten. Peinliche Zeitausnützung ermöglichte es ihm, trotz ausgedehntester, vielgestaltiger Seelsorgsarbeiten wissenschaftliche Werke durchzustudieren. Als er einige Monate nach seinem Amtsantritte seinem Bruder Wilderich ein philosophisches Buch empfahl, das er selbst eben durchgearbeitet hatte, fügte er bei: „Das Buch erfordert aber mehrere Monate hindurch täglich einige Stunden anhaltendes und zurückgezogenes Studium.“

Die beständige Ausschachtung erstklassiger Geistesprodukte verlieh seinen Predigten tiefen Gehalt und Gedankenfülle; dabei steuerten sie wie auch seine späteren Schriften stets unmittelbar auf das Praktische, die christliche Lebensführung, los. Er war vorwiegend Bußprediger. Seine erste Sonntagspredigt in Beckum behandelte den „toten Glauben“; am Schutzengelfest 1846 lautet sein Vorspruch: „Wehe der Welt um der Ärgernisse willen“; daran schloß er eine Predigt über das Ärgernis der Eltern, Herrschaften und Vorgesetzten. Beim Abschied von Beckum predigte er über die Ewigkeit der Höllenstrafen.

Auch wenn er, wie häufig, von auswärts als Festprediger begehrt wurde, scheute er sich nicht, dem Volke erschütternde, ja selbst niederschmetternde Wahrheiten vorzutragen. Bei seinem Schwager Grafen Galen auf Haus Assen predigte der Beckumer Kaplan einmal am Feste Mariä Heimsuchung. Des vollkommenen Ablasses wegen waren die Landleute der ganzen Gegend in großen Scharen zusammengeströmt. Von der Predigt Kettelers erzählt eine nahe Verwandte: „Sein Vorspruch war: ‚Viele sind berufen, aber wenige auserwählt.‘

Er sprach mit einem solchen Feuereifer und einer solchen Gewalt, daß alles erschüttert war. In seinen späteren Jahren, als wir ihn daran erinnerten, gereute es ihn noch, an einem Muttergottesfeste eine so schreckenerregende Predigt gehalten zu haben.“ Seinem glühenden Seeleneifer war es eben schrecklich, die armen Sünder der Hölle zutaumeln zu sehen.

Besondern Segen erhoffte er von der Einführung der „Herz-Mariä-Bruderschaft zur Bekehrung der Sünder“, in die er von Professor Windischmann in München aufgenommen worden war; infolge seines Drängens hielt sie 1845 in Beckum ihren Einzug. Die armen Sünder wurden durch seine strammen Bußpredigten keineswegs abgestoßen, vielmehr war sein Beichtstuhl stets umlagert, auch an Werktagen oft bis 10 und 11 Uhr vormittags.

Seine besondern Lieblinge und Schützlinge waren die Kinder, die Armen, die Arbeiter und die Kranken. „Er war“, so berichtet ein Augenzeuge, „ganz besonders ein Freund der Kinder. Er hatte für die Schulkinder, welche so weit von Beckum entfernt wohnten, daß sie mittags nicht zum elterlichen Hause gehen konnten, ein eigenes Zimmer einrichten lassen. Dort saßen sie an kalten Wintertagen in der freien Zeit am warmen Ofen und der Kaplan mitten unter ihnen. Er scherzte mit ihnen, belehrte und ermunterte sie und erzählte ihnen heitere und ernste Geschichten.“ Für die Kinder, welche auf den schlechten Wegen nasse Füße bekamen, ließ er in der Schule ein Gestell mit Holzschuhen und Strümpfen anbringen. Als er merkte, daß mehrere Kinder kein Butterbrot hatten, sorgte er dafür, daß die Kinder der Wohlhabenden für die armen Kinder Butterbrote mitbrachten und diese morgens vor der Schule bei den reicheren Familien etwas zu essen bekamen.

Besondere Sorge widmete er jenen bedauernswerten Kindern, „die ihren Vater nie gekannt, vielleicht auch ihre Mutter

nicht oder in der Mutter ein Bild der Verworfenheit". In der vorletzten seiner sechs berühmten Predigten in Mainz „über die großen sozialen Fragen der Gegenwart" versichert er: „Solange ich den Beruf habe, als Seelsorger Kinder zu beaufsichtigen, habe ich solchen Kindern, die am Herzen einer schlechten Mutter gelegen haben, die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen."

Armen Leuten begegnete der Freiherr mit heiligem Respekt und suchte sie ihrer Not zu entreißen. Eines Tages begegnete er einem armen, weinenden Kinde. Es hatte bei einem reichen Bauern um Brot gebettelt, war aber abgewiesen worden. Sofort ging der Kaplan in das Bauernhaus. Dort erregte der hohe Besuch große Freude. Man bot ihm das Beste an, was zur Verfügung war. Er aber lehnte dankend ab und bat um ein Butterbrot. Nicht ohne Verwunderung über seine Bescheidenheit wurde es ihm gereicht. Er dankte herzlichst, fügte aber in tiefem Ernste bei: „Ihr habt mich geehrt, weil ich Kaplan, weil ich Freiherr bin, das Butterbrot ist aber für ein armes Kind, für einen Gast, der höher steht als ich; denn ‚Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut', sagt Christus, ‚das habt ihr mir selbst getan'." Um einem Knaben zu helfen, begleitete ihn der Freiherr zu seinem am Ende der weitausgedehnten Pfarrei gelegenen Vaterhaus, ungeachtet des starken Regens, der herniederging. Durchnäßt kam er an, hängte seinen Rock an den Herd und bat um eine Tasse Kaffee. Der Großvater im Lehnstuhl drückte dem Freiherrn sein Erstaunen darüber aus, daß er auf kotiger Straße herumlaufe, obwohl er doch als reicher Adliger Reitpferde halten und in Kutschen fahren könne. Die Antwort lautete: „In Kutschen und auf Reitpferden geht's nicht zum Himmel, das ist der breite Weg; ich bin Kaplan von Beckum und habe jetzt andere Pflichten; wie Sie, Großvater, noch jung und rüstig waren, saßen Sie auch nicht im Sessel."

Eine alte Frau hatte kein Bett, sondern nur einige Lumpen. Freiherr v. Ketteler ging zum nächsten wohlhabenden Bauern und erbettelte ein Bett. Er wollte es sofort selbst die zwanzig Minuten weit tragen. Der Bauer beorderte dazu seinen Schweinehirten; aber der gute Seelenhirt ließ es sich nicht nehmen, beim Tragen zu helfen.

Der große „Arbeiterbischof" hatte natürlich schon als Kaplan ein warmfühlendes Herz für die arbeitenden Stände. Mancher Bauer sah plötzlich um die Essenszeit den imposanten Kaplan in seinen Hof eintreten. Freundlich wünschte derselbe, die Dienstboten beim Mahle zu begrüßen. Dann setzte er sich zu ihnen, langte mit in die Schüssel und unterhielt sich in der ungezwungensten, herzlichsten Weise mit ihnen. Dem Drängen des Hofbesitzers, in die gute Stube zu treten, fügte er sich nicht. Nach dem Essen verrichtete er mit den Dienstboten das Tischgebet und verabschiedete sich überaus leutselig.

Einer der beliebtesten Bauern, Kaspar Isinghoff, wurde von seinem Schwiegervater mit schweren Arbeiten überlastet und bekam daher einen Blutsturz. Kaplan Ketteler mußte ihn mit den heiligen Sterbesakramenten versehen und besuchte ihn häufig. Eines Tages fand er ihn auf dem Acker, wie er mühsam Weizengarben auf den Wagen hinaufschob. Der Freiherr rief ihm zu: „Diese Arbeit ist noch nichts für dich; gib mir die Gabel, du setzest dich hin." Kaspar erwiderte: „Der Schwiegervater will es haben"; aber das imponierte dem vornehmen Herrn nicht, er lud den Wagen auf, führte ihn mit Kaspar auf den Hof und zum Schluß hielt er dem rücksichtslosen Herrn Schwiegerpapa eine kräftige Standrede. Dieselbe mußte später wieder einmal aufgefrischt werden; denn eines Tages kam der Freiherr gerade dazu, wie der alte, rüstige Schwiegervater, beschäftigt, einen Wagen in die Scheune zu ziehen, den kränklichen Kaspar anherrschte: „Kaspar, schieb

tüchtig am Rad!" Plötzlich ertönte unmittelbar hinter dem Bauer Kettelers Donnerstimme: „Kaspar, beiseite! Ich schieb' am Rad." Der alte Raubautz hätte fast die Deichsel fallen gelassen. Der Freiherr beruhigte ihn: „Nur zu, ich bin stark und gesund!" Damit packte er am Wagen an, und in wenigen Augenblicken stand derselbe in der Scheune.

2. Barmherziger Bruder.

Für die Kranken war Kaplan Ketteler überaus besorgt. Eine kranke Frau fand er in einem Zimmer, das von Schmutz und Unrat starrte. Auf seine Vorstellungen erwiderte ihr Mann, es sei Sache der Frau, das Zimmer rein zu halten, er habe das nicht gelernt. Der Freiherr schaute sich schweigend nach einem Besen um, und als er ihn erspäht hatte, kehrte er gründlich aus. Dann wurde der Mann dazu kommandiert, frische Betttücher zu holen und die Frau aus dem Bette zu heben, damit der Kaplan ihr ein neues, bequemeres Lager herrichten konnte.

Ein Bekannter berichtet: „Die Armen und Kranken priesen Ketteler als einen Engel; bei den Kranken verrichtete er die Dienste eines barmherzigen Bruders." Aber der edle Freiherr konnte sich nicht vierteilen; die Errichtung eines eigenen Krankenhauses neben dem bestehenden unzureichenden sog. „Armenhaus" war ein schreiendes Bedürfnis. Kettelers Liebe und Energie räumte die entgegenstehenden Schwierigkeiten aus dem Weg. Am 1. Februar 1846 reichte er den Antrag auf Errichtung des Krankenhauses beim Magistrat von Beckum ein. Derselbe zeigte sich geneigt. Auch der Landrat, an den sich der Freiherr gewandt hatte, unterstützte den Plan mit Wärme. Aber da die Landgemeinde von Beckum nicht in gleich hohem Maße aus dem Unternehmen Nutzen ziehen konnte wie die Stadtgemeinde, weigerte sie sich, die Hälfte

der Kosten zu tragen, und erklärte wiederholt entschieden, sie werde nur ein Drittel, höchstens tausend Taler, beisteuern. Damit nicht das schöne Werk an dem leidigen Geldsack scheitere, sprang der überaus freigebige Freiherr in den Riß. Am 17. August 1846 richtete er an den Bürgermeister folgendes Schreiben:

„Der Gedanke, wegen einer so kleinlichen Differenz von einem Sechstel der Baukosten vielleicht für immer der hiesigen Gemeinde eine solche Anstalt zu entziehen und unsere armen Kranken, in denen wir nach den Grundsätzen unserer Religion die Person Christi verehren sollen, wieder ihrem bisherigen elenden Zustande zu überlassen, war mir zu schmerzlich. Deshalb mache ich den Vorschlag: Die Stadt hat die eine Hälfte, die Landgemeinde das eine Dritteil der Baukosten übernommen, für das fehlende Sechstel trete ich ein und übernehme es.“ Auf diesen Akt passen die Worte, die der Freiherr am 13. Dezember 1841 an seine Schwester Sophie schrieb, als ihr Mann, Graf Ferdinand Merveldt, den längst mit ihm durchbesprochenen Plan der Gründung eines kleinen Spitals in Lembeck zur Ausführung brachte: „Euer Spitälchen erfüllt mich mit Freude. Das nenne ich mir einen Baum für die Ewigkeit, ein wahrhaft adeliges Unternehmen, einen neuen Beweis, wie Ferdinand in der Tat so vielseitig, allen zum guten Beispiele, sein Geld zur Ehre Gottes verwendet.“

Der vielseitigen äußeren Tätigkeit des Freiherrn entsprach ein reiches inneres Leben. Sein Mitkaplan in Beckum, der nachmalige Bischof von Münster, Johann Bernhard Brinkmann, frischte am 16. Februar 1878 zum Lob des großen Toten schöne Erinnerungen auf:

„Ketteler war ein durch Frömmigkeit, Seeleneifer und natürliche Begabung ausgezeichneter Priester, der in jeder Beziehung als Muster für die Seelsorgegeistlichkeit aufgestellt werden kann. Er führte ein streng abgetötes Leben, hielt

mit der größten Pünktlichkeit jeden Tag seine Betrachtung, geistliche Lesung, Besuchung des Allerheiligsten, betete wenigstens einmal täglich den Rosenkranz, geizte, darf ich sagen, mit der Zeit, indem er jeden freien Augenblick, der ihm von seinen Berufsarbeiten übrig blieb, zum Studieren oder Beten benützte, beichtete alle acht Tage und war ein warmer Verehrer der lieben Mutter Gottes. . . . Seine Berufspflichten erfüllte er mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und zeichnete sich besonders aus durch Eifer im Beichtstuhl, im Besuche der Schulen und Kranken, durch liebevolle Teilnahme für die Armen, welche er durch reichliche Almosen unterstützte, und namentlich durch seine Predigten und Volkskatechesen."

Mit zwei tieffrommen, seeleneifrigen Mitkaplänen, Johann Bernhard Brinkmann und Wilhelm Stumpf, führte der Freiherr ein gemeinsames geistliches, ja förmlich klösterliches Leben. Stumpfs jüngerer Bruder schildert es aus eigener Anschauung: „Die drei Priester bewohnten zusammen die Kaplanei, ein kleines Häuschen, führten gemeinschaftliche Kasse und hatten eine bestimmte Tagesordnung. Morgens um 4 Uhr standen sie auf, hielten im Refektorium eine einstündige Betrachtung und bereiteten sich zum heiligen Meßopfer vor. Alles war gemeinsam, mit Ausnahme der Berufsarbeiten."

Ein auf einem Schlosse des Freiherrn Wilderich v. Ketteler ins Hauswesen eingeführter Diener wurde Küchen- und Hausmeister der kleinen Kommunität. Aber „Bruder Hermann", so nannte Wilhelm Emanuel den Diener, fehlten zwei wichtige Eigenschaften, Reinlichkeit und Geschick. Eine nahe Verwandte Kettelers tischt eine nicht gerade appetitreizende Kaffeegeschichte auf: „Es mag keine kleine Abtötung gewesen sein, die Unsauberkeit und Ungeschicklichkeit des ‚Bruders' zu ertragen. Aber man setzte sich mit Heroismus darüber hinweg. Da jedoch der Kaffee Tag für Tag einen so unerträglich schlechten Geschmack hatte, daß es endlich nicht mehr möglich war, ihn

herunterzubringen, wurde der ‚Bruder' befragt, was er doch damit angefangen habe. Ganz harmlos erwiderte dieser, er habe sich alle Mühe gegeben, ihn gut zu bereiten, und ihn sogar, um ihn recht klar zu machen, durch einen wollenen Lappen laufen lassen. Es war dies aber derselbe Lappen, womit er die Lampen putzte."

Schwereres Leid als der unsaubere „Bruder" brachte der dreiköpfigen Klostergemeinde die Krankheit und der Tod des schwindsüchtigen Kaplans Stumpf. Freiherr v. Ketteler pflegte ihn, wie Stumpfs jüngerer Bruder erzählt, gleich einem „barmherzigen Bruder, machte ihm das Bett, trug ihn von einem Bett ins andere. Alle Dienste, welche die Krankenpflege mit sich bringt, leistete er ihm mit größter Liebe und unermüdlicher Geduld, bis derselbe in seinen und Kaplan Brinkmanns Armen starb".

Ein Mann, der sich so ganz im Dienste anderer hinopferte, mußte der Liebling aller Gutgesinnten werden. Bischof Johann Bernhard schließt seine Erinnerungen an seinen Beckumer Mitkaplan: „Durch seine Leutseligkeit und liebevolle Herablassung zu jedermann hatte er sich eine ungewöhnliche Popularität erworben. Er besaß die Liebe und das Vertrauen der Pfarreingesessenen wie seiner Amtsbrüder im höchsten Maße."

Wer so tief in die Volksseele hineingeschaut hatte wie Wilhelm Emanuel, der durfte sich erlauben, in einer großen Versammlung katholischer Männer auf die Eckpfeiler einer gesunden, christlichen Volksfürsorge hinzuweisen; im September 1845 sollte der Beckumer Kaplan in Münster Gelegenheit dazu finden. Während der achttägigen Feier des goldenen Bischofsjubiläums des Münsterer Oberhirten improvisierte Freiherr v. Ketteler in Münster mit einigen Geistlichen im Schloßgarten am letzten Abend „eine allgemeine Versammlung zur Besprechung kirchlicher Fragen". Eine ungeheure Volksmenge

strömte herbei. Drei Redner traten auf, Kaplan Ketteler an erster Stelle; ein Augenzeuge schildert den großen Eindruck seiner Rede und schließt:

„So hat Wilhelm Emanuel schon als Kaplan von Beckum jenes Programm aufgestellt, woran er alle Stadien seines segensreichen Wirkens hindurch unverbrüchlich treu bis an sein rührendes Ende festgehalten hat mit der Devise: ‚Für die Kirche und für das Volk.‘“

3. In der Wüste unter Wilden.

„Als höchstes Ideal“, so berichtet ein Studiengenosse über Freiherrn v. Ketteler, „schwebte ihm im Seminar eine einfache Pfarrstelle auf dem Lande vor, in welcher er wie ein Vater unter seinen Kindern stände.“ Diesen Seminartraum hatte die Kaplanstätigkeit in der Stadt- und Landgemeinde Beckum nicht zerstört. Nachdem der Freiherr am Allerheiligenfeste 1846 als Pfarrverweser von Hopsten seine Antrittspredigt gehalten hatte, enthüllte er am 17. November in einem Schreiben seine innersten Gedanken und Regungen:

„Mit der Stellung, die mir Gott jetzt überwiesen, habe ich das Höchste erreicht, was ich mir auf Erden erdenken konnte. Schon ehe ich den geistlichen Standpunkt richtig zu begreifen vermochte, erschien mir die Stellung eines Pfarrers ganz erhaben. Aber mit Angst und Furcht sehe ich auf mich bei dem Gedanken, wie ich die jetzige Stelle ausfüllen werde. Laufen, rennen, arbeiten und viel und stark sprechen vermag ich wohl, aber wenn sich mir nur die Gnade nicht entzieht, die mit dem Einfältigen und Demütigen so allgewaltig wirkt, von jedem Selbstsüchtigen, selbst in dem edelsten Gewande der totalen Hingabe an den Nebenmenschen, sich zurückzieht. Jeder andere Feind, außer meinem eigenen Ich, macht mir keine Furcht, und in dem eigenen Ich fühle ich nur das

Selbstsüchtige, und das ist leider von Beckum heil und ganz und wohlbewahrt mit hierher transportiert worden."

Wie wenig der demütige Nachfolger des guten Hirten seine totale Selbstlosigkeit ahnte, zeigt ein Blick auf sein neues trauriges Arbeitsfeld: eine reizlos einförmige Sandgegend, ein bettelarmes Bauernvolk, ein „zerfallenes" Pfarrhaus, eine gänzlich verlotterte Gemeinde. Kettelers Freund und Nachfolger in der Pfarrei, Ferdinand Stumpf, entwirft ein für selbstsüchtige Naturen nichts weniger als verlockendes Bild. „Die über 2000 Seelen zählende Gemeinde war äußerst verwahrlost. Der kurze Zeit vorher gestorbene Pfarrer war 98 Jahre alt, ein würdiger Priester, aber doch ein Mann seiner Zeit. Alle Marienbilder waren aus der Kirche entfernt und alles spezifisch Katholische verbannt. Der Empfang der heiligen Sakramente war ein sehr lauer, und es herrschte allgemeine Gleichgültigkeit, dabei auch eine große Unsittlichkeit aller Stände. Die Taufbücher gaben Zeugnis von dem traurigen Zustande Hopstens (von 1707 bis 1738 war in Hopsten kein einziges uneheliches Kind, von 1827 bis 1847 waren deren 67). Dazu herrschte in manchen vermögenden Familien eine gewisse Freigeisterei und vollständiger Unglaube. Es war dem neuen Pfarrer eine gewaltige Aufgabe gestellt. Der liebe Gott ließ in den Jahren 1846 und 1847 großes Elend über Hopsten kommen, wodurch dem Pfarrer Gelegenheit geboten wurde, durch die Tat zu beweisen, daß sein in der ersten Predigt getanes Versprechen, ‚nichts für sich, sondern nur die Rettung der Seelen und ihr wahres Wohl zu suchen', keine leeren Worte gewesen waren. Zuerst trat große Hungersnot ein. Schon früher waren hier sehr viele Arme, so daß die Straßenbettelei ganz an der Tagesordnung war und viele Kinder die Schule versäumten, um zu betteln." Ein alter Hopstener berichtet: „Die Gemeinde war sehr heruntergekommen, die jungen Leute aus Rand und Band."

Wahrhaftig keine rosigen Verhältnisse; aber Freiherr v. Ketteler war mit ganzer Seele einverstanden, als sein Bruder Wilderich als Patronatsherr der Kirche ihn für die Pfarrei präsentierte. Voll Freude dankte er Gott, als ihm am 13. Januar 1847 die schlechte Pfarrstelle übertragen wurde. In der ersten Predigt nach seiner amtlichen Einführung besprach er in Anlehnung an die Fußwaschung im Abendmahlsaal seine schweren Pflichten als Priester. „Kein Mensch auf Erden hat eine Macht, die so groß ist als die Gewalt des katholischen Priesters; aber wir besitzen sie nicht, um damit unter euch gewaltsam zu herrschen, sondern um euch im Namen Jesu Christi in euern geistigen Bedürfnissen zu bedienen, um allen gleichsam die Füße zu waschen. Das ist denn auch meine Pflicht, meine heiligste, erste und letzte Pflicht, euch zu bedienen, den Greis wie das Kind, den Reichen wie den Bettler. Das ist auch mein Wille. Ich will euch dienen mit meiner Zeit, sie soll euch ganz gehören. Ich will euch dienen mit meinem Einkommen und Vermögen. Ich will euch dienen mit den Kräften meines Leibes. Ich will euch dienen mit meinem Herzen."

Jedes dieser gewichtigen Versprechen hat er buchstäblich erfüllt, in geradezu heroischem Maße. Was er selbst geflissentlich verschwieg, das hat Pfarrer Stumpf der Nachwelt überliefert; er erzählt: „Für die Gemeinde in ihrer Not wurde er wirklich ein Engel. Nicht bloß gab er selbst alles her, was er hatte, sondern errichtete auch unter den Wohlhabenden einen Verein, der wöchentlich eine bestimmte Summe zusammenbrachte; auch seine Verwandten nahm er in Anspruch, so daß ganze Fuder Roggen von auswärts hierhergebracht und den Armen ganz umsonst überlassen wurden."

Ein Bauer aus Hopsten wurde in Münster von einem Pfeifenhändler gefragt: „Was gibt es Neues in Hopsten? Ihr habt einen neuen Pastor?" Der Bauer antwortete: „Wie

hewt'n däftigen Pastor, he is stark in'n Kopp, in'n Büel und in Budden" (wir haben einen tüchtigen Pastor, der ist stark im Kopf, im Geldbeutel und in den Knochen). 1869 preist ein Bekannter seine unbegrenzte Wohltätigkeit in den Worten: „Er ging von Haus zu Haus, suchte alle Verhältnisse bis ins einzelne kennen zu lernen, häuslichen Übelständen abzuhelfen und besonders den Armen beizustehen. Einst weilte seine Schwester, Gräfin Merveldt, bei ihm, und er lud sie ein, nach Tisch mit ihm Besuche in der Gemeinde zu machen. Es waren aber die Armen und Kranken, zu denen er sie führte. Bei jedem mußte sie ihre Gabe spenden, bis ihre ganze Barschaft erschöpft war und ihr Bruder am folgenden Tage für sie Geld zur Weiterreise leihen mußte."

Die Hungersnot war nicht das einzige Schreckgespenst. Pfarrer Stumpf berichtet: „Zu der Armutsnot gesellte sich nun der Typhus, der namentlich in armen Familien grassierte, so daß in einem Hause oft mehrere krank daniederlagen, andere vom Tode hingerafft wurden. Barmherzige Schwestern waren noch nicht hier, und der Bewohner Hopstens hatte sich eine solche Furcht bemächtigt, daß niemand in ein Haus, wo Typhuskranke lagen, hineinzugehen wagte. Da zeigte sich der Pfarrer als der wahrhaft barmherzige Samaritan. Ohne Furcht ging er in die Häuser, pflegte die Fieberkranken, machte ihnen die Betten, besorgte die Leichen und war allen alles. Diese Krankenpflege hat er auch später beibehalten, besonders bei solchen, die an ekelhaften, eiternden Wunden litten, welche er mit großer Selbstüberwindung reinigte und verband."

In seiner berühmten Leichenrede auf zwei ermordete Abgeordnete des Frankfurter Parlamentes am 18. September 1848 konnte er versichern: „Ich bin wohl vertraut mit allen Schrecknissen, welche die Todesstunde mit sich führt. Es ist

mein täglicher Beruf, den Menschen auf ihrem letzten und ernsten Lebenswege zur Seite zu stehen, in der Todesstunde ihnen mit dem Troste der Religion zu Hilfe zu eilen, nach dem Tode ihnen die Augen zuzudrücken."

Von einem politischen Gegner angegriffen, sah sich der Freiherr zu einer Rechtfertigung in einem offenen Schreiben vom 17. September 1848 genötigt: „Ich berufe mich kühn auf mein bisheriges Leben. Und wer nur den entferntesten Schein eines selbstsüchtigen Strebens oder eines materiellen Interesses in der Verwendung meiner Geistes- und Leibeskräfte oder meines Vermögens mir nachweisen kann, der mag es aussprechen. ... Mein Beruf ist es, in der Kirche und in den Hütten der Armen und Kranken ... für das Wohl der Menschen zu wirken. Mein Brief sagt: ‚Ein politisches Interesse kenne ich nicht mehr für mich', und ich wiederhole es hier aus ganzer Seele. Wer diese Worte als eine Unzufriedenheit mit der politischen Gestaltung der Gegenwart, als eine blasierte Gleichgültigkeit gegen das zeitliche Wohl und Wehe des Volkes deuten will, der zeigt nur, daß er sich auf den Standpunkt eines katholischen Priesters nicht zu versetzen vermag. Nicht erst seit gestern, sondern von dem Augenblick an, wo ich in den geistlichen Stand getreten bin, habe ich mir gesagt: ‚Von nun an darfst du auf Erden kein anderes Interesse mehr haben als das Seelenheil der Menschen und die Linderung ihrer Not.'"

Für sich suchte der Freiherr nichts als die Schätze des Gebetes und Studiums. Sein Freund Wesener beschreibt nach einem Besuch an seinem Namenstag das Leben des Pfarrers Ketteler: „Die häusliche Einrichtung in dem alten, zerfallenen Pfarrhaus erinnerte an die apostolische Armut. Ein kleines Stübchen diente zu seiner Wohnung und Amtsstube; daran reihte sich ein kleines Schlafkämmerlein, welches ohne Fenster war. Die Fremdenstube bot außer einem kleinen

Tisch, zwei Stühlen und dem Bette nichts Weiteres zum Komfort. Auch hier in Hopsten setzte er auf das strengste seine gewohnte Tagesordnung fort. Um 4 Uhr (morgens) ging er zur Kirche, um seine Betrachtung vor dem Allerheiligsten zu halten. Um 5 Uhr fing er seine Studien an, da er gewöhnlich um 8 Uhr die heilige Messe feierte. Während er am Morgen die meiste Zeit im Hause zu weilen pflegte, eilte er am Nachmittag bis gegen Abend spät durch die Pfarre zum Besuche der Kranken, denen er außer dem geistlichen Zuspruch alle möglichen leiblichen Dienste leistete. Dann besuchte er auch die übrigen Pfarrkinder, mit denen er Angelegenheiten für das öffentliche Wohl der Pfarre zu besprechen hatte. Er wußte jeden einzelnen mit Vornamen zu nennen."

An der Glut seiner Hirtenliebe schmolz die Eisrinde, welche um die Herzen der meisten Pfarrangesessenen gelagert war.

Pfarrer Stumpf schreibt 1878: „Er wurde zuerst mit großer Furcht, von einigen mit Haß empfangen. Aber diese Furcht machte bald einer tiefen Ehrfurcht, inniger Liebe und unbegrenztem Vertrauen Platz. . . . Durch seine selbstlose Liebe und heldenmütige Aufopferung hatte er sich bald die Herzen aller mit Ausnahme der Freigeister und Ungläubigen erobert und sich den Weg zur Bekehrung der meisten geöffnet. . . . Seine Predigten waren meist Bußpredigten, die wie ein Blitz einschlugen. Noch jetzt erzählen die Leute, welchen Eindruck es auf sie machte, wenn er, der große Mann in seiner hageren Gestalt — er war damals ein bloßes Knochengerüst — mit seinem ernsten Gesichtsausdruck, in faßlicher, aber erschütternder Weise die ewigen Wahrheiten vortrug."

Seine erste Predigt in Hopsten handelte von unsern Pflichten gegen Gott, die zweite von der Hölle; dagegen

schlug er in der dritten einen gar lieblichen, vor seinem Erscheinen gemiedenen und sogar mißbilligten Akkord an, den Lobgesang der Gottesmutter. Am 7. Mai 1848 konnte er zu Beginn einer Marienpredigt sagen: „Vom Anfang meines Hierseins ist es meine angelegentlichste Sorge gewesen, die Verehrung der heiligen Jungfrau Maria in dieser Gemeinde recht zu verbreiten.“ Die segensreiche „Bruderschaft vom reinsten Herzen Mariä für die Bekehrung der Sünder“ konnte er bereits ein halbes Jahr nach seinem Amtsantritt in Hopsten einführen, nachdem er in einer Reihe von Predigten Sinn und Zweck der Bruderschaft klargelegt hatte.

Der Segen blieb nicht aus. Nach achtmonatiger Wirksamkeit in der geistlich erstorbenen Gemeinde konnte der Freiherr am 11. Juli 1847 in einer Predigt seine Freude darüber ausdrücken, daß in letzter Zeit „viele“ öfter zu den heiligen Sakramenten gehen. Sein Nachfolger, Pfarrer Stumpf, meldet: „Fast alle legten gründliche Generalbeichten ab. An Samstagen verweilte er oft bis spät in die Nacht im Beichtstuhl. Er hat hier, man darf sagen, in wunderbarer Weise gewirkt, so daß er, als er nach drei Jahren auf einen höheren Posten berufen wurde, die Pfarrei als Mustergemeinde verlassen konnte. Daher rührt auch seine große Anhänglichkeit und Liebe, die er dieser Gemeinde bis in seinen Tod bewahrt hat.“ In einem Brief vom 16. November 1857 teilt Pfarrer Stumpf dem Bischof von Mainz mit, daß ihn seine früheren Pfarrkinder noch immer „ehren als ihren Vater und Regenerator“.

Siebter Abschnitt.

Wirken des Parlamentariers.

1. Plötzlich ein berühmter Mann.

Die gewaltigen Gärungen des Jahres 1848 riefen Freiherrn v. Ketteler auf den politischen Kampfplatz, jedoch ganz gegen seinen Willen, wie überhaupt von jetzt an jeder ihm übertragene Posten ihm unter schweren Kämpfen aufgenötigt, ja förmlich ankommandiert werden mußte, da er sein „höchstes" Ideal, „Bauernpastor" zu werden, erreicht hatte. In einem „offenen Brief" vom 17. September 1848 legt er seinen Standpunkt dar: „Ich habe mich von allem, was mir in der Welt lieb und teuer war, und auch von allen politischen Parteiungen und Bestrebungen getrennt, um ausschließlich meinem Berufe leben zu können."

Bisher war er in diesem Grundsatze von seinem vorzüglichen Beichtvater Rahfeldt, Landdechanten des Kreises Tecklenburg, bestärkt worden. Aber als der Freiherr eines Tages wieder bei ihm zur Beicht erschien, eröffnete ihm derselbe, der gefährdete Wahlkreis für das Frankfurter Parlament Tecklenburg-Warendorf könne nur durch seine Kandidatur gerettet und würdig vertreten werden; er sei deshalb in Aussicht genommen. Pfarrer Ketteler stand da wie einer, dem ein Hagelwetter die Ernte zerschlägt, die er gerade zu mähen im Begriffe steht; er bot seine ganze Beredsamkeit auf, um den Dechanten von dem Projekt, das alle seine seelsorgerlichen Pläne und Wünsche durchkreuzte, abzubringen. Aber der

Beichtvater war unerbittlich: „Sie haben von Anfang an, als Sie mich zu Ihrem Beichtvater erwählten, versprochen, in allem, was zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen dienen könne, gehorsam zu sein. Ich erkenne den Willen Gottes darin, daß Sie nach Frankfurt gehen, und ich werde persönlich durch den ganzen Kreis Tecklenburg gehen und die Leute ermuntern, Sie zu wählen.“ Das Beichtkind mußte sich ergeben.

Der aus Hopsten gebürtige Chefredakteur der „Kölnischen Zeitung“, Dr Brüggemann, war der Kandidat der Protestanten. Die Wahl erfolgte in der Kirche von Lengerich. Der Wahlkommissar, Landrat Freiherr v. Diepenbroick-Grüter, wies vor der Stimmabgabe in kurzer Anrede darauf hin, daß in dieser Kirche einst der „Westfälische Friede“ geschlossen worden sei, weil hier die Gesandten zusammengekommen seien; darum möchten die Wahlmänner das Ihrige tun zur endlichen Einigung Deutschlands nach dreihundertjähriger Befehdung.

Gleich beim ersten Wahlgang trug Freiherr v. Ketteler einen glänzenden Sieg davon. Es war ihm ein großer Trost, daß sein Bruder Richard, der, am 6. Juni 1846 zum Priester geweiht, bisher als sein Nachfolger in Beckum segensreich gewirkt hatte, nun zum Vizekuratus in Hopsten bestimmt wurde.

Am 14. Mai 1848 predigte er noch einmal in Hopsten, dann brach er auf, um gleich bei der auf 20. Mai angesetzten Eröffnung der Nationalversammlung in Frankfurt zugegen sein zu können. Auf der Reise beherrschte ihn nur der eine Gedanke: „möglichste Freiheit für alle, aber auch für die katholische Kirche“. „Nur ein kirchliches Interesse“, so schrieb er, „konnte mich bestimmen, die Wahl anzunehmen.“ „Das kirchliche Interesse, das ich verfolgen wollte, ist die Freiheit der Kirche, um ihr die Mitteilung der ihr anvertrauten geist-

lichen Güter möglich zu machen. Nicht für mich wollte ich diese Freiheit der Kirche, sondern für das Volk, das seinen Glauben behalten will. Ich konnte in dieser Absicht das Mandat um so unbedenklicher annehmen, weil ich dieselbe Freiheit für alle Konfessionen fordern wollte."

Mit seiner vollen Kraft widmete er sich dem ihm ganz neuen Pflichtenkreis. Bei den Tagungen der Nationalversammlung in der Paulskirche und bei den Sitzungen des auf Drängen des Fürstbischofs Freiherrn v. Diepenbrock ins Leben gerufenen „katholischen Klubs" hatte Ketteler stets den Bleistift oder die Feder zur Hand. Zahlreiche Debattenskizzen, Entwürfe, Anträge und vollständig ausgearbeitete Reden zeugen von seinem Eifer. Dagegen brachte er es in der Nationalversammlung nicht zu einer gesprochenen Rede; zwar meldete er sich wiederholt nach sorgfältiger Vorbereitung zum Wort, aber der Schluß der Diskussion schloß ihm jedesmal den Mund, wie er in einem Brief an seinen Bruder Richard lebhaft klagt.

Die Sorge um die wahre Freiheit des Volkes ist der Grundton aller seiner geschriebenen Reden.

„Eine Wahrheit, die nicht genug wiederholt werden kann, ist die, daß mit jeder Staatsform die schmählichste Knechtschaft geübt werden kann. Nicht dadurch ist schon ein Volk frei oder unfrei, daß die Form der Republik oder der Monarchie irgendwo besteht. Je mehr dem Volk zu seiner unmittelbaren Selbstbestimmung überlassen ist, desto politisch freier ist es. Ketten, im Namen der Volkssouveränität dem Volke angelegt, sind ebenso bitter als die im Namen eines Souveräns. Das Volk will in seiner Familie und Gemeinde sich selbst bestimmen. Das ist germanisch, deutsch, das macht ein edles Volk. Man kann ein wahrer Feind der Freiheit des Volkes sein und dennoch den Namen der Volkssouveränität tagtäglich im Munde führen."

Eine Warnung vor den lügnerischen Volksfreunden bildete den Gegenstand einer Predigt, die der Freiherr am 25. Juni im Frankfurter Dome hielt:

„Der Sohn Gottes hat den Armen eine frohe Botschaft verkündigt, wie sie noch keine gehört hatten. Er erhob den Armen und Verachteten zu einem Kinde Gottes, erhob ihn zu sich selbst und machte ihn sich gleich. . . . Die Herzen der Reichen erfüllte er mit Liebe zu den Armen. Er zeigte, daß er der einzige und wahre Volksfreund sei. Und was geschieht in der jetzigen Zeit? O, gerade die Armen sind es, die ihn verlassen. Es stehen falsche Propheten auf, Feinde Christi und Feinde des Volkes, und ihnen folgen die Armen und hoffen auf sie."

Man möchte bedauern, daß Kettelers großartige, wahrhaft volksfreundliche und staatserhaltende Ideen nicht in der Paulskirche vor der Nationalversammlung zu Wort kamen, aber der scharfsinnige Verfasser der dreibändigen, gründlichen Biographie Kettelers, P. Pfülf, erblickt darin eine „höhere Fügung":

„Bei dem Ungestüm seines Wesens, der rückhaltlosen Offenheit seines Charakters und seinem Mangel an politischer Erfahrung würde er vielleicht unter dem Einfluß des Augenblicks sich zu Äußerungen haben hinreißen lassen, die seinem späteren Wirken große Schwierigkeiten hätten entgegenstellen können. Dieselbe höhere Fügung, die ihm hier den Mund verschloß, wußte auf anderem Wege Umstände zu schaffen, in welchen der unbekannte Bauernpfarrer von Hopsten plötzlich vor dem gesamten Deutschland in hell leuchtender Gestalt erschien und aller Augen auf sich lenkte."

Den Anlaß bot ein schaudererregendes Nachspiel des Barrikadenkampfes, der am 18. September 1848 in den Straßen Frankfurts gewütet hatte. Am gleichen Tag ritten abends 5 Uhr zwei angesehene Abgeordnete, General von Auers-

wald und Fürst Lichnowsky, unbewaffnet und ahnungslos gegen Bockenheim hinaus, um mit dem dort wohnenden Reichsverweser politische Fragen zu besprechen. Plötzlich fiel eine wilde Rotte über sie her und verstümmelte sie in der scheußlichsten Weise. Auerswald erlag alsbald, Lichnowsky wurde noch lebend ins Spital getragen, aber bereits in der Nacht durch den Tod von seinen entsetzlichen Schmerzen erlöst. Freiherr v. Ketteler erhielt den ehrenvollen Auftrag, für die beiden Ermordeten sowie für die bei Bekämpfung des Aufstandes gefallenen Offiziere und Soldaten die Leichenrede zu halten. Vor der „ganzen Reichsversammlung und einer unabsehbaren Masse von Truppen aller Waffengattungen und fast aller deutschen Stämme" hielt Freiherr v. Ketteler auf dem Friedhofe nach dem Berichte der „Allgemeinen Zeitung" eine „wahrhaft ergreifende Rede, worin er mit scharfen Zügen die Ursache der moralischen Verworfenheit zeichnete, die so schauderhafte Verbrechen hervorzurufen imstande war. Die Untergrabung des religiösen Gefühles, das Aufstacheln der niedrigsten Leidenschaften, das Predigen einer Aufruhrtheorie, die ohne bestimmten Zweck sich nur beständiges Umstürzen als Ziel vorsetzt — solche Ursachen haben in unserem sich gern so hoch über alle Vergangenheit erhebenden Zeitalter Schandtaten erzeugt, wie sie in den Jahrhunderten der tiefsten Barbarei nicht gräßlicher geschehen konnten".

Als Muster einer wahrhaft klassischen Rede wurde Kettelers Leichenrede durch den Druck verewigt. Der demütige Bauernpastor war mit einem Schlag eine berühmte Persönlichkeit geworden. Fortan schien eine große katholische Veranstaltung ohne eine Rede Kettelers undenkbar.

2. Die großen sozialen Fragen der Gegenwart.

Vierzehn Tage nach der erschütternden Leichenfeierlichkeit in Frankfurt tagte im nahen Mainz „die erste Versammlung

des katholischen Vereins Deutschlands" unter dem Vorsitz des hochverdienten Hofrates v. Buß. Zwanzig Abgeordnete des Frankfurter Parlamentes hatten der Einladung zur bedeutsamen Tagung Folge geleistet; auch Freiherr v. Ketteler war darunter. Von allen Seiten zum Reden gedrängt, sprach er gleich am ersten Abend über die Idee, die ihn von Hopsten nach Frankfurt geführt hatte, über die „Freiheit der Kirche", und beleuchtete die Schäden und Heilmittel der Zeit.

„Wie die Religion der Freiheit bedarf, so bedarf auch die Freiheit der Religion. Wer die Lage der Gegenwart ernst geprüft hat, muß gestehen: Wenn das Volk nicht zur Religion zurückkehrt, kann es keine Freiheit ertragen."

Besonders bedeutsam ist, daß der „soziale Bischof", wie man Ketteler später gern nannte, in seiner ersten Rede auf der ersten, grundlegenden Generalversammlung der Katholiken Deutschlands die soziale Frage in den Vordergrund des Interesses rückte.

„Eine Aufgabe für die nächste Zukunft rege ich in Ihren Herzen nochmals an, die Aufgabe der Religion bezüglich der sozialen Verhältnisse. Die schwerste Frage, die bei allen gesetzlichen Bestimmungen, bei allen Staatsformen noch nicht gelöst ist, das ist die soziale Frage. Ich kann es mit aller Wahrheit aussprechen: Die Schwierigkeit, die Größe, die Dringlichkeit dieser Aufgabe erfüllt mich mit der größten Freude. Nicht die Not freut mich, die ich in Wahrheit im tiefsten Herzen mitfühle, nicht das Elend meiner Brüder — nein, das nicht —, es freut mich, daß es sich zeigen muß und zeigen wird, welche Kirche die Kraft der göttlichen Wahrheit in sich trägt. Es wird sich zeigen, daß der katholischen Kirche die endliche Lösung der sozialen Frage vorbehalten ist; denn der Staat, mag

er Bestimmungen treffen, welche er will, hat dazu nicht die Kraft."

Mit erhabenem Schwung schildert der geistvolle Beda Weber als Augenzeuge den mächtigen Eindruck der Rede:

„Förster (dem späteren Fürstbischof von Breslau) folgte als Redner . . . Freiherr v. Ketteler aus Westfalen, armer Leute Pfarrer von Hopsten, eine hohe, mächtige Gestalt, mit scharfgeschnittenem Gesicht, auf dem sich furchtloser Tatendrang ausspricht, gepaart mit altwestfälischer Treue für Gott und Kirche, für Kaiser und Reich. . . . Er trägt das große, mutige deutsche Volk mit dem unermeßlichen Frühling seiner Tugenden warm in seiner Seele, und aus dieser Einigung fließt der eigentümliche Stolz seiner Rede, die in den Errungenschaften der Märztage die Mittel sieht, den Dom der deutschen Kirche auszubauen, herrlicher als den Dom zu Köln. Daher schlug sein Wort mit regelloser Macht in die Zuhörer hinein, die nur den Widerhall ihres eigenen Herzens vernahmen. Wenn ich an den Redner Ketteler denke, so denk' ich mir stets einen ganzen Mann."

Kettelers sozialem Wort folgte ein soziales Werk. Beim Festmahl am gleichen 4. Oktober brachte nach vielen geistsprühenden Trinksprüchen Freiherr v. Ketteler ein Hoch aus auf die „Armen des deutschen Volkes" und drängte zur sofortigen Spendung eines Almosens an die „vielen Armen der Stadt Mainz, welche die gegenwärtige Freude nicht teilen".

„Nicht ein Glas Wein ist es, das ich Sie auffordern möchte auf das Wohl der Armen zu leeren; meine Absicht ist, Sie einzuladen, daß Sie in der gegenwärtigen, für uns so frohen Stunde mit Herz und Hand zum Wohle des armen Volkes wirken, der Armut helfend zur Seite treten."

Alsdann ging er mit dem Hut in der Hand die Tafel entlang und brachte eine namhafte Summe zusammen. Domkapitular Lennig, Kettelers späterer Generalvikar, dankte im Namen der Armen von Mainz.

So anregend der Verkehr mit den führenden Geistern der deutschen Katholiken war, es trieb den Freiherrn mit Gewalt zurück zu den „armen Leuten" von Hopsten, und bereits am 8. Oktober, vier Tage nach der großartigen Mainzer Versammlung, predigte er wieder seinen geliebten Pfarrkindern.

Zu stark waren die Eindrücke, die er in Frankfurt und Mainz gewonnen hatte, als daß sie nicht unwillkürlich seinen Predigten in Hopsten ein, man möchte sagen, kirchenpolitisches und soziales Gepräge gaben. In der ersten Predigt sprach er über den Text: „Gott hat sein Volk heimgesucht" (Lukas 7, 16):

„Unsere Zeit ist eine Zeit des Sturmes. Derselbe scheint alles fortzureißen. Die Throne der Fürsten wanken, die Macht der Gewaltigen erbebt, die Bande der Völker zerreißen. Nur zwei Dinge stehen fest: erstens die Kirche Christi, die heilige katholische Kirche, sie ist kampf- und sturmgeübt; aus allen Kämpfen ist sie immer in neuer Schönheit erstanden. . . . Zweitens stehen fest die Männer, die mit der Kirche zusammenstehen, die ihr Leben in den Felsen der Kirche eingesenkt haben."

In diesem Gedankengang schildert der Pfarrer seinen Bauern die Mordtaten in Frankfurt, Wien und Pest, beschreibt den glänzenden Katholikentag in Mainz, die Gründung des Piusvereins und den Zusammenschluß sämtlicher katholischen Ortsvereine zu einer großen Organisation.

Wie die Predigten, so tragen auch seine sonstigen Unternehmungen in Hopsten von nun an einen ausgesprochen sozialorganisatorischen Charakter. Mit Hilfe seines Beichtvaters,

des nicht minder sozial angelegten Dechanten Rahfeldt, gründete er den Piusverein im Dekanat Tecklenburg als Filiale des Hauptvereins in Münster; unverzüglich schuf er auch eine Ortsgruppe in Hopsten und unterstellte sie dem heiligen Ritter Georg als Patronatsherrn. In den von ihm verfaßten Satzungen war bestimmt, daß die Mitglieder täglich etwas zu Ehren des hl. Georg beten und sich allmonatlich versammeln sollten. Neben der Verbreitung bzw. Ausleihung guter Schriften war ein Hauptzweck die Übung der christlichen Nächstenliebe. Die Mitglieder sollten die Armen der Gemeinde besuchen und ihnen durch Werke der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit zu Hilfe kommen. Auf diese Weise führte der soziale Pfarrer mit einem kühnen Griff zugleich drei segensreiche Institutionen, den Pius-, Borromäus- und Vinzenzverein, in seiner Gemeinde ein. Er hatte seine Parlamentsferien gut benützt und gesunde, praktische Sozialpolitik getrieben.

Anfangs November 1848 saß er wieder im Parlament zu Frankfurt. Mainz stand noch unter dem Eindruck, den Kettelers Machtwort und Liebeswerk hervorgerufen hatte; nun verlangte es, den gewaltigen Redner auch einmal als Prediger zu hören. Er entsprach dem Wunsch mit ungeahnter Freigebigkeit. Vom 19. November an hielt er sechs Wochen lang das Mainzer Volk in atemloser Spannung durch die so berühmt gewordenen sechs Dompredigten über die „großen sozialen Fragen der Gegenwart“.

Gleich in der ersten Predigt bezeichnete er die soziale Frage als „die wichtigste Frage der Gegenwart“. Er hatte das Recht erworben, gehört zu werden, denn er hatte diese schwierigen Probleme theoretisch und praktisch erfaßt und auch die Lösungsversuche und Vorschläge der Kirchenfeinde geprüft; in der zweiten Predigt konnte er erklären: „Ich habe schon seit längerer Zeit mit Aufmerksamkeit gelesen, was die Welt

in Vorschlag bringt, um der drohenden Massenverarmung zu steuern, und ich gestehe, noch nichts gefunden zu haben, was im ganzen und großen helfen könnte. Solange die Verfasser noch bei den allgemeinen Redensarten stehen bleiben, in die sie ihre Vorschläge kleiden, sollte man glauben, sie seien die Volksbeglücker, die das Geheimnis der Brotvermehrung aufgefunden; geht man dann aber zu ihren praktischen Vorschlägen über, so kann man sich des Mitleides nicht erwehren."

Die zweite Predigt erregte greifbares Mitleid mit dem sozialen Elend, denn am folgenden Tag wurden ihm sechzig Gulden geschickt: „Ihnen, hochgeehrter und liebreicher Verkünder des Wortes Gottes, kommt es zu, Früchte Ihrer Predigt zu sehen, damit Sie sich überzeugt halten, wie dieselbe tief einschlug in die Herzen Ihrer Zuhörer." Freiherr v. Ketteler sandte das Geld an die Redaktion der „Katholischen Sonntagsblätter" mit dem Bemerken: „Da die Summe ohne Zweifel für die Armen der Stadt Mainz bestimmt ist und ich vernommen habe, daß man beabsichtigt, hier eine Anstalt der Barmherzigen Schwestern zu errichten, so weiß ich kein besseres Mittel, um das Geld für unsere armen Mitbrüder recht nutzbar zu machen, als indem ich es Ihnen zu dem gedachten Zweck überreiche."

Nach dem Bericht eines Ohrenzeugen im „Katholik" „riefen die inhaltsschweren, wahrhaft apostolischen Predigten den tiefsten und segensreichsten Eindruck hervor" bei der unermeßlichen Volksmenge aller Konfessionen, welche jedesmal in den Dom strömte.

Der bereits sterbenskranke Bischof Kaiser († 30. Dezember 1848) ließ es sich nicht nehmen, den Freiherrn persönlich aufzusuchen und ihm seinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Die Predigten erschienen als Kettelers erste Schrift. Das Honorar überließ er dem Mainzer Vinzenzverein für die Armen der Stadt.

Am 20. Dezember 1848 hatte der Freiherr die letzte Predigt im Dome zu Mainz gehalten, am folgenden Morgen trat er die Heimreise an, und am 24. Dezember stand er wieder auf der Kanzel seiner Bauernpfarrei. Die in Mainz errungenen Lorbeeren hatten die Liebe und den Eifer für die armen, grobkörnigen Hopstener nicht beeinträchtigt, sondern eher noch verstärkt.

Bald sollte der Gemeinde durch den Freiherrn eine der größten Wohltaten erwiesen werden: er ließ vom 1. bis 9. April 1849 eine Mission abhalten durch P. Behrens, Priester der Gesellschaft Jesu, die im Herbst 1847 mit brutaler Gewalt aus der „freien" Schweiz vertrieben und im Frankfurter Parlament durch eine radikale Majorität „für ewige Zeiten" aus dem Deutschen Reich exkommuniziert worden war. Der Freiherr war Zeuge dieses Aktes der „Toleranz" gewesen — ein tiefer Schmerz für den noch immer dankbaren und begeisterten Jesuitenzögling. Wie glücklich machte es ihn nun, als er ein Mitglied des bestgehaßten Ordens, einen gebornen Hannoveraner, als Volksmissionär in seiner Pfarrkirche begrüßen konnte. Im Beichtstuhl halfen außer Freiherrn Richard v. Ketteler drei nachmalige Kirchenfürsten, Wilhelm Emanuel, Johann Bernhard Brinkmann und Paul Melchers, späterer Kardinal-Erzbischof von Köln.

Bedeutsam ist Kettelers Notiz: „Erste Mission seit langen Jahren in Norddeutschland." Durch sein Beispiel und seinen Erfolg ermuntert und ermutigt, ließ die Geistlichkeit von Münster und andern Diözesen mit stets wachsendem Eifer Missionen abhalten. Somit ist Wilhelm Emanuel auch auf diesem segensreichen Arbeitsfelde Bahnbrecher und Vorbild geworden.

Die Gründung einer Jünglings- und Jungfrauenkongregation bildete den soliden Schlußstein der pfarramtlichen Wirk-

samkeit des Freiherrn. Diese im Vereinszeitalter absolut notwendigen Institutionen sollten, wie Ketteler in einer Vorbereitungspredigt darlegte, „der Jugend die Früchte der Mission erhalten und ihr behilflich sein, die Vorsätze auszuführen". Kettelers Nachfolger, Pfarrer Stumpf, konnte bezeugen: „Die Kongregationen der Jünglinge und Jungfrauen haben unsäglich viel Gutes gestiftet und trugen sehr viel bei zum Aufblühen der Gemeinde."

Achter Abschnitt.

Großstadtseelsorge.

1. Scheiden tut weh.

Um ungestört und ungeteilt als „Bauernpastor" von Hopsten wirken zu können, suchte Freiherr v. Ketteler, sobald „die Fragen, welche ein religiöses Interesse berühren", im Frankfurter Parlament erledigt waren, sein Mandat abzuwälzen. Dieses von den edelsten Absichten geleitete Bemühen trug ihm ein höchst peinliches Zeitungsduell ein mit seinem erwählten Stellvertreter, Justizkommissar Thüssing, der Kettelers briefliche Bitte um Übernahme des Mandates im „Warendorfer Wochenblatt" „in gehässigster und niedrigster Deutung auslegte". Freiherr v. Ketteler sah sich genötigt, in einem „offenen Brief an seine Wähler" die Verdächtigungen Thüssings zurückzuweisen. Sofort brachte ein Hetzblatt beide Briefe unter der Spitzmarke: „Feldflüchtige aus der Nationalversammlung". Der Freiherr zwang das Blatt, seine Entgegnung aufzunehmen.

Dieser widerliche Zwischenakt trug dazu bei, daß Ketteler doppelt selig war, als er endlich, des Mandates ledig, aus dem politischen Gewirre wieder in seine stille Dorfpfarrei flüchten konnte. Doch bevor er seiner Hirtenfreuden froh werden konnte, traf eine Schreckensnachricht ein, die ihn förmlich niederschmetterte.

Geheimer Oberregierungsrat Aulike, ein einflußreicher Beamter des preußischen Kultusministeriums, zugleich eines

der eifrigsten Mitglieder der katholischen Gemeinde von Berlin, mit Ketteler vom Frankfurter Parlament her bekannt, richtete am 10. April 1849 im Auftrag des preußischen Kultusministers ein offizielles Schreiben an Freiherrn v. Ketteler mit der Meldung, er sei zum Propst der Hedwigskirche in Berlin ausersehen.

In der amtlichen Erwiderung vom 17. April erklärte der Freiherr, daß er „sich leider nicht in der Lage befinde, dem hohen Vertrauen Seiner Exzellenz des Herrn Kultusministers zu entsprechen. ... Ich würde gewiß dieses Vertrauens gänzlich unwürdig sein, wenn ich eine Stelle annähme, zu der ich mich nach reiflicher Prüfung durchaus unfähig halten muß". In einem vertraulichen Begleitschreiben trägt er zur Verhütung des Verhängnisses alle möglichen Gründe zusammen: „die innige Verbindung mit der Gemeinde Hopsten, natürliche Jugendliebe zum Landleben und zum Verkehr mit einfachen Menschen, ... natürlichen Abscheu gegen das Stadtleben mit seiner Verbildung ..., auch meine mangelhafte wissenschaftliche Ausbildung, meine Unbeholfenheit in Geschäftssachen (ich denke noch immer mit Schrecken an mein Kopfzerbrechen bei den einfachsten Regierungsverhandlungen), meine Unfähigkeit, mich, im guten Sinne, zu beugen und zu schweigen."

Aber als ausschlaggebend für seine Weigerung führt er folgenden Beweggrund an: „Nie und nimmer werde ich aus freier Wahl eine größere und verantwortungsvollere Stelle als meine gegenwärtige annehmen. Der Gedanke, meine Stelle als Pfarrer niederzulegen und mir einen andern Wirkungskreis zu erwählen, ist mir zwar wohl hie und da gekommen, aber immer nur in der Richtung, daß ich mich sehne, meine Pflicht vermindert zu sehen, um sie dann besser erfüllen zu können. ... Insbesondere habe ich deshalb viel daran gedacht, mich der Mission (als Volksmissionär) zu widmen. ...

Ich glaube dazu einige natürliche Fähigkeiten zu haben und würde so meiner großen Verantwortung der Seelsorge für die einzelnen Pfarrkinder enthoben sein. . . . Es schwindelt mir bei dem Gedanken an eine Stelle mit solcher Verantwortung. Nur wenn ich den Befehl meines geistlichen Obern vor mir habe und so den Willen Gottes in ihm vernehmen muß, werde ich mich blindlings jedem Berufe hingeben. Bis dahin aber muß ich durchaus die Übernahme verweigern."

Doch Kettelers energische Ablehnung kam schnell ins Wanken. Indes war der Grund nicht die alsbald erfolgte Widerlegung, welche Oberregierungsrat Aulike im Brief vom 28. April seinen Gründen widmete, sondern die am gleichen Tag eintreffende feierliche Erklärung seines zuständigen „geistlichen Obern", des Bischofs von Münster:

„Nach reiffster, unter Gebet angestellter Erwägung der Sache . . . muß ich sagen, daß ich Gottes Fügung in dem Ruf zu der Stelle erkenne, und daß ich glaube, mein Gewissen zu beschweren und gegen höhere Interessen unserer heiligen Kirche mich zu versündigen, wenn ich Ihnen nicht anriete, dem Rufe zu folgen. Und zwar glaube ich, es Ihnen unbedingt anraten zu müssen. . . . Ich darf Ihnen nicht erst auseinandersetzen wollen, wie unendlich wichtig die Stelle ist. Es genügt Ihnen, zu wissen, daß es auf dem ganzen europäischen Kontinent keinen Missionsort gibt, der jetzt mehr ins Auge gefaßt zu werden verdient als Berlin."

Im Auftrag des zukünftigen „geistlichen Obern", Fürstbischofs Diepenbrock, der gerade bei der Versammlung der Bischöfe Österreichs weilte, schrieb Domherr Förster am 1. Mai 1849:

„Ich kann nimmermehr denken, daß Sie dauernd nein sagen dürften, wo die Not der Kirche so laut zu Ihnen schreit: Komm!, wo es in Ihren Willen gegeben scheint, ob

in Berlin und der ganzen Delegatur ein großer herrlicher Garten Gottes oder eine neue sodomitische Wüste und ein totes Meer sich ausbreiten soll, wo ein schweres, aber herrliches Tagewerk Ihrer wartet, ein Tagewerk, für welches sich Gott Ihre Kraft, Ihr Herz, Ihren Sinn eigens zubereitet hat. Ich würde, stände ich vor Ihnen, Sie mit Tränen beschwören: Weisen Sie den Ruf nach Berlin nicht zurück und verweigern Sie den Brüdern in der Diaspora die Hilfe nicht, die ihnen zu bringen Sie und eben Sie von Gott begnadigt und darum berufen sind!"

Diese feierliche Beschwörung brachte Kettelers entschiedenes Nein nicht zu Fall, erreichte aber, daß er sich entschloß, der Entscheidung eines unbeteiligten Dritten sich zu unterwerfen. Er wählte dazu den Jesuitenpater Riechers, der, aus der Schweiz vertrieben, in dem nahgelegenen Eggermühlen eine Vikarsstelle versah. Der Bote, den Freiherr v. Ketteler am 3. Mai an den Pater sandte, brachte die unliebsame Antwort:

„Euer Hochwürden dürfen meiner Überzeugung nach an dem Ausdrucke des göttlichen Willens nicht länger zweifeln, wenn Sie die ebenso dringende wie vielseitige Aufforderung einsichtsvoller Personen vernehmen, unter welchen sogar zwei Bischöfe sich so unbedingt für Euer Hochwürden aussprechen. Ich füge noch bei, daß es wohl nicht erst der Stimme des Gehorsams bedarf, damit Euer Hochwürden sich von dem Rufe des Himmels für überzeugt halten."

Noch am gleichen Tag schrieb Freiherr v. Ketteler an den Geheimen Rat Aulike: „Ich bin bereit." Am 19. Mai erfolgte die königliche Ernennung. Wilhelm Emanuel nahm sie schweren Herzens entgegen. Er brauchte lange, bis er sich ins Unvermeidliche schickte. Am 8. Juli offenbart er Fürstbischof Freiherrn v. Diepenbrock: „Mein einziger Trost in dieser Angelegenheit war und ist der Wille Gottes,

den ich zu erkennen glaubte und dem ich mit Verleugnung aller eigenen Gedanken und Empfindungen zu folgen entschlossen bin."

Bei Übersendung der Dimissorialien aus der Diözese Münster schrieb er am 8. Juli dem Fürstbischof: „Ich vermag zu der Stelle nichts mitzubringen als den festen Willen, im Gehorsam gegen die mir von Gott gesetzten geistlichen Obern zu leben und zu sterben." Sein einziger Trost in Bezug auf sein teures Hopsten war, daß er es den trefflichen Händen seines Bruders als seines Nachfolgers anvertrauen konnte.

Für den schweren Gang nach Berlin stärkte er sich durch achttägige heilige Exerzitien, die er im August 1849 zu Lembeck auf dem Schlosse seines Schwagers Grafen Merveldt unter Leitung des Jesuitenpaters Stoppar machte. Da suchte und fand er die Parole für das nordische Missionswerk:

„Christus nachfolgen, nach seinem Geiste leben, die Tugenden üben, die er geübt; das kann nicht geschehen, ohne mit großmütigem Herzen schwere Kämpfe zu ertragen. Also auch in diesen Kämpfen sollen wir Christus nachfolgen — für Christus leiden, was er für uns gelitten —, um so zu seinen Tugenden zu gelangen. Also: Christus nachfolgen, es koste, was es wolle!"

2. Propst von Berlin.

„Missionstätigkeit wünschen Sie", schrieb Geheimer Oberregierungsrat Aulike ermutigend an den Pfarrer von Hopsten, „wo wäre die wie hier in Berlin? Sie werden ein Feld finden, ergiebig wie kein anderes. Sie werden viele Seelen retten."

Eine Schar vorzüglicher Katholiken, meist den höheren Ständen angehörend, bildete die Kern- und Elitetruppe der

Hedwigspfarrei, aber es war doch „ein kleines Häuflein“ gegenüber der Unmenge jener, die im Stadtgetriebe auf Gott und Kirche vergessen hatten. Dem neuen Propst war es wie seinem göttlichen Meister zum Weinen, da er am 12. Dezember 1849 Fürstbischof Diepenbrock berichtete:

„Ich sehe vor mir ein unermeßliches Seelenbedürfnis, einen wahrhaft verwilderten Acker im Weinberge des Herrn, große Übelstände, die gehoben werden müssen.“

Er schilderte dieselben in einer Predigt vom 3. Februar 1850:

„Eine Gemeinde von 20000 Katholiken und fast 5000 Soldaten und nur eine Kirche und nur wenige Messen, und dabei ist die Kirche leer. In andern Gegenden sind für 20000 Einwohner zehn Kirchen, und diese sind morgens und nachmittags angefüllt. . . . Es gibt Sonntage und Feiertage, an denen nur einige Hundert ihre heilige Pflicht erfüllen.“

Viele waren wohl gläubig und guten Willens, aber wer offen Farbe bekannte, der mußte Hohn und Spott und noch schlimmere Ausbrüche des furor protestanticus in Kauf nehmen, und dazu fehlte eben den meisten das Rückgrat und der Opfergeist des Märtyrers der Überzeugung. Wie weit sich die berühmte „Toleranz“ versteigen konnte, veranschaulicht ein Gedicht, das am Sonntagnachmittag der hochgebildete Pfarrer von Potsdam, Schmale, erhielt, welcher Freiherrn v. Ketteler in seinen neuen Wirkungskreis einführte:

„An den Herrn Oberpfarrer Schmale.

Ihr verdammten Volksverdummer,
Falscher Lehre Satansbrummer,
Finstre Feinde der Vernunft,
Aus der Hokus-Pokus-Zunft,

Ihr elenden Schriftverdreher,
Sündenböcke, Messenkräher,
Beichtstuhlhocker, wohl erfahren,
Alte Weiber derb zu narren,
Schöne Mädchen arg zu plagen,
Ihr Geheimnis zu erfahren.
O ihr miserablen Heuchler,
Freche Lügner, freche Schmeichler." rc.

Es folgen weitere Komplimente. Der Schlußsatz ist ein protestantischer Bannfluch:

„Drachen aus dem Höllenreich,
In die Hölle! Fort mit Euch!"

Hätte Freiherr v. Ketteler nur wenigstens freie Hand gehabt, um alsbald überall eingreifen zu können; aber auf Schritt und Tritt war er eingeengt und lahmgelegt durch das vom Kultusdepartement am 2. November 1812 erlassene „Statut" über die Verwaltung der Hedwigskirche. Dasselbe versetzte den Propst in „die peinliche Lage eines vollendeten Konfliktes zwischen den Staatsgesetzen und seinem Gewissen". Der Mann, der einst aus dem Staatsdienste geschieden war, um nicht in Widerstreit mit seinem Gewissen zu geraten, der war, laut Brief vom 12. Dezember 1849 an den Fürstbischof, auch jetzt nicht gewillt, „sich an dem Verbrechen zu beteiligen, eine Vollmacht des Staates in Dingen anzuerkennen, die vermöge göttlichen Rechtes der Kirche übertragen sind". „In der Tat mag wohl in keinem Lande und in keiner Kirche eine so bis ins einzelne gehende Einmischung des Staates in die innersten Angelegenheiten der Kirche stattgefunden haben wie in diesem Statut."

Ein „armseliger, lebloser Mechanismus" schrieb jedem einzelnen der vier an St Hedwig angestellten Geistlichen

genau vor, was er in Bezug auf Predigt, Christenlehre, Schule, Beichthören ꝛc. zu leisten habe. Auf diese Weise durch tausenderlei kleine und kleinliche Bestimmungen selbst in der eigentlichen Seelsorge eingeschnürt, glich der Propst jenem sagenhaften Riesen, den Hunderte von Zwergen mit zahllosen Fäden fesselten.

Auch die ganze äußere Verwaltung unterstand einem „Kirchenkolleg“, in dem der Pfarrer mit nur einer Stimme machtlos war gegenüber den Beschlüssen der Majorität. „Dadurch hat die hiesige Kirche“, so klagt Propst Ketteler dem Fürstbischof, „keine katholische Verfassung, sondern die rein protestantische Presbyterialverfassung, die sich kein katholischer Pfarrer gefallen lassen darf, ohne an der innersten Idee der göttlichen Hierarchie der katholischen Kirche Verrat zu begehen. ... Ich will nicht auf die Geschäftslast hinweisen, die mir so entsteht, auf das bureaukratische Wesen mit seinen Weitschweifigkeiten, wenn ich jede unbedeutende Sache, die ich in wenigen Augenblicken abmachen könnte, auf dem Schleppwege kollegialischer Verhandlungen behandeln muß, auf die Gefahr, daß der Pfarrer zur Schreibmaschine wird und das Höchste, die Seelsorge, vernachlässigen muß. ... Ich habe zwar gegenwärtig die ehrenwertesten Männer zu Mitgliedern des Kollegs, die ich hochschätze und liebe, und dennoch bin ich persönlich gelähmt, wenn ich meine Grundsätze und die Art, sie insbesondere den Behörden gegenüber auszusprechen, auf den Leisten kollegialischer Formen schlagen muß.“

Ein gewisses Gegengewicht konnte nur ein kollegialisches Zusammenarbeiten der Geistlichkeit von St Hedwig bieten; zu diesem Zwecke führte der Propst den gemeinsamen Mittagstisch ein, was sich nach Aussage des späteren Fürstbischofs Förster „für die Seelsorge von unermeßlichem Nutzen erwies“.

Fabelhafte Arbeitsleichtigkeit, peinlichste Zeitausnützung und karg bemessene Schlafzeit ermöglichten es dem Freiherrn, trotz allem Bureaukratismus in staunenswertem Maß Einzelseelsorge und Hauspastoration zu treiben. Dieselbe galt auch in Berlin vornehmlich den Armen und Kranken. Fürstbischof Förster berichtet am 3. August 1878:

„Gerühmt wurden besonders die kräftigen, ergreifenden Predigten und die unerschöpfliche Liebe und Fürsorge für die Armen. Eines Tages trug er unter seinem Mantel einer armen Familie eines seiner Kopfkissen zu und fand seine Pfleglinge, wie sie sich eben bei der gebratenen Gans gütlich taten, welche sie von dem Geld, das er ihnen kurz vorher geschenkt, gekauft hatten. Auf die Vorstellung (eines Freundes), daß dies doch wohl nicht der Zweck seines Almosens gewesen sein könne, erwiderte er überaus mild, er habe sich doch recht gefreut, daß sich die Leute einmal einen fröhlichen Abend bereitet hätten."

Fürstbischof Förster bedauerte aus Seelsorgsgründen, daß Freiherr v. Ketteler „sich zu sehr vom Hofe zurückzog". Nur die Sorge für seine armen Kranken trieb ihn in die Paläste der Reichen und Vornehmen.

Wie für Beckum und Hopsten, so sollte er auch für Berlin der Begründer eines Krankenhauses werden. Zwar war ein solches drei Jahre zuvor ins Leben gerufen worden und hatte bereits unter den Händen Barmherziger Schwestern außerordentlich viel Gutes gestiftet. In seiner Bettelpredigt vom 5. Mai 1850 berichtet der Propst:

„Wer die Augen nicht schließen will, der muß Gottes Werk, Gottes Gabe und Gottes Gnade in der Anstalt erkennen. An 14000 Kranke sind bis heute dort verpflegt worden und von diesen mehr als ein Vierteil ganz und gar unentgeltlich. . . . Seit Ende des Jahres 1847 konnte jedoch die Zahl der Betten, die bis zu fünfzig angewachsen

war, aus Raummangel nicht mehr vergrößert werden. Der Zudrang ist aber so groß, daß eine Erweiterung gar nicht mehr aufgeschoben werden darf. Schon mehrere Male gaben die Dienstboten ihre Betten her, um Kranken, welche sich nicht abweisen lassen wollten, Platz zu verschaffen. Das ‚Kirchenkolleg' hat nun ein Grundstück in der Groß-Hamburger Straße gekauft, das für die Errichtung eines Krankenhauses durchaus geeignet ist. . . . Wir haben keinen Heller zur Ausführung des Baues. . . . Bereits haben wir einen Hilferuf durch ganz Deutschland geschickt, und ich vertraue auf Gottes gnädigen Segen. Aber, meine christlichen Brüder, wir selbst müssen zuerst helfen. Es ist unsere Anstalt, und wir sind fremder Hilfe nicht wert, wenn wir nicht auch nach allen unsern Kräften zu diesem heiligen Werke beisteuern."

Die hier nur nach einer magern Skizze referierte Bettelpredigt zündete. Am Pfingstsonntag den 19. Mai dankte der Propst von der Kanzel aus für die bereits eingelaufenen Beträge. „Mehrere derselben haben mich tief ergriffen." Ein Geselle gab 35 Taler. Der größte Beitrag in der Höhe von 300 Talern stammte von einer unbemittelten protestantischen Frau, der Witwe eines katholischen Holzhackers, welche die Gewohnheit, mit ihrem Manne den katholischen Gottesdienst in der Hedwigskirche zu besuchen, nach seinem Tode beibehielt. Nachdem sich der Propst vergeblich geweigert hatte, die hochherzige Spende der armen Witwe entgegenzunehmen, gab er ihr die Versicherung, sie werde im Krankheitsfall in dem neuen Spital Aufnahme finden.

Wie in Westfalen, so hatte Freiherr v. Ketteler auch in Berlin nicht die Freude, das Krankenhaus gleichsam unter seinen Händen erstehen zu sehen. Zur feierlichen Grundsteinlegung des Hedwigshospitals am 20. Oktober 1851 kam er

als bereits regierender Kirchenfürst von Mainz herüber. Der ungenannte Wohltäter von Mainz, der im Frühjahr 1852 für das Hedwigsspital 500 Taler sandte, war kein anderer als der allzu schnell entrissene Propst von St Hedwig.

3. Fürstbischöflicher Delegat.

Mit der Propstei von Berlin war außer einem Ehrenkanonikat an der Domkirche in Breslau die fürstbischöfliche Delegatur von Brandenburg und Pommern verbunden. In diesem weiten Gebiet fand Freiherr v. Ketteler übergroße Seelennot, aber auch viel Tröstliches, was alles in seinem Hirtenherzen „unauslöschlich" haften blieb. Vierundzwanzig Jahre später erzählte er am 17. Juni 1874 während der Katholikenversammlung auf dem Rochusberg bei Bingen:

„In der Nähe von Stettin kam ich mit einem katholischen Volk zusammen, das in meiner Seele einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck zurückließ. Vielen von euch ist bekannt, daß im vorigen Jahrhundert Friedrich der Große den Plan faßte, die wüsten und ungesunden Sümpfe und Niederungen am Ausfluß der Oder auszutrocknen und urbar zu machen. Da man viele Arbeiter brauchte, wandte man sich überallhin; damals zogen auch viele vom Rhein und der Pfalz, namentlich Katholiken, in jene Gegenden, weil man ihnen glänzende Versprechen machte. Sie sollten erstens hinsichtlich ihrer katholischen Religion vollständig versorgt und befriedigt werden und zweitens in den gewonnenen Ländereien in den Besitz von Grund und Boden eingesetzt werden. Das erste Versprechen wurde ganz und gar gebrochen. Die armen Leute, welche im Vertrauen auf das gegebene königliche Wort die Reise in die wildfremde Gegend antraten, mußten von Anfang an alle katholische Seelsorge entbehren. Sie sahen nie mehr einen katholischen Priester, hatten keine heiligen

Sakramente, kein heiliges Meßopfer mehr. Über das zweite Versprechen ging man in schnöder Weise hinweg. Nachdem sie jahrelang fleißig gearbeitet und das mühevolle Werk vollendet hatten, wurden sie in verschiedenen kleineren Städten Pommerns bei den protestantischen Bewohnern einquartiert. Dort wehrte man sich natürlich aus allen Kräften gegen diese armen Katholiken, und was diese damals an Not und Bedrängnis ausgestanden, läßt sich leichter denken als darstellen. Als man endlich sah, daß man sich ihrer nicht anders werde entledigen können, gab man ihnen kleinere Ländereien, aber nur wüste Sandflächen in den unfruchtbarsten Distrikten.

„Indessen kaum begannen diese braven Leute ihre Bretterhütten aufzuschlagen, da dachten sie auch gleich an eines, was ihnen allen am Herzen lag. Mitten unter den Hütten errichteten sie die größte und schönste als Gotteshaus, und obwohl sie sehr weit zerstreut wohnten, fingen sie doch gleich wieder an, sich als katholische Gemeinde zu fühlen und ihre gewohnten Andachten zu halten. Sie hatten ihren Katechismus, ihre Gebet- und Gesangbücher mitgebracht. An jedem Sonntagmorgen kamen sie in dem hölzernen Kirchlein zusammen. So gut sie es verstanden, ahmten sie den ganzen katholischen Gottesdienst nach. Einer aus ihrer Mitte war Vorbeter und zugleich auch Lehrer der Kinder in der Christenlehre. Man betete und sang zusammen wie bei der heiligen Messe. An der Stelle, wohin sonst die heilige Wandlung fällt, klingelte man mit der Schelle, und alles betete und bekannte seinen Glauben, als ob der göttliche Heiland wirklich auf den Altar herniedergekommen sei. Bei der Kommunion schellte es wieder, und alles neigte sich und empfing geistigerweise den Leib des Herrn. So erhielt sich dieses katholische Volk durch nahezu fünfzig Jahre treu in seinem Glauben, obwohl es nie mehr einen katholischen Seel-

sorger gesehen hatte, und es war auch nicht einer von ihnen abgefallen.

„Nach und nach milderte sich die drückende Lage. Da war nun ihr erster Gedanke, ein schöneres, größeres Gotteshaus von Stein zu bauen. Mit der neuen Kirche wurde ihnen zugleich auch die Freude zuteil, daß von Stettin, wo damals die erste katholische Seelsorgestelle errichtet wurde, alle Jahre einmal ein Geistlicher in ihre Mitte kam, um ihnen die heilige Messe zu lesen und die heiligen Sakramente zu spenden. Drei Jahre bevor ich sie von Berlin aus besuchte, bekamen sie durch Unterstützung der Lyoner Missionsgesellschaft ihren eigenen Geistlichen. Ich kam und war zwei Tage in ihrer Mitte; aber ich kann euch versichern, daß ich noch nie in meinem Leben mehr Glauben und Liebe zu unserer heiligen Religion und Kirche angetroffen habe. Die zwei Tage unter ihnen gehören zu den rührendsten meines Lebens. Die braven Katholiken, alt und jung, Männer und Frauen mit den Kleinen auf dem Arm, waren den ganzen Tag um mich und konnten mir nicht genug ihre Freude und Anhänglichkeit beweisen und sich gar nicht von meiner Seite trennen. Ich war tief ergriffen und pries Gott, der dieses Volk durch volle hundert Jahre inmitten einer ganz protestantischen Bevölkerung so lebendig, so treu im heiligen Glauben erhalten hatte.

„Bald nach meiner Anwesenheit sollte sie ein großer Schmerz treffen. Man fand eines Morgens die Kirchentüre offen, den Tabernakel erbrochen, den Kelch und das Gefäß mit den heiligen Hostien gestohlen. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Schreckensnachricht, und gleich versammelte sich alles vor dem verwaisten Altare und flehte den ganzen Tag, Gott wolle doch nicht zulassen, daß das allerheiligste Sakrament verunehrt werde, sondern es fügen, daß es bald wiedergefunden werde. In der nächsten Nacht ergriff man

einen verdächtigen Menschen mit einem schweren Sack; in demselben fand man unter lauter harten, schweren Metallgegenständen auch Stücke der zerbrochenen Monstranz und ganz auf dem Boden das Sanktissimum mit dem unverletzten Glasverschluß. Im Triumph wurde das teure Pfand zurückgebracht, und der Jubel der Bewohner war unbeschreiblich."

Bald kam eine neue Trauerkunde; die armen, zerstreuten Schäflein der Delegatur wurden ihres geliebten Hirten, des fürstbischöflichen Delegaten Freiherrn v. Ketteler, beraubt. Doch auch als Bischof des fernen Mainz erwies er ihnen noch große Dienste, namentlich durch tatkräftige Unterstützung des von Kettelers einstigem Reiseführer, Grafen Joseph Stolberg, gegründeten und trefflich präsidierten Bonifatiusvereins, der sich die herrliche Aufgabe gesteckt hat, die Not der Katholiken in der Diaspora nach Kräften zu heben. Auf der fünften Generalversammlung des katholischen Vereins Deutschlands widmete Wilhelm Emanuel gleich bei der Begrüßungsrede am 7. Oktober 1851 dem segensreichen Institute des Bonifatiusvereins die wärmste Empfehlung und gedachte dabei besonders seiner verlassenen nordischen Schäflein:

„Pflegen Sie, meine Herren, den Bonifatiusverein getreulich! Hätten Sie eine Reise mit mir machen können, als ich Propst in Berlin war, so hätten Sie sich überzeugt, welch unendliche Wohltat Sie den armen Katholiken Norddeutschlands durch Ihre Beiträge für den Bonifatiusverein erweisen und wie dankbar Ihre Gaben aufgenommen werden. Ich habe es gesehen und miterlebt, was ein gläubiges Herz empfindet, wenn ihm nach langen Entbehrungen endlich ein katholischer Priester erscheint und die Gelegenheit geboten wird, die heiligen Sakramente zu empfangen. Ich habe kaum je eine größere, reinere Freude erlebt als am Ostseestrande

bei den armen Katholiken, die so unendlich begeistert sind für unsere katholische Kirche."

4. Festzug durchs Brandenburger Tor.

Vor seinem Abschied von Berlin war dem Freiherrn noch ein großartiger Triumph beschieden. Sonntag den 3. Juni 1850 führte er die Hedwigsgemeinde in feierlicher Fronleichnamsprozession nach Spandau und hielt in der dortigen Kirche eine begeisterte Predigt über Davids Einzug mit der Bundeslade in Jerusalem. Am 4. Juni berichtete ein protestantischer Korrespondent an die „Allgemeine Zeitung":

„Vergangenen Sonntag fand hier eine Feier statt, die man füglich ein Ereignis nennen kann; zum erstenmal nämlich, seit Berlin protestantisch ist, bewegte sich der Fronleichnamszug der hiesigen katholischen Gemeinde aus der Hedwigskirche die Linden entlang durch das Brandenburger Tor über Charlottenburg nach Spandau. Chorknaben eröffneten den Zug, den der eben zum Bischof von Mainz erwählte Propst Ketteler führte. Ihm folgten etwa zwölfhundert Glieder der Gemeinde. Die Prozession wurde von den Vorübergehenden, die oft stehen blieben und das Haupt entblößten, durchweg mit sichtbarlicher Achtung aufgenommen, was mir ein sehr bedeutsames Zeichen scheint. Ich erinnere daran, daß Friedrich der Große, als man ihn um Erlaubnis anging, diese Prozession außerhalb der Kirche begehen zu lassen, die Bemerkung machte: ‚Ich erlaube es, aber ob die Straßenjungen Berlins es erlauben, das ist eine andere Frage.' Man hatte nie geglaubt, daß in der rein protestantischen Stadt, wo sich überdies Zweifelsucht und Kritik so tief ins Volksleben hineingesessen haben, ein so ungewöhnlicher Umzug vorgenommen werden könne, ohne Anstoß zu erregen. Man hatte deshalb in den letzten Jahrzehnten nicht einmal daran gedacht, ihn

außerhalb der Kirche vorzunehmen. Das Ministerium erklärte Propst Ketteler, daß die Regierung den Zug möglichst vor Störung schützen werde. Aber dies war nicht nur nicht nötig, sondern es ist im Gegenteil zu Tage getreten, daß religiöse Übungen und die Autorität derselben, abgesehen von allem Konfessionellen, desto mehr Anklang und Teilnahme finden, je mehr die Erscheinungen der letzten Zeit sich gegen die Religion als solche gewandt haben. Die berittenen Schutzmänner, welche aus Vorsorge der Regierung außerhalb der Stadt in großer Entfernung und auf Seitenwegen den Zug begleiteten, wurden kaum bemerkt."

Kettelers aristokratischem Takt und opferwilligem Wohlwollen ist das Kunststück gelungen, trotz machtvollster Durchführung der katholischen Prinzipien den ihm anfangs unvermeidlich scheinenden „vollendeten Konflikt" mit dem Staate zu verhüten und sogar das Vertrauen der protestantischen Regierung und die Gunst des Königs Friedrich Wilhelm IV. in hohem Maße zu erwerben. Einen Tag nach der glorreichen Fronleichnamsprozession unterfertigte der König das Dekret, durch welches er „dem bisherigen Propst zu St Hedwig, designiertem Bischof von Mainz, Wilhelm Freiherrn v. Ketteler", den Roten Adlerorden II. Klasse verlieh.

In der offiziellen Anzeige seines Ausscheidens aus der Propstei konnte der Freiherr dem Kultusminister wahrheitsgetreu schreiben:

„Ew. Exzellenz sage ich den verbindlichsten Dank für die wiederholten Zeichen des Wohlwollens, die Hochdieselben mir in der kurzen Zeit meines Hierseins erwiesen haben. Zugleich bitte ich, dasselbe Wohlwollen meinem Nachfolger zuzuwenden und es ihm dadurch möglich zu machen, die hiesige Kirchenangelegenheit, die in Bezug auf Verfassung wie Seelsorge so manche Umgestaltungen erfordert, zu ordnen. Nur dann wird es ihm gelingen, das schwere Amt mit der erforderlichen Wirk-

samkeit zu verwalten und den Geist der Gottesfurcht und Ordnung zum Heil der einzelnen und zum Besten der Stadt und des Staates in der katholischen Gemeinde zu befestigen und, wo er geschwunden ist, wiederherzustellen." Diese bedeutsamen Sätze heben das offizielle Schreiben weit über das Niveau einer bloßen Formalität hinauf zur Höhe einer pastorellen Staatsaktion.

Der Kultusminister wußte die erhabenen Gedanken zu würdigen und antwortete:

„Ew. Bischöfliche Hochwürden wollen sich überzeugt halten, daß ich es aufrichtig bedauere, Dieselben nach einer kurzen Wirksamkeit schon jetzt der hiesigen katholischen Gemeinde, deren Achtung und Anhänglichkeit Sie sich in nicht gewöhnlichem Maße erworben haben, entrissen zu sehen. Möge der ausgedehntere Wirkungskreis, in welchen Dieselben nunmehr eintreten werden, Ihnen jederzeit die Befriedigung gewähren, welche dem ernsten Streben nach Beförderung wahrer Gottesfurcht und Menschenwohles niemals versagt wird."

Der letzte Wille und Wunsch des Propstes beim Scheiden von seiner Gemeinde war die Heilighaltung der Ehe.

„Bei dieser letzten Predigt (am 30. Juni) ist es meine Pflicht, nicht meine Gefühle gehen zu lassen oder eure Gefühle anzuregen, sondern den Gegenstand zu behandeln, durch den ich euer Seelenheil am meisten zu fördern glaube. Nach meiner Überzeugung ist die Gottlosigkeit, in welcher jetzt der Ehestand geschlossen wird, die Hauptursache der Entsittlichung und Verwilderung unserer Jugend. Darum habe ich mir vorgenommen, den heiligen Ehestand zu behandeln."

Im Scheidegruß des Fürstbischofs klangen Klagelied und Lobgesang ineinander über:

„So schmerzlich es für uns ist, Ew. Hochwürden nach kurzer, aber höchst segensvoller Wirksamkeit in Berlin schon wieder scheiden und alle die Hoffnungen und begründeten

Erwartungen vereitelt zu sehen, die wir von Ihrem ferneren Wirken in diesem Amtskreise hegten, so fügen wir uns doch willig in die so entschieden ausgesprochene Willensmeinung des Stellvertreters Jesu Christi. ... Zugleich sprechen wir Ihnen unsere vollste Anerkennung und unsern tiefgefühlten Dank aus für Ihr so eifriges, echt apostolisches Wirken in schwieriger Stellung. ... Wir wußten die zerstreuten Gemeinden Ihrer treuen Obhut mit vollster Beruhigung anvertraut. Möge der Herr Ihnen in Mainz so treue Mitarbeiter schenken, als ich einen an Ihnen verliere."

Neunter Abschnitt.

Bischofswahl und -weihe.

1. Zwei Bischofskandidaten.

Wer mochte ahnen, daß der menschenfreundliche, aber schwache Mainzer Bischof Leopold Kaiser, als er zehn Tage vor seinem Tod († 30. Dezember 1848) Freiherrn v. Ketteler für dessen Dompredigten über die „großen sozialen Fragen der Gegenwart" dankte, seinem starken, „streitbaren" Nachfolger gegenüberstand!

Der am 22. Februar 1849 mit 4 gegen 3 Stimmen zum Bischof erwählte Gießener Professor Dr Leopold Schmid erhielt nicht die päpstliche Bestätigung, denn er war mehr Protestant als Katholik, schwärmte für die Idee, daß sich Katholizismus und Protestantismus gegenseitig ergänzen müßten, erhoffte von der Kommunalschule die Besiegung des „konfessionellen Partikularismus" und legte überhaupt eine ganz unkirchliche Gesinnung an den Tag; so z. B. weigerte er sich „aus äußeren und inneren Gründen", das Brevier (die priesterlichen Tagzeiten) zu beten. Die sog. aufgeklärten Katholiken jubelten, während die kirchlich gesinnten Männer mit Recht fürchteten, der Radikalismus und Deutschkatholizismus werde die bereits tief daniederliegende Diözese nun vollständig in seine Gewalt bekommen.

Um Professor Schmid und seine übelberatenen Anhänger zu schonen, wurde er zuerst von dem geistvollen Konvertiten Rat Schlosser von Frankfurt aus in einem vertraulichen Schreiben und dann durch Bischof Blum von Limburg und Erzbischof

Vicari von Freiburg direkt im Auftrag des Heiligen Vaters zum Verzicht aufgefordert. Aber jedesmal erklärte er es als seine „entsprechendste Pflicht", auf der Wahl zu bestehen. Das Gesuch der vier Wähler Schmids um Bestätigung und die Übersendung der in Umlauf gesetzten Adressen zu Gunsten des Erwählten vermochten den Papst nicht umzustimmen. Durch Breve vom 7. Dezember 1849 wurde die Wahl kassiert und die Erlaubnis zu einer neuen Wahl erteilt:

„Aus vielen und verschiedenen ebenso gewichtigen wie glaubwürdigen Zeugnissen und Urkunden erkannten Wir, daß dieser Priester (Schmid) nicht jene Eigenschaften besitzt, welche nach Vorschrift der heiligen Kirchengesetze zur guten und nützlichen Verwaltung des so äußerst schwierigen bischöflichen Amtes durchaus gefordert werden. Weil Wir aber das Ansehen des Erwählten schonen wollten, ließen Wir ihn ermahnen, die Wahl freiwillig abzulehnen. . . . Da Unsere Ermahnung nichts fruchtete, wird hiermit die Wahl von Uns mißbilligt und verworfen."

Professor Schmid erklärte dem Domkapitel, daß er das Breve als „nicht zu Recht bestehend und endgültig anerkenne". Seine Freunde veranstalteten eine aus Radikalen, Juden, Deutschkatholiken und Namenskatholiken bunt gewürfelte „Katholikenversammlung", zischten und schrien, so oft der Name des Heiligen Vaters fiel, und sandten eine Adresse an den Papst, indem sie den Informativprozeß über Schmid forderten und „seinem Wandel, seiner Rechtgläubigkeit, Frömmigkeit, seinem Wohltätigkeitssinn und seiner tiefen Gelehrsamkeit" das uneingeschränkteste Lob spendeten. Die Adresse triefte von Religiosität und Kirchlichkeit: „In unserer Zeit, wo die Religion der sorgsamsten Pflege bedarf, begrüßten wir mit Freuden und voll Vertrauen einen so glaubensstarken, mit Tugenden so reich ausgerüsteten Mann, der, von der Liebe der ganzen Diözese getragen, berufen schien, den der Kirche drohenden

Gefahren mit der Entschiedenheit kirchlichen Sinnes und tiefer Religiosität entgegenzutreten. Die Verwerfung eines solchen Mannes könnte nichts anderes als Ärgernis erregen und den Feinden der katholischen Kirche einen erwünschten Anlaß zu Angriffen geben."

Wessen Geistes Kinder die für die Kirche so besorgten Männer waren, verrät ihr langer Aufruf vom 4. April 1850 an die „römisch-katholischen Mitbürger" mit der Aufschrift: „Unsere Losung sei eine von Rom freie katholische Nationalkirche."

„Mitbürger! Unser innerstes Menschengefühl lehnt sich auf. Unser Herz bebt vor dem Gedanken zurück, daß auch das zukünftige Geschlecht von der Hierarchie so behandelt werden soll, wie wir jetzt behandelt werden. . . . Wem Ehre, Freiheit und Menschenwürde heilig ist, der stimmt ein in den Ruf:

„Festhaltend an unserem Christentum, wollen wir nicht länger ein Spielball der Hierarchie sein, nicht länger mehr rechtlos — nein, freie, gotteswürdige Menschen, allesamt gleichberechtigte Brüder wollen wir werden. Darum erkennen wir fürderhin keine Willkürherrschaft der Priester mehr an, die man uns oktroyiert. Nein, wir wählen uns selbst unsere Geistlichen, und uns bleiben sie verantwortlich. — Unsere Losung sei: eine von Rom freie katholische Nationalkirche!"

Die Petition der erwähnten unkatholischen „Katholikenversammlung" an die Großherzoglich Hessische Regierung mit dem Ansuchen, „der Wahlfreiheit in der Kirche vollen Schutz angedeihen zu lassen", die Eingabe mehrerer katholischer Professoren der Universität Gießen beim Domkapitel um Herbeiführung des Informativprozesses, ein erneutes Bittgesuch von Schmids Wählern an den Papst, Zeitungshetzen und Brandbroschüren steigerten nur die allgemeine Aufregung der Gemüter, ohne den Heiligen Vater mürbe zu machen.

Die Regierung war nicht gesonnen, in der ohnehin hocherregten Zeit einen ernsten Kampf mit der Kirche heraufzubeschwören. Darum beauftragte sie zwei Regierungskommissare, jeden der Wähler Schmids persönlich aufzusuchen, um einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Nach langen Debatten einigte sich das Domkapitel im Beisein der Kommissare auf eine neue Kandidatenliste. Auf derselben standen: Propst Freiherr v. Ketteler und die Domkapitulare Förster (Breslau) und Öhler (Rottenburg), drei in jeder Beziehung vorzügliche Männer.

In den kirchlichen Kreisen von Mainz kannte man Kettelers Beförderungsscheu und fürchtete von seiner Seite eine energische Opposition, falls ihn die Wahl treffen werde. Um dies zu verhüten, schrieb ihm am 10. Februar 1850, „aufgefordert von Herrn Domkapitular Lennig und andern Männern, welche die Kirche über alles lieben“, der hochbeanlagte Mainzer Domkaplan Dr Heinrich, der spätere berühmte Dogmatikprofessor, Domkapitular und Generalvikar, der gleich Ketteler in fortgeschrittenerem Alter unter glänzenden Aussichten die juridische Laufbahn gegen den Dienst des Allerhöchsten vertauscht hatte und der mit dem Freiherrn seit dessen berühmten Dompredigten in ganz vertrautem Verkehre stand:

„Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Heilige Vater Sie, hochwürdiger Herr Propst, zum Bischof von Mainz ernennen wird. Wir alle hier können nicht umhin, darin die wunderbare Fügung Gottes zu preisen; wir sehen darin für unsere Diözese die Rettung aus dem Untergang, der ihr gleichsam schon ganz nahe zu sein schien. Dabei aber ergreift uns die Furcht, Sie selbst möchten das Ihnen angebotene Amt ablehnen, vielleicht gar etwas tun, damit es Ihnen nicht übertragen werde. Obwohl nun nicht zu zweifeln ist, daß all das Euer Hochwürden nichts helfen werde, so wage ich es doch, Sie durch die Liebe Christi inständigst zu bitten,

dem, was Gott durch den Heiligen Vater tut, in keiner Weise ein Hindernis in den Weg zu legen." Nach Schilderung der überaus traurigen Lage der Diözese fährt Dr Heinrich fort:

„Die Hilfe liegt — es ist wahrhaftig so — in Ihrer Person. Darum wird Sie auch der Heilige Vater, nachdem, ich glaube, Gott selbst gleichsam mit dem Finger auf Sie hingewiesen hat, uns schicken. Alle Guten im Klerus und Volk werden Sie aufnehmen wie einen Engel vom Himmel; dieselben werden dann wunderbar erstarken, während sie jetzt gleichsam an Händen und Füßen geknebelt sind. Auch alle Halben, ja sogar die Bösen werden unter allen, die da kommen könnten, Sie am liebsten haben und nicht leicht wagen, etwas gegen Sie zu sagen. Denn es ist merkwürdig, welche Autorität Sie bei allen in unserer Stadt besitzen. Gott hat es so gemacht und eingeleitet. Sie werden auch allein imstande sein, ohne den Prinzipien und der Gerechtigkeit etwas zu vergeben, alle zu einigen und zu versöhnen, die dessen noch empfänglich sind. Darum müssen Sie nicht sich selbst ansehen, sondern den Willen Gottes. Ich bitte also im Namen unserer Diözese, ja gewiß und wahrhaftig im Namen und aus dem tiefbeängstigten Herzen eines jeden wahrhaften Katholiken des Bistums, daß Sie ruhig und ergeben den Befehl des Heiligen Vaters abwarten und, wenn es dann der heilige Wille Gottes ist, tun mögen, was der Heilige Vater Ihnen befiehlt, ja daß Sie das tun mögen ohne Zögern, denn jeder Tag des Zögerns richtet Seelen bei uns zugrunde. . . ."

Kettelers Antwort vom 18. Februar ist ein Muster natürlicher, ungeheuchelter Demut, ein wohltuender Gegensatz zu Schmids hochfahrender Weigerung, zurückzutreten.

„So lieb und wert es mir war, von Ihnen einen Brief zu erhalten, so sehr hat mich doch der Inhalt betrübt. Gott allein weiß es, was er mit mir armem Sünder vorhat. Meine ganze Natur bis zu ihren letzten Fasern zieht mich

zu einfachen, natürlichen Verhältnissen, die ich übersehen kann, wo ich imstande bin, äußeres Wirken mit dem inneren Leben zu verbinden; dagegen werde ich jetzt mehr und mehr aus meinem eigensten und innersten Leben entwurzelt und in Verhältnisse getrieben, wo mir Tag und Nacht meine Unfähigkeit, selbst die ordinärste wissenschaftliche, vor Augen schwebt. Ich kann ja nicht einmal einen Satz richtig auf Latein wiedergeben und soll Bischof werden. Mein Verstand ist da gänzlich am Ende, und mein Geist ist da ganz und gar von einer finstern Nacht eingeschlossen. Ich müßte aber alle Grundsätze, auf denen ich mein schwaches geistiges Leben erbaut habe, aufgeben, wenn ich anfangen sollte, mich selbst zu suchen. Alles, was ich mir aus den Exerzitien und Betrachtungen gerettet habe, zwingt mich zum Gehorsam gegen meine geistlichen Obern. Wenn daher der Befehl des Heiligen Vaters an mich kommt, so werde ich gehen, wohin er mich ruft. Leben Sie wohl, mein guter Freund, Sie irren sich in mir ganz und gar, das ist gewiß. Ich bitte inständig um Ihr Gebet."

2. Vergeblicher Widerstand.

Die Kandidatenliste wurde am 1. März 1850 dem Papste Pius IX. übersandt. Doch bevor sie in seinen Händen war, meldete er bereits Erzbischof Reisach von München seinen Entschluß, „in der Person des Freiherrn v. Ketteler Mainz einen Bischof zu geben nach dem Herzen Gottes, wie dessen die Diözese so sehr bedarf". Der Heilige Vater kannte genau die Avancementsflucht des demütigen Delegaten und betonte deshalb in dem an den Fürstbischof Freiherrn v. Diepenbrock gerichteten Ernennungsbreve vom 16. März mit Entschiedenheit, daß Wilhelm Emanuel unter allen Umständen die hohe Würde annehmen müsse.

Freiherr v. Ketteler ließ sich das Recht nicht nehmen, dem Heiligen Vater in einem direkten Schreiben die Bedenken

gegen seine Ernennung vorzutragen; aber der Internuntius von München wurde beauftragt, Ketteler mitzuteilen, der Papst sei über alles genau unterrichtet und lege den vorgetragenen Bedenken kein Gewicht bei. So mußte sich denn Propst Ketteler ins Unabänderliche fügen. Domkaplan Dr Heinrich schüttete er sein Herz aus:

„Nach allem, was an mich gekommen ist, bin ich gezwungen, anzunehmen, daß ich nach Gottes Willen den Stuhl des hl. Bonifatius einnehmen soll. Ob es eine Strafe für die Diözese sein soll, oder ob Gott das Armseligste sich erwählt, damit ihm allein die Ehre gebühre, weiß er allein. Ablehnen konnte ich gegenüber einem so ausdrücklichen Befehle, wie er mir vom Heiligen Vater zugekommen ist, nicht. Ich hätte sonst dem Gedanken entgegenhandeln müssen, der mich geleitet und allein beruhigt hat, seit ich Priester bin. . . . Ich fürchte den mit der Weihe verbundenen Pomp. Je weniger ich der Diözese persönlich bieten kann, desto mehr fühle ich mich gedrungen, ihr wenigstens die Redlichkeit meiner Absicht durch Entsagung alles und jeden Überflusses vor Augen zu stellen. Wüßte ich es einzurichten, so legte ich das Gelübde der Armut vor dem Angesichte der Diözese ab, um zu zeigen, daß ich wenigstens an diesen zeitlichen und irdischen Armseligkeiten nicht hänge. Ich fürchte daher eine Feier, über die ich selbst nicht Meister sein würde und wo die Armut verletzt werden könnte."

Fürstbischof Diepenbrock kannte zu gut die Herzenswünsche seines Delegaten und fühlte selbst zu tief den Verlust des vorzüglichen Mitarbeiters, als daß er ihm gratulieren konnte. Wie eine Kondolenz klang es aus seinem Brief am Feste des hl. Joseph:

„Mit der Mainzer Sache dürfte es doch, fürchte ich, für Sie ernst werden. . . . Wie schwer ich Sie verlieren würde, weiß Gott, und wer Sie mir ersetzen könnte, weiß ich wahrlich

nicht! Ich könnte nur sagen: Deus dedit, Deus abstulit, sit nomen Domini benedictum! Ich sage Ihnen dies, damit Sie sich doch einigermaßen darauf gefaßt machen, daß der schwere Ruf vielleicht plötzlich an Sie ergehen könnte. . . ."

Der Würfel war aber bereits gefallen, das Ernennungsbreve schon vom Papste unterschrieben. Freiherr v. Ketteler ergab sich nicht ohne Kampf; noch am 29. April unternahm er einen letzten Fluchtversuch, indem er die mächtige Fürsprache des Fürstbischofs Freiherrn v. Diepenbrock anrief und ihn flehentlich bat, „gegen die Wahl zu protestieren"; aber am gleichen Tage war das päpstliche Breve bereits in Mainz.

Fürstbischof Diepenbrock hatte gehofft, in Kettelers Bruder Richard, damaligem Pfarrer von Hopsten, einen geistesverwandten Nachfolger des überragenden Propstes zu erhalten. Er hatte schon die notwendigen Schritte getan, die königliche „Ernennung" war bereits erfolgt, da scheiterte der Plan an dem unbeugsamen Entschluß des ehemaligen Husarenoffiziers, auf dem Wege zur „inneren Vervollkommnung" noch einen Riesenschritt voran zu tun und in das Garderegiment des armen hl. Franziskus, in den beim Volke so beliebten Kapuzinerorden einzutreten. Sein ganzes Vermögen verteilte er unter die Notleidenden; seine letzte große Ausgabe war die Anschaffung eines Bischofskreuzes mit Kette für den eben erwählten Bruder; Wilhelm Emanuel trug dasselbe bis zum Tode und bestimmte es letztwillig dem Stammhalter der freiherrlichen Familie als „Erinnerung".

Während Fürstbischof Diepenbrock und Propst Ketteler über den Ausgang der Bischofswahl trauerten, durchzitterte ganz Deutschland ein begeistertes Alleluja.

Subregens Melchers, der spätere Kardinalerzbischof von Köln, schrieb dem Erkorenen: „Die Nachricht von Deiner Ernennung erhielt ich am Osterabend. Eine größere Osterfreude hätte mir der liebe Gott nicht machen können, denn

damit vernahm ich die Erfüllung eines meiner größten Wünsche, die ich seit langem gehegt habe. Gott sei tausendmal gelobt und gepriesen, der in dieser Sache wieder so wunderbar und handgreiflich gezeigt hat, wie es sein Werk ist, durch seine Widersacher seine heiligen Absichten durchzuführen."

Bischof Blum von Limburg begrüßt den neuen Amtsbruder als Erretter: „Mein herzlichster Glückwunsch gilt sowohl Ihnen wie auch unserer Kirchenprovinz; Ihnen insofern, als die Gnade Gottes Ihnen einen Wirkungskreis eröffnet, in welchem Sie für die sittliche und religiöse Wiedergeburt unseres zerrissenen und gottentfremdeten Vaterlandes überaus Großes wirken und, wenn auch unter Schmähung und Verfolgung, die Ehre Gottes, die Herrlichkeit seiner heiligen Kirche vielleicht mehr als irgendwo anders fördern können; uns aber und unserer gesamten Provinz gratuliere ich, weil wir in Ihnen ein durch die unverkennbarste Fügung der göttlichen Vorsehung in unsere Mitte gesandtes auserlesenes Rüstzeug des Herrn zum Triumphe seiner Kirche verehren und freudigst begrüßen."

Fürstbischof Diepenbrock sah eine besondere Fügung darin, daß dem Freiherrn „der leider zu kurze Aufenthalt in Berlin eine Schule reicher Erfahrung und eine Vorübung für das bischöfliche Hirtenamt wurde". „Gott hat Sie zum Bischof in seiner Kirche bestimmt . . . aber der Weg sollte Sie über Berlin führen."

3. Glorreicher Empfang.

Kettelers Präkonisation erfolgte im Konsistorium vom 20. Mai 1850, zugleich mit der des Kardinals Schwarzenberg für Prag. Die Erhebung zum Kirchenfürsten änderte sein Auftreten nicht; er blieb der anspruchslose, selbstvergessene

Seelsorger und duldete nicht, daß seine schlichten Freunde aus dem Priesterstand im Verkehr mit ihm jetzt einen offizielleren Ton anschlugen. So schrieb er am 5. Juni, dem Feste des hl. Bonifatius, an Präses Wesener nach Münster:

„Gelobt sei Jesus Christus! Lieber Freund! Zunächst bitte ich mir aus, daß zwischen uns keine Veränderung eintritt, und wir daher auf unserem alten Freund- und Du-Fuß stehen bleiben. Ich habe meine alten Freunde jetzt notwendiger wie je. . . . Ich freue mich, Dich bald in Münster zu sehen. Bei meiner Berufung habe ich nur den Trost, der freilich auch der größte ist, daß ich sie als Gottes Willen ansehen muß. In der Regel bin ich daher guten Mutes; nur darf ich an Hopsten gar nicht denken; das schnürt mir das ganze Herz zusammen. Bete recht für mich."

Die letzten Wochen vor dem feierlichen Einzug in Mainz brachte der Freiherr in Westfalen zu; wohl besuchte er sein erstes Wirkungsfeld Beckum und den dort noch tätigen ehemaligen Mitkaplan und intimen Freund Brinkmann, aber sein teures Hopsten wagte er nicht zu betreten, damit das Herz nicht aufs neue zu bluten begänne.

Nach einem kurzen Aufenthalt auf Haus Assen bei Graf Galen zog er sich auf Schloß Harkotten zurück, um in heiliger Stille sein erstes bischöfliches Hirtenschreiben zu erlassen. Dasselbe trug zum erstenmal die feierliche Unterschrift: „Wilhelm Emanuel". Bisher hatte er sich nie anders als Wilhelm genannt. Das Manuskript des Hirtenbriefes sandte er seinem Freunde Wesener mit der von Selbstmißtrauen getragenen Bitte: „Herr Regens Melchers und Du könnet streichen, verbessern, hinzusetzen, was Euch gut dünkt."

Ein schlichter, geräuschloser Einzug in Mainz entsprach Kettelers Wesen und war auch sein ausdrücklicher Wunsch, aber aus höheren Rücksichten mußte er darauf verzichten. Die Ruhestörungen und Wutausbrüche der „freien, gottes-

würdigen Menschen" hatten den Katholiken die Augen geöffnet, und in der allgemeinen Stimmung trat ein so gründlicher Umschlag ein, daß beschlossen wurde, den neuen Oberhirten möglichst feierlich zu empfangen. Diesen berechtigten Volkswillen konnte Freiherr v. Ketteler nicht ohne Schaden für die Diözese durchkreuzen. Darauf wies ihn ein Schreiben des Bischofs von Limburg vom 25. Juni nachdrücklich hin:

„In Mainz wird ein großartiger Empfang für Sie vorbereitet. Die ersten Personen der Stadt, die Anhänger der verschiedensten Parteien, selbst entschiedene Freunde des früher Erwählten beteiligen sich daran. Es ist damit zu gleicher Zeit sowohl eine Annäherung der Parteien als auch eine eklatante Demonstration des Glaubens und der Ordnung gegenüber den in Mainz immer mehr um sich greifenden Elementen des Unglaubens und der Wühlerei beabsichtigt, und die Wirkung kann nur eine gute sein. Soweit ich Einsicht in die Verhältnisse habe, würde es Ihnen und Ihrer Wirksamkeit sowie der guten Sache selbst schaden, wofern ein unvermutetes, stilles Eintreffen den vorbereiteten Empfang vereiteln würde. Daher erlaube ich mir die herzliche Bitte, daß Sie Ihre Herzensneigung, die ich recht wohl verstehe und vollkommen würdige, sogleich dem Interesse der Sache zum Opfer bringen."

Am 13. Juli telegraphierte Wilhelm Emanuel nach Mainz, daß er am 16. Juli dort eintreffen werde. Domdekan Höfer und Domkapitular Gresser, letzterer bisher einer der Hauptanhänger des ausgeschalteten Professors Schmid, reisten dem Oberhirten nach Köln entgegen. Ein reichbeflaggtes Dampfboot brachte ihn von Koblenz nach Bingen. Hier betrat er den Boden seiner Diözese und wurde in feierlichem Zuge zur Pfarrkirche geleitet, wo ihm ein tausendstimmiges Tedeum entgegenbrauste.

Bedeutsam ist, daß der erste Besuch des sozialen Bischofs in seiner Diözese einem Kranken galt, dem ausgezeichneten Stadtpfarrer von Bingen, Dekan Castello. Vor dem Eintritt ins Krankenzimmer machte ihm ein Geistlicher die betrübende Eröffnung: „Der Herr Dekan ist sehr krank, aber — nehmen Sie es nicht übel, gnädiger Herr, daß ich es bei Ihrem Eintritt in unsere Diözese ausspreche — die Diözese, der Sie jetzt vorstehen werden, ist noch viel kränker."

Das Schiff, welches den Bischof in seine Residenzstadt weiterführte, trug bedeutungsvoll den Namen „Concordia". Gemäß Vereinbarung hatten die Gemeinden der Mainzer und Limburger Diözese zur Rechten und Linken des Rheins mit Kreuz und Fahnen, von ihren Seelsorgern geführt, am Ufer Stellung genommen, um den vorüberfahrenden Kirchenfürsten zu begrüßen. In Biebrich bereitete ihm der protestantische Herzog von Nassau einen glänzenden Willkomm.

Unter dem Jubel einer unabsehbaren Menschenmenge empfing der Bischof an der Landungsbrücke von Mainz die Ehrfurchtsbezeigungen des Bürgermeisters der Stadt, des Vertreters der Pfarrgeistlichkeit und des Gymnasialdirektors. Ein großartiger Festzug geleitete ihn zum Dome, wo ihm das Domkapitel seine Huldigung darbrachte. Ein glänzender Fackelzug beschloß den in vollster Eintracht und Ordnung verlaufenen Freudentag.

Am 23. Juli leistete der Kirchenfürst in der Großherzoglichen Residenz in Darmstadt „nach den bestehenden Vorschriften in seiner Eigenschaft als Landesbischof in die Hände des Landesherrn den Eid" und richtete an denselben mit imponierendem Freimute die markige Ansprache: „Allerhöchstem Befehle gemäß bin ich hier erschienen, um den Eid der Treue und des Gehorsams in Allerhöchstderen Hände abzulegen. Ich leiste diesen Eid mit dem Bewußtsein, daß ich durch denselben keine neue Pflicht übernehme, sondern in

Gegenwart Gottes nur die Pflicht anerkenne, die mir Gottes Gebot ohnedies auferlegt hat. Ich werde in meinem heiligen Amte aus allen Kräften bemüht sein, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, und ich werde zugleich dahin streben, diese Gesinnung, in der ich die wahren Grundlagen der Staaten anerkenne, auch bei denen zu verbreiten, deren Obsorge mir übertragen ist. Dagegen vertraue ich zu Eurer Königlichen Hoheit christlicher Gesinnung, daß Allerhöchstderen Wille oder Allerhöchstderen Gesetze nichts von mir verlangen werden, was den Gesetzen Gottes und der christlichen Ordnung seiner Kirche entgegensteht; denn in diesem Falle würde ich allerdings sprechen müssen: Das ist mir nicht erlaubt."

Seine erste Amtshandlung in Mainz war ein zweistündiger Rundgang bei den Kranken des vom Vinzenz- und Elisabethen-Verein neugegründeten Spitals der Barmherzigen Schwestern, dem einundeinhalb Jahre früher der Pfarrer von Hopsten den materiellen Niederschlag einer seiner noch unvergessenen sechs sozialen Predigten als Baustein zugewiesen hatte.

Unter Assistenz der Nachbarbischöfe von Limburg und Fulda vollzog am 25. Juli 1850 der Erzbischof von Freiburg, Hermann von Vicari, als Metropolit, im Dome zu Mainz die Bischofsweihe.

Die Festpredigt des Bischofs von Limburg enthielt die prophetischen Worte:

„Folget ihr in dem entscheidungsvollsten geistigen Kampfe, den je die deutsche Nation zu bestehen gehabt, dem euch von Gott gesandten Führer, so werdet ihr siegreich aus demselben hervorgehen, und zwar durch die Entfaltung einer Macht, welcher niemand auf die Dauer widerstehen kann — durch die Ausübung der christlichen Tugenden, welche auch jetzt noch imstande sind, die menschliche Gesellschaft von dem

ihr drohenden moralischen Verfall zu retten. Es leuchtet von selbst ein, daß in diesem Falle Mainz wieder zu einer hohen geistigen Bedeutsamkeit sich erschwingt, ähnlich der, welche es bei der ursprünglichen Christianisierung Deutschlands hatte."

Nach dem Bischof von Limburg bestieg Freiherr v. Ketteler die Kanzel. Als auf ihr zwei Jahre zuvor der einfache Bauernpastor von Hopsten stand, hob ihn der Gedanke, für die Seelen der unabsehbaren Zuhörerschaft nicht verantwortlich zu sein; jetzt drückte ihn das Bewußtsein, für jeden einzelnen einst genaueste Rechenschaft ablegen zu müssen.

„Aber zwei Dinge sind es, die mich aufrichten und stärken. Das erste ist die Überzeugung, daß Gott es war, der mich zu euch führte. Das war der Anker, an dem ich mich festhielt bei den Seelenstürmen, welche meine Berufung hierher über mich brachte. . . . Das zweite ist die Wahrheit, daß Gott oft das Schwache erwählt, um in diesem mächtig zu wirken."

Darauf wandte er sich im einzelnen an jene Klassen seiner Schäflein, denen er seine besondere Hirtensorge widmen wollte: die Sünder, die Armen, die Eltern und die Priester. Wie ein Widerhall seiner berühmten sozialen Predigten von 1848 klangen die Worte:

„Ich rede zu euch, ihr Armen, die ihr mühselig und beladen seid mit Leid, Jammer und Elend. An euch hat mich der Heiland noch besonders gesendet, die ihr in vorzüglichem Sinne Kinder Gottes seid und die Liebe des Gekreuzigten genießet. Zwar kann ich nicht hoffen, wie gern ich es auch möchte, aller zeitlichen Not abzuhelfen. Das aber kann ich versprechen, daß ich bemüht sein werde, auch euch ein guter Hirte zu sein und mit allen mir von Gott gegebenen Mitteln euch der geistigen Not zu entreißen."

Um mit den Armen nach Möglichkeit ihr hartes Los zu teilen, legte er ein ergreifendes Gelöbnis der Armut ab:

„Ich soll bereit sein, mein Leben für die Herde Christi dahinzugeben, also gewiß auch alles, was mindern Wert als das Leben hat. Ich bekenne, daß ich von jetzt an mit allem, was ich bin und habe, nicht mir, sondern euch angehöre. Ich bekenne, daß ich verpflichtet bin, jeden Überfluß, jedes Wohlleben in meiner Einrichtung zu vermeiden und alles, was ich aus dem Einkommen erübrige, zu milden Zwecken zu verwenden. Ich bekenne, daß ich verpflichtet bin, meine Zeit und alle Kräfte meines Leibes und meiner Seele dem Dienste Gottes und eurer Seelen zu widmen. Ich habe Gott in seiner Kirche gelobt, diese Pflicht zu erfüllen, und ich bitte euch, für mich zu Gott zu beten, daß er in großer Erbarmung meinem schwachen Willen zu Hilfe eile.“

Zehnter Abschnitt.

Kirchenpolitik.

1. Fauler Friede.

Jene Zeugen der Bischofsweihe, welche ihre religiöse Bildung aus jüdisch-liberalen Blättern schöpften, mochten fürchten, der neue Kirchenfürst werde alsbald mit seinem überragenden Geiste, seiner titanenhaften Willenskraft und seiner vulkanischen Heftigkeit die von der erleuchteten „Kirchenversammlung“ im Frankfurter Hof prophezeite „Willkürherrschaft“ aufrichten. Diese Besorgnis suchte Wilhelm Emanuel in seiner Antrittspredigt zu zerstreuen durch die feierliche Erklärung:

„Ich bin mir bewußt, daß ich selbst damit beginnen muß, mich der göttlichen Ordnung in unserer Kirche zu unterwerfen, bevor ich euch ermahne, sie in Demut anzuerkennen. ... Meine Vollmacht ist keine unumschränkte; unumschränkt ist sie nur bezüglich der Gnaden und Segnungen, welche die Liebe Jesu uns zu verwalten übergeben hat. Im übrigen ist meine Vollmacht überall beschränkt. Ich bin gebunden durch die Lehre Jesu Christi selbst, gebunden durch die göttliche Ordnung, die er seiner Kirche gegeben hat, gebunden durch die Satzungen der allgemeinen Kirchenversammlungen, auf denen der Heilige Geist gesprochen hat, gebunden durch die Satzungen des Nachfolgers des hl. Petrus.“

Auf dieser „gebundenen“ Marschroute konnte und mußte Bischof Wilhelm Emanuel der in Mainz unheimlich an-

wachsenden Ungebundenheit und Zügellosigkeit mit größter Entschiedenheit entgegentreten. Erzbischof Geissel von Köln klagt seinem Weihbischof Dr Baudri:

„Der arme neue Bischof von Mainz wird eine harte Arbeit bekommen. Es haben Augenzeugen seines Einzuges in Mainz uns Äußerungen von Bürgern und Proletariern erzählt, welche eine tiefe Verkommenheit des dortigen Volkes in religiöser Beziehung beweisen. Das alte katholische Mainz ist tief herunter. Gott helfe dem neuen Hirten, es zu heben! Nur Kraft und Entschiedenheit wird es können. Mit Liebesphrasen, welche die Diözese so lange hörte, ist das Übel nur ärger geworden, wie jetzt zu Tage liegt."

Bald sollte der Bischof nicht bloß Zeuge, sondern sogar das Opfer rohen Priesterhasses werden. Als er am 18. Februar 1851 aus der St Christophskirche auf die Straße trat, wurde er von zwei Vorübergehenden, einem Juden und einem Schneidergesellen, beschimpft und angespieen. Tags darauf frug die Staatsanwaltschaft beim Ordinariate an, ob der Bischof wünsche, daß ein Strafantrag gestellt werde. Er lehnte dankend ab, obwohl, wie es im Ordinariatsschreiben hieß, „ähnliche Ausbrüche der gemeinsten Irreligiosität leider so wenig selten" seien.

Ein noch wilderer Ausbruch des Hasses erfolgte kurz darauf; der verdienstvolle Regens des Seminars, Dr Nickel, wurde den 10. März am Altare während der heiligen Funktionen von einem fanatischen Religionsfeinde meuchlings angefallen und mit einem Dolchmesser verwundet. Am 24. März nahm der Bischof unter großer Beteiligung des Volkes die Rekonziliation der Seminarkirche vor. Der Zeitschrift „Der Katholik" zufolge „trugen die Tollheiten der Revolutionsjahre in Mainz durchweg einen spezifisch antikatholischen Charakter".

Nicht erst die Revolution von 1848, sondern bereits die französische Revolution hatte Mainz in jeder Hinsicht entset-

liche, nicht mehr geheilte Wunden geschlagen. Die unter der glorreichen Herrschaft der Mainzer Kurfürsten reich vertretenen Adelsgeschlechter, die Dalberg, Schönborn, Boineburg, Wambolt usw., wanderten nach Einziehung ihrer Höfe aus, mit ihnen auch viele Beamte und Gelehrte und viele angesehene Patrizier. Der Zuzug aus Frankreich und Deutschland drückte die Residenz des ehemaligen Primas von Deutschland immer mehr zu einer Geschäftsstadt herab und schleppte frivoles Treiben ein. Der „Katholik" schreibt 1855:

„Was nur über eine alte katholische Stadt ergehen kann, um ihren Charakter zu rauben, ihre Gesinnung zu fälschen, ihre Sitten zu verwüsten, ihr geschichtliches Bewußtsein fast bis auf die letzten Erinnerungen an die große Vorzeit auszutilgen, das war über Mainz ergangen. Was schien noch übrig von dem alten Mainz als Steine und Namen? . . . Welch große sittliche Verwilderung in den niederen Volksschichten, welche Unwissenheit, Blasiertheit und welch kirchenfeindlicher Weltgeist in den höheren Kreisen!"

Selbst die Geistlichkeit bis hinauf zu den Theologieprofessoren und zu den Inhabern des bischöflichen Stuhles war vielfach vom Geiste seichter Aufklärung und Verschwommenheit erfaßt. 1868 bedauert ein Protestant in einem „offenen Brief an Wilhelm Emanuel Freiherrn v. Ketteler", daß der streitbare Bischof diesen guten Geist befehdet und verdrängt habe. „Als Ihr Vorgänger, der edle Kaiser, den bischöflichen Stuhl zu Mainz inne hatte, herrschte bei uns konfessioneller Friede. Man sah die katholischen und protestantischen Amtsbrüder miteinander umgehen, arbeiten und wirken. Es kam selbst vor, daß sie bei Taufen und Beerdigungen einander aushalfen. . . . Niemals hörte man, daß ein katholischer Priester dem katholischen Teile einer gemischten Ehe die Absolution verweigerte, weil die Forderung katholischer Kindererziehung nicht erfüllt wurde. . . . Die Konfessionsgemeinden gingen an

vielen Orten friedlich in dasselbe Gotteshaus, hatten denselben Lehrer, dieselbe Schule, dieselben Schulbücher. . . . Geriet aber einmal ein intoleranter katholischer Pfarrer auf zelotische Abwege, so tat gewöhnlich die katholische Gemeinde alles, um die Härte ihres Geistlichen vergessen zu machen."

Bischof Ketteler wußte sich zu fest „gebunden" an die diamantharten Lehren und Gebote Christi und seiner Kirche, als daß er in dem Fahrwasser eines solchen faulen Friedens zum unberechenbaren Schaden der Christen segeln konnte. Unter derartigen Verhältnissen mußte er ein „streitbarer" Bischof werden, wollte er seiner Herde wirklich ein guter Hirte sein, wie er es so ergreifend versprochen in seiner „einfachen, aber inhaltschweren" Antrittspredigt mit ihren „Mark und Bein durchdringenden Worten".

Zuerst mußte Freiherr v. Ketteler mit der seitherigen Bildungsanstalt des Klerus, der theologischen Fakultät an der Universität Gießen radikal aufräumen und eine Heimstätte korrekt kirchlicher Herzens- und Geistesbildung schaffen. Ein in der Frage gewiß unparteiischer Beurteiler, die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung", gab die Notwendigkeit dieses Vorgehens zu:

„Für die große Masse der damaligen katholischen Theologen (an der Universität Gießen) tat, vom römisch-katholischen Standpunkt aus gesehen, eine Schulung nach den Lehren und Grundsätzen der römisch-katholischen Kirche not. Die (theologische) Fakultät in Gießen entbehrte der Zucht unter den Studenten. Aber was noch schwerer in die Wagschale fiel, das war die milde, vielfach evangelische Richtung der Professoren."

Den Mangel an „Zucht" schildert 1843 eingehender ein anderer Beobachter: „Die Theologiestudierenden, dem kirchlichen und klerikalen Leben fremd, wurden in den Strudel des burschikosen Universitätslebens hineingezogen. Es war

nicht unerhört, daß Theologen an vielen Sonntagen die heilige Messe versäumten, nicht am Tische des Herrn erschienen und sich überhaupt über die Kirchengebote wegsetzten, so daß sie sich sogar gleich andern Studenten an den Duellen beteiligten."

Ein solches Leben war aber der schreiendste Gegensatz zu dem Ideal, das die Kirche anstrebt und das Bischof Ketteler 1850 schildert:

„Bei der Ausbildung der Priester hat die Kirche von jeher der Wissenschaft die zweite Stelle angewiesen, die erste aber der Erziehung zu einem priesterlichen Leben, zu einem Leben der höchsten sittlichen Reinheit, zu einem Leben voll Selbstverleugnung, Entsagung und Aufopferung. Wenn je, so tut es jetzt not, nicht nur mit Worten göttlicher Weisheit, sondern mit Sitten göttlicher Reinheit und Selbstverleugnung die Welt zu überwinden. Die höchste Wissenschaft ist an sich nicht imstande, eine Seele zu bekehren. Dazu gehört vor allem die Gnade Gottes, und diese wird nur mit dem Priester sein, der zuerst mit dem Beispiel und dann mit dem Worte lehrt."

2. Sieg ohne Schwertstreich.

Die „Trockenlegung" der Gießener Fakultät durch Wiederbelebung des einst so blühenden Mainzer Priesterseminars war wegen besagter Umstände bei Freiherrn v. Ketteler vom Beginne seines bischöflichen Wirkens an beschlossene Sache. 1860 frischt einer der lahmgelegten Professoren von Gießen, Dr Lutterbeck, die bittere Erinnerung auf: „Bei der feierlichen Einführung des neuen Bischofs war die Fakultät zugegen, um das Vorgefühl ihres Unterganges so lebhaft wie möglich in sich zu erwecken und dann ruhig sterben zu können."

Der Bischof war nichts weniger als gefühllos gegenüber der peinlichen Lage der Gießener Professoren. Als Professor

Dr Scharpff, ehemals Dekan der theologischen Fakultät von Gießen, 1852 eine Pfarrei in der Diözese Rottenburg annahm, beantwortete Bischof Ketteler seinen Abschiedsbrief umgehend: „Ich verkenne gewiß nicht das Verletzende, das meine Maßregel für die Herren Professoren haben mußte. Diese Seite der Sache hat mir selbst wehe getan. Als Bischof glaubte ich aber das Wohl der Kirche und der Diözese höher halten zu müssen als persönliche Rücksichten. Es ist ein gar schweres Amt, das mir der liebe Gott übertragen hat, und es ist wahrlich nicht leicht, in einer Zeit wie der unsrigen die ewigen Grundsätze der Kirche als Führer festhalten zu müssen. Möge der liebe Gott Ihr späteres Wirken um so reichlicher lohnen."

Kettelers energisches Vorgehen in der Seminarfrage war weder willkürlich noch unüberlegt oder übereilt. Bevor er die erforderlichen Schritte tat, informierte er sich auf das genaueste, indem er sich von Sachverständigen und von eigens zu diesem Zwecke für die ganze Diözese angeordneten Dekanatsversammlungen Bericht erstatten und ein ausführliches Gutachten ausarbeiten ließ. Weder das Kirchenrecht noch das Staatsrecht schob seinem Plane einen Riegel vor. Der Bischof hoffte zuversichtlich, es werde „von seiten der Großherzoglichen Regierung wohl kein Einspruch erhoben werden, da die Errichtung katholischer Lehranstalten für die Bildung des Klerus zu den unveräußerlichen Rechten des katholischen Bischofs gehört, ein Recht, das tausend Jahre unbekümmert ausgeübt und durch die Reichsgesetze garantiert ist, ein Recht endlich, das aus den neuesten Gesetzen, die den Studienzwang aufhoben und der Kirche das Recht der Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten einräumen, von selbst fließt".

In allen schwierigen Berufsentscheidungen hatte sich Freiherr v. Ketteler bisher stets erst dann getröstet gefühlt, wenn der Wille seiner Obern klar vorlag. Dieser Trost wurde ihm

auch jetzt zu teil. Noch während der Beratungen über die Seminargründung erhielt er am 17. Dezember 1850 das päpstliche Plazet; es war das erste Schreiben, das der Heilige Vater an den neuen Bischof richtete:

„Nach dem Maße Deiner Weisheit erkennst Du wohl, daß tüchtige Diener der Kirche nur aus gut herangebildeten Klerikern erwachsen können. Lasse daher, ehrwürdiger Bruder, niemals ab, Dein Hauptstreben darauf zu richten, daß die jungen Kleriker schon von zarten Jahren an nach den ebenso weisen als umsichtigen Vorschriften des Tridentinischen Konzils zu Frömmigkeit und jeglicher Tugend und zu kirchlicher Gesinnung frühzeitig angeleitet, in den schönen Wissenschaften und in den höheren, namentlich den heiligen Studien, fern von jeglicher Gefahr des Irrtums, gründlich unterrichtet werden."

Mit dem Segen des Heiligen Vaters wagte nun der eiserne Bischof den kühnen Vorstoß, der unfehlbar ein wahres Wutgeheul der Feinde entfesseln mußte, vielleicht auch einen offenen Konflikt mit der Regierung herbeiführen konnte. Nach errungenem Sieg schildert Domkapitular Lennig in einem Brief an Bischof Räß von Straßburg am 6. Mai 1851 die verschiedenen Etappen des Feldzugs:

„Seit 1. Mai haben wir wieder unser altes Seminar. Gießen ist schlafen gegangen. Die Theologie wird unter des Bischofs freier Leitung und Aufsicht wieder in Mainz gelehrt. . . . Sehr tüchtige Männer sind Professoren; wir haben über fünfzig Alumnen. Die ehemaligen Statuten sind wieder eingeführt. Alles durch ein Wunder, fast so groß als der Durchgang der Israeliten durchs Rote Meer. . . . Unser Herr Bischof hatte schon im Oktober nach Darmstadt (der Regierung) berichtet, daß er sich im Gewissen gedrungen fühle, mit der Erziehung seines Klerus wieder ins alte Geleise zurückzukehren. Die Denkschrift, in der er dies tat, war sehr erschöpfend und unwiderleglich. Am Schlusse der-

selben verlangte er zur Durchführung dieser Maßregel, sich stützend auf § 35 des Reichsdeputationshauptschlusses . . . Geld von der Regierung. Letztere gab keine Antwort und kein Geld; ohne Zweifel wähnte sie, wenn sie kein Geld gäbe, könne auch der Bischof nichts machen. Dieser aber hatte erklärt, daß er sich bei Einführung seines Seminars in seinem Rechte glaube und einer besondern Genehmigung hierzu nicht bedürfe, er werde um Ostern mit dem Seminar anfangen. Die Herren in Darmstadt hielten das, weil sie kein Geld gaben, für eine Unmöglichkeit und waren ganz unbesorgt. Unterdessen trafen wir, ohne Lärm zu machen, unsere Veranstaltungen, eröffneten das Seminar, und siehe da: erst nach Ostern, nur ein paar Tage vor der definitiven Eröffnung kam ein Inhibitorium (Verbot) von Darmstadt: Unser Vorhaben sei gegen die 39 Artikel, unter allen Umständen sei davon abzustehen. Herr Bischof antwortete: Es ist zu spät. Neues Inhibitorium, neue Zurückweisung. Endlich kam ein Ministerialrat in Person. Kurz und gut, das Seminar ist nunmehr eröffnet. . . ."

Sämtliche Theologen, auch die, welche bisher in Gießen studiert hatten, folgten dem Rufe ihres besorgten Hirten und traten ins Mainzer Seminar ein. Die Theologieprofessoren von Gießen waren zwar nicht brotlos, aber schülerlos. Im Herbste 1859 ging der letzte von ihnen in Pension.

Die Regierung verspürte keine Lust, sich mit dem streitbaren Bischof in offenen Kampf einzulassen. Die Kirchenfeinde unterließen nichts, um sie in denselben hineinzuhetzen. Eine diesbezügliche Interpellation des Abgeordneten Dr Kraft vom 30. April 1851 ließ das Ministerium fünfzehn Tage auf Antwort warten; am 15. Mai gab es die beschwichtigende Erklärung, die Verhandlungen mit dem Bischof seien noch in der Schwebe. Eine erneute Interpellation am 24. Juni 1851 blieb unbeantwortet. Nach achtmonatigem Zuwarten

wurde am 3. März 1852 noch einmal eine Interpellation versucht, aber es war vergebliche Liebesmühe; das zur Einschüchterung der Regierung angestimmte Klagelied über die Herrschsucht des Bischofs verfing nicht. Erfolglos blieb auch der zu Anfang Juni 1852 in der Zweiten Kammer eingebrachte Antrag, „die Staatsregierung zu ersuchen, ohne allen Verzug zu verordnen, daß die Verleihung eines katholischen Pfarramtes künftighin nur zu Gunsten derjenigen Theologen stattfinde, welche eine deutsche Universität besucht und durch eine Prüfung vor der katholisch-theologischen Fakultät zu Gießen ihre genügende Befähigung beurkundet haben".

Über den ohne Schwertstreich errungenen vollständigen Sieg notiert der bekannte protestantische Geschichtsforscher Friedrich Böhmer in Frankfurt:

„Ketteler hat mir schon zur Parlamentszeit imponiert und bald nach seinem Amtsantritte sich in meinen Augen dadurch seiner Stellung gewachsen gezeigt, daß er seine Theologen aus dem freimaurerischen Gießen entfernte. Auch hat er Kraft und Edelsinn genug, um, wenn's not tut, mit westfälischer Derbheit (wie man ihm nachsagt) dazwischen fahren zu dürfen."

Bald lockte das glänzende „Dreigestirn": Heinrich, Haffner und Moufang, strebsame Studenten aus ganz Deutschland, Österreich und der Schweiz in die Hörsäle des Mainzer Seminars.

3. Appell an acht Regierungen.

„Wende alle Deine bischöfliche Kraft und Wachsamkeit an, um die Sache der Kirche, ihre Rechte und Freiheit mutig zu wahren und zu verteidigen." So lautete die Parole, welche Pius IX. in seinem ersten Schreiben an Bischof Ketteler ausgab.

Als Mitglied des Frankfurter Parlamentes hatte der Freiherr für die Freiheit der Kirche in den deutschen Staaten keine Lanze brechen können, so sehr er danach verlangte. Kaum auf den Thron des Kirchenfürsten erhoben, fand er Gelegenheit, vor acht Souveränen und Regierungen für die heilige Kirche die Freiheit zurückzufordern.

Der Tag seiner Bischofsweihe „bildet in der neuesten Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz einen wichtigen Moment". Sämtliche Bischöfe derselben, an ihrer Spitze der greise Metropolit Hermann v. Vicari, Erzbischof von Freiburg, waren zu dem glänzenden Feste in Mainz erschienen und faßten dort alsbald den Beschluß, in einer energischen Denkschrift von den Regierungen die Rückgabe der in gewissenloser Ränkepolitik der Kirche entrissenen Grundrechte zu verlangen.

Freiherr v. Ketteler war und blieb die Seele und der Feldmarschall des nun beginnenden dreißigjährigen Krieges mit der Staatsallmacht. Das Vertrauen auf den sieggewohnten Feldherrn bestimmte den Papst, gerade an Kettelers Konsekrationstag die oberrheinischen Bischöfe zum Kampf um die Freiheit der Kirche zu ermuntern. Sie sandten nach einer im März 1851 zu Freiburg abgehaltenen Bischofskonferenz noch im gleichen Monate ihre Denkschrift an die Regierungen. Dieselbe atmet Kettelers Geist und redet seine Sprache.

„Die Kirche entbehrt in den gesamten Diözesen der oberrheinischen Provinz der Bedingungen einer freien, vollen, lebenskräftigen Entwicklung jener Tätigkeit, welche ihr mit der ihr gewordenen göttlichen Sendung wesentlich vorgezeichnet ist. . . . Unter Begünstigung des herrschenden Zeitgeistes erlangten in vielen Ländern und insbesondere auch in den die nunmehrige Oberrheinische Kirchenprovinz umfassenden Staaten Grundsätze über das Verhältnis des Staates zur

Kirche Geltung, welche von dem der Kirche als einer göttlichen Anstalt gebührenden Rechte einer selbständigen Leitung ihrer Angelegenheiten oft kaum noch den Schein übrig ließen. . . . Unter den bestehenden Hemmungen kann die katholische Kirche nicht genügend diejenige Einwirkung betätigen, welche nicht nur das wohlverstandene Interesse der bürgerlichen Ordnung selbst, sondern auch die Sicherung ihres eigenen dauernden Fortbestandes notwendig erheischen." Die Denkschrift appelliert dann an die patriotische Pflicht der Regierungen, die wahrhaft staatserhaltenden Elemente in so revolutionären Zeitläufen doppelt sorgsam zu hegen.

Mit Berufung auf die deutschen Reichsgesetze sowie die von den oberrheinischen Regierungen mit dem Papste verabredeten Bullen von 1821 und 1827 stellten die Bischöfe folgende Forderungen: Freie kirchliche Heranbildung und Anstellung der Geistlichen, freie Ausübung der geistlichen Strafgewalt, Leitung und Überwachung des Religionsunterrichtes, bischöfliche Ernennung der Religionslehrer, Erfordernis bischöflicher Zustimmung bei Berufung von Theologieprofessoren, Freiheit des Kultus und des kirchlichen Lebens (Prozessionen, Missionen), Assoziationsrecht für geistliche Vereine (Klöster), freie Aufstellung der Kandidatenliste für die Bischofswahlen und freie Ernennung der Hilfskräfte für die Verwaltung der bischöflichen Jurisdiktion (Generalvikar, Geistliche Räte), freie Verwaltung des katholischen Kirchen- und Stiftungsvermögens, Einfluß der Kirche auf die Schule sowie auf die Bildung und Anstellung der Lehrer, Abschaffung des Plazets. Wahrhaftig auf engem Rahmen viele und tiefeinschneidende Forderungen, aber es waren eben „die der Kirche als einer göttlichen Anstalt gebührenden Rechte", es waren Freiheiten, welche der Kirche nach vielhundertjährigem ruhigem, segensreichem Besitz aus despotischen Freiheitsgelüsten entrissen worden waren.

Wie vorauszusehen war, ließen sich die Staaten das Kirchenregiment nicht so leichter Hand entwinden. Der Erzbischof von Freiburg berichtet am 9. April 1851:

„Unter dem 6. März sandte ich die Denkschrift an die acht souveränen Staaten; nur der König von Württemberg äußerte sich sogleich rückantwortlich: Er erkenne die große Bedeutung und werde es in reife Überlegung ziehen. Der Senat Frankfurts zeigte nach Umfluß eines Monats einfach den Empfang an. Alle andern würdigten mich keiner Antwort."

Auf ein erzbischöfliches Mahnschreiben vom 14. Oktober antwortete das badische Ministerium des Innern am 24. Oktober, die Anträge „betreffend die Selbständigkeit der Kirche" würden mit den Regierungen der Oberrheinischen Kirchenprovinz beraten werden. Die Staatenkonferenz sollte zu Karlsruhe im Dezember 1851 stattfinden; sie wurde auf den Januar 1852 verschoben, aber erst im Februar abgehalten. Auf die Kunde vom Bevorstehen der Konferenz entsandte der Papst sofort einen seiner würdigsten und fähigsten Diplomaten, den damaligen Apostolischen Nuntius am Wiener Hofe, Viale Prelà, an die betreffenden Regierungen zur Verhandlung.

Auf Kettelers Vorschlag fand zu Anfang Februar 1852 in Freiburg abermals eine Bischofskonferenz statt. Dieselbe verlangte unter dem 10. Februar in einem Monitorium von den Regierungen: „Die Abschaffung eines ganz prinzipienhaft aufgestellten Systems, dessen reelle und konsequente Handhabung den vollständigen Ruin der Kirche in den Provinzen herbeiführen müßte und würde."

Freiherr v. Ketteler glaubte, bei den Regierungen lasse sich ein Gesinnungswechsel am ehesten erzielen durch den Hinweis auf Preußen, dessen gerechte Verfassung der Kirche eine würdige Existenz und gutes Einvernehmen mit dem Staat ermöglicht hatte, sodann auch durch „persönliche Einflußnahme des Königs von Preußen zu Gunsten der so tief unter-

drückten katholischen Kirche". „Zwar setzen wir bei ihm nicht katholische Überzeugungen voraus, aber wir hegen ein unbedingtes Vertrauen zu seinem hohen Gerechtigkeitsgefühle."

Kettelers Ansicht teilte Kardinal Diepenbrock, der gleich ihm bei dem edlen König Friedrich Wilhelm IV. in hohem Ansehen stand. Am 10. März 1852 schrieb er an Wilhelm Emanuel:

„Gestern las ich in der Zeitung, unser König habe sich von seinem Gesandten, Herrn v. Sydow, Bericht erfordert über die oberrheinische Kirchenangelegenheit, in die er nun auch durch Hohenzollern unmittelbar verwickelt ist. Ich hoffe von seinem Einflusse Gutes; ich selbst habe ihm im Dezember (1851) zufolge Auftrag des Herrn Nuntius geschrieben und ihn gebeten, der dortigen Cäsareopapie Einhalt zu tun und der Kirche die Freiheit zu verschaffen, die er in seinem eigenen Lande gerecht gewähre."

Doch auch der mächtigste König der Erde kann die Herzen nicht lenken wie Wasserbäche. Ein Regierungswechsel, ja oft eine kleine Komplikation begräbt die schönsten Aussichten.

4. Ein Staatsstreich.

Der am 24. April 1852 erfolgte Tod des Großherzogs Leopold von Baden brachte eine ungünstige Wendung der Sachlage. Als der „Oberkirchenrat", ein Organ des Staates, ein feierliches „Totenamt" für den protestantischen Landesfürsten in allen katholischen Kirchen anordnete, der Erzbischof aber die den kirchlichen Bestimmungen entsprechende Trauerfeier vorschrieb, benutzte die Regierung diesen Anlaß zu einer wüsten Hetze gegen den Kirchenfürsten. Domkapitular Lennig besprach am 12. Mai in einem Schreiben an Bischof Ketteler den tiefen Ernst der Situation. „Das perfide Ministerium scheint den jüngeren Regenten gleich im Anfang durch Be-

nutzung oder Mißbrauch seiner kindlichen Pietät wider die katholische Kirche verhetzen, vielleicht auch auf die im Mai wieder zu eröffnende Konferenz in Karlsruhe einen der Kirche ungünstigen Eindruck hervorbringen zu wollen. Es ist das alles das Wetterleuchten eines Konfliktes, der nach meiner Ansicht uns bevorsteht — vielleicht ein besonderes Walten der göttlichen Vorsehung, daß der größere Kampf nicht mit einem Male kommen soll."

Die auf Mai 1852 angesetzte weitere Staatenkonferenz tagte erst einige Monate später in Karlsruhe; sie sah sich aber nicht bemüßigt, die Ergebnisse der Verhandlungen dem Erzbischof mitzuteilen. Manches gelangte trotzdem zu seinen Ohren und davon benachrichtigte er am 16. Oktober 1852 seinen Vertrauten, den Mainzer Amtsbruder. Zugleich konnte er eine für Ketteler wichtige und freudige Mitteilung machen. „Ich weiß, daß die zwei edlen hessischen Königlichen Hoheiten deswegen zurückhalten, weil sie, besser gesinnt als Baden, welches fast nichts nachgeben will, mehr der Denkschrift entsprochen wissen wollen, was mir großen Trost gewährt. Die blinden Regierungen sehen nicht ein, daß ihnen nur durch die freie Kirchengewalt mehr Sicherheit verschafft werden kann. Ich habe meinem übrigens freundlichen und sehr viel versprechenden, sehr tätigen Prinzregenten gesagt: Es würde eine kuriose Gestaltung des Militärs werden, wenn ich solches erziehen würde, und ebenso unnatürlich sei die Erziehung der Klerisei durch die Staatsbehörden. So schwebt nun die Sache im Ungewissen fort in den kleinen Staaten; dagegen in den großen Staaten, Österreich, Frankreich, auch ziemlich in Preußen, geht alles geregelt seinen guten Gang."

Als sechs Wochen später immer noch keine Antwort eingelaufen war, ersuchte der ratlose Erzbischof seinen weltgewandten Mainzer Suffraganen, durch eine persönliche

Unterredung auf den Regenten Badens einzuwirken. Freiherr v. Ketteler versprach sich davon nichts und erwartete das Heil einzig und allein von einem energischen, geschlossenen Vorgehen der Bischöfe. In diesem Sinne sprach er sich am 26. November 1852 dem Erzbischof gegenüber aus:

„Ich sehe es immer mehr als gewiß an, daß ein Konflikt unausbleiblich ist, und ich sehne mich nach dem Zeitpunkte, wo endlich die Entscheidung fallen muß. Die Last, einen so unseligen Zustand im Widerspruch mit allen kirchlichen Gesetzen fortbestehen zu lassen, wird täglich schwerer und drückt immer mehr auf das Gewissen. Wenn Ew. Erzbischöflichen Gnaden mir den Ausdruck meiner Ansicht gestatten wollen, so geht sie dahin, daß wir zusammentreten müssen, um definitive und entscheidende gemeinsame Schritte zu beraten."

Das Signal zum Kampfe war die Antwort, welche die Regierungen im März 1853 der zweijährigen Denkschrift der Bischöfe vom März 1851 zu teil werden ließen. Ihr feierlich beteuertes „Bestreben, der Kirche eine größere Selbständigkeit zu gewähren", beschränkte sich auf einige untergeordnete Zugeständnisse, dagegen in den wesentlichsten Punkten lautete die Antwort abschlägig, „ja in mehr als einer Hinsicht wurden neue Beschränkungen auferlegt" — alles natürlich aus „Staatsinteresse".

Der Erzbischof reichte am folgenden Tage, dem 6. März, der Regierung einen Protest ein und ließ denselben sofort in den Blättern veröffentlichen. Die Stimmung der Staatenlenker spiegelt ein Brief des badischen Ministers v. Rüdt an den österreichischen Gesandten v. Philippsberg:

„Der Erzbischof protestiert, und dabei bleibt es; wir werden ihn ungehindert protestieren lassen und auf unserer Bahn ungestört fortfahren. — Rom protestiert gar oft, und doch kehrt sich niemand daran. Deswegen werden wir doch

keinen Märtyrer aus Herrn v. Vicari machen; er soll Erzbischof bleiben, wir werden ihn nicht absetzen."

Nachdem Bischof Wilhelm Emanuel in seiner Diözese besondere Gebete für einen günstigen Ausgang des Kampfes angeordnet hatte, eilte er Anfang April 1853 zur Bischofskonferenz nach Freiburg. In einer Kollektiverklärung vom 12. April hoben die Kirchenfürsten voll Gottvertrauen mutig den Fehdehandschuh auf.

„Wir erkennen uns, wie berechtigt, so verpflichtet, inskünftig nur mehr das Dogma und das darauf beruhende Verfassungsrecht unserer heiligen Kirche als normierend für unsere Amtsverwaltung zu betrachten. Den Vorschriften und Anordnungen aber, welche die Regierungen in Bezug auf die katholische Kirche bisher geltend machten und auch ferner geltend zu machen beschlossen haben, werden wir auf das entschiedenste entgegentreten, — denn es sind Vorschriften und Anordnungen, die auf einem System beruhen, welches wiederholt vom Oberhaupte der Kirche als ein ganz und gar widerkatholisches und widerrechtliches nachdrücklichst und feierlichst verworfen worden ist, und welches eben darum als ein schlechthin unstatthaftes betrachtet werden muß."

Die gleichzeitig den Regierungen angekündigte weitere Vorlage wurde in Mainz ausgearbeitet. Sie war gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung. Während der streitbare Bischof sie in schneidige Form goß, schrieb er seiner Schwägerin Paula: „Wir gehen hier großen Kämpfen entgegen, da die Regierungen in der Verblendung die äußerste Grenze erreicht haben."

Ein halbes Jahr später brach der Krieg aus. Am 7. November 1853 untersagte eine Verordnung des badischen Ministeriums dem Erzbischof von Freiburg die Ausübung seines Amtes und verbot allen Priestern und Gläubigen den Gehorsam gegen ihren Oberhirten. Tiefbewegt setzt Bischof

Ketteler vier Tage später durch ein Hirtenschreiben seine Diözese von dem Staatsstreich in Kenntnis:

„Unser ehrwürdiger 81jähriger Metropolit, der Herr Erzbischof von Freiburg, dessen ganzes Wesen Liebe, Milde, Güte, Treue ist, Treue gegen jedermann, Treue gegen seinen Fürsten, aber auch Treue gegen seinen Gott und seine Kirche, wird seit einigen Tagen, in seinem hohen Greisenalter, wie ein Aufwiegler betrachtet und einer Behandlung unterzogen, die, wenn Gott nicht wunderbar hilft, sein graues Haar bald in das Grab bringen wird."

Weit entfernt, zur Revolution gegen den Tyrannen Staat aufzustacheln, entwickelt das schwungvolle Schlußwort des Hirtenbriefes die erhabene Lehre und Praxis der Kirche in Bezug auf Gottes- und Königstreue. „Ihr wisset, wie fern mir der Gedanke an eine beabsichtigte Aufregung liegt. Ihr habt es in den letzten Jahren ja so oft gehört, wie die Bischöfe ihre Stimme erhoben haben, um die Gläubigen zu ermahnen, der weltlichen Obrigkeit in allen erlaubten Dingen Gehorsam zu leisten; es ist euch bekannt, welchen Haß sich die Kirche deshalb zugezogen hat. Auch ich habe euch schon so oft diese Pflicht ans Herz gelegt, daß ich gar nicht fürchte, von euch mißverstanden zu werden. Ob wir Böses oder Gutes empfangen, wir gehorchen nicht wegen der Strafe oder des Lohnes, sondern um Gottes willen, als Kinder Gottes, in guten und bösen Tagen. Dieser Gehorsam wird auch in Ketten noch immer treuer sein als der Gehorsam so vieler Lohndiener, die unter dem Scheine, die Rechte und Interessen ihrer Fürsten zu vertreten, die Grundlagen alles Rechtes und aller rechtmäßigen fürstlichen Gewalt erschüttern. Aber dieser Gehorsam darf uns nicht abhalten, das Wort zu erheben, wenn man Hand an den Bestand der katholischen Kirche legt, jener Kirche, der Deutschland alles Wahre, Große und Gute und die Treue verdankt, welche einst sprichwörtlich

war, jetzt aber mehr und mehr verschwindet — jener Kirche, die außer ihrem göttlichen Rechte ein so wohlverbürgtes, altes menschliches Recht in Deutschland hat und dennoch jetzt allein ohne Schutz ist."

Dieser großartige Schlußgedanke fand bald eine allseitige Beleuchtung in der ersten Schrift, die Freiherr v. Ketteler als Bischof verfaßte, und die, am 30. Mai 1854 erschienen, vor Ablauf des Jahres bereits die fünfte Auflage erlebte; sie trägt den Titel: „Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf die Forderungen des oberrheinischen Episkopates und den gegenwärtigen kirchlichen Konflikt". Gegenüber den Versuchen der Regierungen, sich hinter alle möglichen Staatsverordnungen zu verschanzen und so ihre rechtswidrige Freiheitsberaubung vor der Öffentlichkeit zu legitimieren, verficht der Bischof an Hand der Gesetze den Standpunkt:

„Die katholische Kirche hat (außer dem göttlichen Recht) in Deutschland auch einen menschlichen Grund, ihr positives Recht nach deutschem Staats- und Völkerrecht. Dieses Recht gegen alle Eingriffe zu schützen, war die Pflicht des deutschen Kaisers und Reiches, und mit dem Untergang des Deutschen Reiches ist die Schutzpflicht auf den Deutschen Bund übergegangen. . . . Derselbe scheint aber diesen Schutz nicht üben zu wollen. Er hat in einem Falle ihn bereits förmlich abgelehnt und sieht ruhig zu, wie in einem deutschen Staate alle Rechte der Kirche in Frage gestellt und die Kirche wie eine geächtete behandelt wird. Sie ist schutzlos allen Angriffen preisgegeben."

Elfter Abschnitt.

Sozialpolitik.

1. Opfersinn.

Die „kleine Exzellenz" Dr Windthorst, der geniale Heerführer der deutschen Katholiken im Kulturkampfe, schreibt elf Jahre nach dem Tode des streitbaren Bischofs im Geleitwort zur vierten Auflage des Kettelerschen Werkes „Die Arbeiterfrage und das Christentum":

„Es ist und bleibt unser Ruhm, daß ein katholischer Kirchenfürst es war, der zuerst den Mut hatte, zu einer Zeit, wo das Manchestertum die ganze öffentliche Meinung beherrschte, . . . die Fahne einer christlichen Sozialreform aufzupflanzen. Er ist der von allen verehrte Lehrer und Vorkämpfer der katholisch-sozialen Bestrebungen."

Tief durchdrungen von der katholischen Glaubenslehre vom erhabenen Werte und der hohen Bestimmung jedes einzelnen Menschen, wendete Bischof Ketteler ganz naturgemäß als guter Hirte seine Hauptsorge jenen zu, die am meisten in Gefahr sind, im Strudel der modernen Umwälzungen unterzugehen; es sind dies die Armen, die Kranken, die Kinder und die arbeitenden Stände. Die „Bauhütte", das Organ des so gerne mit seiner „Humanität" protzenden Freimaurertums, platzte in einem Bericht über eine Predigt Kettelers auf dem Rochusberg 1864 mit ihrer Gesinnung heraus, als sie schrieb: „Die große Zuhörerschar des Bischofs bestand fast ausschließlich aus Personen des niederen Standes. Als

ob dem Freimaurerbunde für seine Mitgliedschaft an Schiffsknechten, Taglöhnern und Bauern gelegen wäre!" Dieser heidnischen „Herrenmoral" setzte Freiherr v. Ketteler alsbald die wunderbare katholische „Sklavenmoral" entgegen:

„Wir können nicht aussprechen, wie uns die Äußerung (der „Bauhütte") tief verletzt und empört hat. Das ist der praktische Gegensatz zwischen Freimaurertum und katholischer Kirche. Wir bekennen mit Jubel und Freude, daß uns an jedem Schiffsknecht, Taglöhner und Bauer so viel gelegen ist wie an jedem Fürsten und Könige, daß wir die Menschenwürde hoch über allen Unterschied setzen, der sonst die Menschen trennen kann, und daß wir unaussprechlich eine Denkweise beklagen, die den reichen Fabrikanten höher schätzt als den armen Bauer."

Herrliche Worte! Aber bei ihnen ließ es jener Bischof nicht bewenden, der als Kaplan den dürftigen Schulkindern Mittagessen und Strümpfe verschaffte, der als Pfarrer den ansteckenden Kranken das Bett herrichtete, der als Parlamentsmitglied bei einem Bankett für die Armen von Mainz mit dem Hute bettelte, der als Propst einer kranken Arbeitersfrau ein Kopfkissen zutrug und als Delegat die Not der verlassenen Pommern linderte. Der erste Besuch des einziehenden Kirchenfürsten war ein Krankenbesuch, der erste Spaziergang des neugeweihten Bischofs war ein Rundgang bei den armen Kranken des Spitals der Barmherzigen Schwestern in Mainz. Von da an besuchte er, wie sein Generalvikar Dr Heinrich bezeugt, „regelmäßig die öffentlichen Spitäler und Waisenhäuser, deren Bewohner ihn alle gut kannten".

Der Hirtenbrief vom 23. Februar 1859 rechnet „zu den mildtätigen Anstalten, die errichtet werden müssen, wenn wir die vorhandenen Bedürfnisse nach dem ganzen Umfang des Gebotes der Nächstenliebe befriedigen wollen, auch Häuser, wo die Kranken oder Altersschwachen aus einem Bezirke, die wegen

Armut in ihrem Hause eine hinreichende Pflege nicht genießen, unter Leitung frommer Ordensfrauen Aufnahme finden können. Einige Städte unserer Diözese sind bereits im Besitze solcher Krankenhäuser". Sie verdanken Kettelers stürmischem Drängen ihr Entstehen.

Die Gründung von „Vereinen zur Unterstützung der Kranken" empfahl der Bischof der Geistlichkeit eindringlich und setzte sie auf die Tagesordnung von Dekanatskonferenzen. Die im Dienste der Armen und Kranken tätigen Vinzenz- und Elisabethenvereine fand er schon vor, aber er brachte sie zur Blüte.

Um nach dem leuchtenden Beispiel seiner Eltern mit vollen Händen Almosen austeilen zu können, befolgte er das bei der Bischofsweihe vor der ganzen Diözese feierlich abgelegte Gelöbnis der Armut mit äußerster Strenge. Selbst in protestantischen Kreisen sprach man von der apostolischen Armut des Bischofs mit Bewunderung. Ein Prediger führt in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" allerlei Einzelheiten an: „Er befleißigte sich des einfachsten Lebens. Seine groben Schuhe waren bald das Gespräch der Leute. . . . Statt der Weinflasche, die in Rheinhessen kaum auf dem Tische des Taglöhners fehlt, stand zur Mahlzeit ein Humpen Brunnenwasser da. . . . Seine Opferwilligkeit war im ganzen Lande bekannt und bewundert."

Am zweiten Ostertag speisten stets zwölf arme alte Männer bei Bischof Ketteler; ihre Zahl stieg bis auf achtzehn. Die Wohltätigkeitsanstalten, Standesvereine, Erziehungshäuser usw. buchten dankbar die bischöflichen Spenden — und wer von ihnen wurde nicht reichlich bedacht? — aber welche Summen er den verschämten und unverschämten Bettlern, die seine Türe stets offen fanden, in die Hände drückte, das wußte weder die Öffentlichkeit noch — er selber! Generalvikar Dr Heinrich konnte in der Leichenrede ohne Übertreibung sagen: „Der

Bischof bekundete gegen Arme und Hilfsbedürftige aller Art eine unerschöpfliche Barmherzigkeit."

Der gute Hirte war bereit, nicht nur sein Gut, sondern auch sein Leben für seine Schäflein hinzugeben. Als Pfarrer von Hopsten wandelte er wie sein besonders verehrtes Vorbild, der hl. Karl Borromäus, todesmutig unter den ansteckenden Kranken und atmete in ihrer Pflege ohne Schaudern den Gifthauch ein. Auch in Mainz sollte sich ihm Gelegenheit bieten, das Leben für seine teuren Schäflein in die Schanzen zu schlagen.

Am 29. November 1862 stand das von Barmherzigen Schwestern geleitete Invalidenhaus in hellen Flammen. Sofort eilte der Oberhirte herbei und griff in die Rettungsarbeiten mit größter Lebensgefahr ein. Ein Augenzeuge berichtet im „Sonntagsblatt für katholische Christen" am 28. Dezember 1862: „Der hochwürdigste Herr war überall da, wo die Gefahr am größten war; er half und ordnete an, und seiner Umsicht und Leitung ist es vorzugsweise zu danken, daß der untere Teil des Gebäudes gerettet wurde. Ich sah ihn im brennenden Hause im oberen Stockwerke stehen, über ihm die lodernde Flamme und die dem Einsturz drohenden Balken — wie gefährdet erschien er da! Nur mit Beklemmung konnte man hinblicken. Er riß ein Fenster auf und rief, dahin den Wasserstrahl zu richten, der nun ihn zuerst erreichte und ganz durchnäßte. Aber das hielt ihn nicht ab, den bis zu Tod erschreckten Alten, Gebrechlichen und Kranken Trost und Beistand zu spenden und überall da, wo es Not tat, zu helfen. Ein verunglückter Arbeiter wurde für tot in die Kapelle gebracht. Der hochwürdigste Bischof eilte hin, . . . der Mann schlug bald wieder die Augen auf, . . . er klagte, er sei eiskalt und meine, in einer Eisgrube zu liegen. Da nahm der gute Hirt, sich selbst vergessend, seinen eigenen Mantel und

hüllte den Unglücklichen rührend sorgsam hinein. . . . Auf der Brandstätte hörte man mehrere anwesende Freigemeindler sagen: So haben wir den Bischof nicht gekannt."

2. Sorge um die Lieblinge.

In der größten Notlage und Gefahr befinden sich zweifelsohne die verwaisten und verwahrlosten Knaben. Dies sprach der Bischof in einem Schreiben an den hessischen Ministerpräsidenten Freiherrn v. Dalwick am 24. März 1862 aus:

„Ich glaube, daß die Hilfsbedürftigkeit der Knaben weit größer ist als die der Mädchen, und daß viele von ihnen lediglich wegen der gänzlichen Verwahrlosung ihrer Erziehung später elend zu Grunde gehen. . . . Die Errichtung eines Hauses für arme Knaben ist kein Privatinteresse, sondern ein gemeinnütziges Unternehmen ersten Ranges, worüber alle, die für die Not ihrer Mitbrüder ein Herz haben, sich innig freuen sollten."

Darum bildete die Gründung von sozial angelegten Knabenwaisenhäusern eine der wichtigsten Programmnummern seit Beginn des Kettelerschen Kirchenregimentes. Im Hirtenschreiben vom 23. Februar 1859 versichert der Bischof:

„Die Überwindung der Schwierigkeiten (bei Errichtung solcher Anstalten) ist der Gegenstand meiner ernstesten Bemühungen, da ich nur mit innigem Schmerz auf die hilflose Lage so vieler Knaben hinblicke."

Zur kräftigen Beisteuer wußte er nicht bloß die eigene Diözese, sondern auch auswärtige hohe Gönner, wie den Kaiser und die Kaiserin von Österreich, zu begeistern. Außer einer Hauskollekte ordnete er für das ganze Bistum Mainz eine jährliche Kirchenkollekte am Tage der ersten Kinderkommunion an. Den Erfolg schildert ein Hirtenschreiben vom 24. Januar 1864:

„Für unsere lieben armen Knaben habt ihr weit mehr gegeben, als ich erwartet hatte. Fast alle Gemeinden mit ganz wenigen Ausnahmen haben meine Erwartungen weit übertroffen. Viele kleinere Gemeinden gaben fast mehr, als in ihren Kräften lag.“

Bereits im Jahre 1862, wo die Geldquellen noch spärlich flossen, hatte der Bischof mit dem Wagemut der Liebe einen größeren Grundbesitz in Kleinzimmern bei Dieburg angekauft, aber erst nach zwei vollen Sorgenjahren konnte er am 25. Oktober 1864 das darauf erstellte St Josephshaus einweihen. Die Festpredigt ließ er sich natürlich nicht nehmen; zum Vorspruch wählte er das Schriftwort: „Jesus nahm einen Knaben und stellte ihn mitten unter die Jünger“ (Mk 9, 35). In der Einleitung versichert er: „Seit langem war es mein sehnlicher Wunsch, auch in meiner Diözese eine Anstalt für hilflose Knaben ins Leben zu rufen.“

In erster Linie bestimmt für schulpflichtige Knaben, welche keine oder gewissenlose Eltern haben, sollte die Anstalt auch die Ausbildung in den verschiedenen Handwerken und im Ackerbau bieten.

Die Schuldenlast, welche der Bischof wegen seiner lieben Waisenknaben durch den Ankauf eines angrenzenden Besitzes um den Preis von 104000 Gulden auf sich lud, bereitete ihm bis zu seinem Tode schwere Sorgen. Seine Broschüre über die Geschichte und Not der Anstalt übersandte er dem Großherzog und erhielt außer einem sehr gnädigen Schreiben eine Spende von 300 Gulden. Mit der Bitte um einige Exemplare schickte sein edler Neffe Graf Konrad Preysing 240 Mark als Ergebnis einer kleinen Sammlung.

Die Sorgenkinder blieben zeitlebens seine Lieblinge. Am 25. September 1866 schrieb er aus Kleinzimmern an seine Schwester Gräfin Merveldt: „Einige freie Tage benutze ich,

um bei meinen lieben Buben zu sein. . . . Es ist ein überaus lieber, ruhiger, wohltuender Aufenthalt. Die Anstalt macht mir außerordentliche Freude, und nur die Schuldenlast trübt sie etwas; doch da wird der hl. Joseph gewiß auch noch helfen. Möge Gott mir geben, daß es mit den Kindern so fortgeht! Du kannst Dir nicht denken, was es für gute, aufrichtige, fromme und fleißige Kinder sind." Mit Stolz erzählte der bischöfliche Waisenvater, daß seine Buben wiederholt auf Ausstellungen Lob und Preise errangen.

Die Seelenleitung der Knaben übertrug er dem Obern der Jesuitenniederlassung in Mainz und unterstellte die Anstalt einem geistlichen Vorsteher. Für die Überwachung und berufliche Ausbildung schuf er eine eigene religiöse Genossenschaft, die „Brüder vom hl. Joseph", denen er selbst Exerzitien gab, um sie mit seinem Geiste zu erfüllen.

Zur ständigen Erinnerung an Kettelers rührende Sorge für die „lieben Buben" ließ zwölf Jahre nach seinem Tode Domdechant Dr Heinrich in Kleinzimmern ein Standbild errichten, welches den Bischof darstellt, wie er einen Knaben belehrt und segnet. Für die verwaisten und verwahrlosten Mädchen gründete Wilhelm Emanuel 1856 eine ähnliche Anstalt zu Neustadt im Odenwald.

Nach seinem Tode brachte das Wiener „Vaterland" eine liebliche Kinderszene: „Die armen Kinder in Stadt und Land waren seine Lieblinge. . . . Eines der schönsten Bilder, welches der Schreiber dieser Zeilen vom Leben des Bischofs in der Erinnerung bewahrt, ist ein Abend im Garten des von ihm mit Hilfe der hochherzigen fürstlichen Familie Löwenstein gegründeten Waisenhauses zu Neustadt. Da saß er unter den armen Mädchen, welche daselbst erzogen werden, und den armen Knaben, die er aus dem benachbarten Waisenhause Kleinzimmern dahin eingeladen hatte. Die Kinder

drängten sich um ihn wie um einen Vater, und er spielte mit ihnen mit einer Liebe und Güte, als hätte sein Herz keine andere Sorge, als diese kleine Welt glücklich zu machen." Ein anderer naher Bekannter erzählt, daß der Bischof „die Entwicklung der tiefsten Gedanken oder politisch großartige Auseinandersetzungen beim Spaziergang unterbrechen konnte, um sich mit einem armen Kinde zu unterhalten und es auszufragen über Gebet und Schulbesuch; es erschien ihm eben die Seele des armen Kindes und seine bischöfliche Verantwortung für dasselbe größer und bedeutsamer als seine Gedanken."

Wie im engen Wirkungskreis von Beckum, so hatte Freiherr v. Ketteler auch als vielbeschäftigter Kirchenfürst stets ein Auge für jede Not seiner kleinen Schäflein. Der Pfarrverwalter von Astheim erlaubte sich am 4. Mai 1865, „die für die beiden armen Kinder von Ginsheim zur Beschaffung von Hemden, Schuhen, Strümpfen und Brot sich ergebenden Rechnungen nunmehr Ew. Bischöflichen Gnaden gemäß Schreiben vom 28. Januar gehorsamst vorzulegen".

Bischof Ketteler, der nach den Worten eines vertrauten Pfarrers „sog. diplomatische Diners nie gegeben hat", schwelgte, wenn seine Lieblinge, die Kinder, bei ihm geladen waren. Nach der Schilderung des Domdekans Heinrich „feierte er jährlich mit den Kindern der von ihm gestifteten Waisen- und Rettungshäuser ein oder das andere kindliche Fest und lud jährlich in Mainz die Kinder des städtischen Waisenhauses zu sich zu einem Kaffee ein und ließ sie dann die Trauben seines Gartens verzehren. An Weihnachten war alljährlich in seinem Hause große Bescherung für die brävsten armen Kinder der Stadtschulen. Sein Beispiel, arme Kinder auf Weihnachten zu bescheren, wurde dann auch von christlichen Vereinen nachgeahmt, und in den Tagen vor Weih-

nachten mußte der Bischof von einer Bescherung zur andern gehen und überall Ansprachen an die Kinder richten. Es gehörte dies zu seinen Freuden."

3. Lehrernöten.

Die Interessen des Lehrerstandes lagen dem Bischof von Mainz gar sehr am Herzen. In dem Bestreben, zur Aufbesserung der Lehrer nach Kräften beizutragen, ließ er sich nicht abschrecken durch die von ihm auf dem Katholikentag vom 7. Oktober 1851 berichtete Tatsache, daß „der gesamte Elementarschullehrerstand von Mainz, mit Ausnahme von einigen wenigen würdigen Männern, im Jahre 1848 den Antrag stellten, die Aufklärung der Zeit erfordere, die Bildung unserer katholischen Kinder in den Schulen auf einen andern Grund zu erbauen als auf den der katholischen Lehre", und deshalb sei die Geistlichkeit vollständig aus der Schule zu verbannen. Der Bischof nahm echt christliche Rache nach „katholischer Lehre", als er in einem feinfühlenden Hirtenbrief vom 23. Februar 1859 zu Gunsten der „so kärglich" gestellten Lehrer von den Gläubigen „freiwillige Steuern der Liebe" erbat.

„In recht vielen Gemeinden ist das Einkommen der Schulstellen so kärglich, daß es kaum zur Befriedigung der allernotwendigsten Lebensbedürfnisse ausreicht, dem Lehrer aber unter den schweren Anstrengungen seines Berufes, auch bei gewissenhafter Sparsamkeit, kein sorgenfreies Dasein gewährt. Das ist aber nicht nur an sich unbillig, sondern auch im höchsten Grade schädlich sowohl für den Lehrer wie für die Kinder, da Sorgen um das Auskommen die Tätigkeit des eifrigsten Lehrers zuletzt lähmen und niederdrücken. . . . Endlich fehlen auch in einzelnen Gemeinden gute Schullokale und passende Lehrerwohnungen. . . . So sind also für das

so überaus wichtige Schulwesen noch recht viele Bedürfnisse zu befriedigen, trotz der großen Sorgfalt, welche die Großherzogliche Staatsregierung ihm zuwendet, und trotz der bedeutenden Opfer, die für dasselbe von den Gemeinden gebracht werden. Hier ist es nun eine gar schöne und heilsame Aufgabe der Kirche, mit den Schätzen, die sie in der christlichen Mildtätigkeit eröffnet, den Anstrengungen der Staatsgewalt für die Schule zu Hilfe zu eilen. Ich ermahne euch daher recht dringend, die Schulen nicht nur durch die notwendigen Steuern, die der Staat erhebt, sondern auch durch die freiwilligen Steuern der Liebe, nämlich durch freiwillige Gaben und Geschenke an die Kirche für die Schulen, zu heben und zu fördern. Ich bemerke hier noch insbesondere, daß in einigen Gemeinden Geschenke von Acker- oder Gartengrundstücken von großer Bedeutung für Besserung der Stellung des Lehrers wären. Die Kirche ist die Mutter der Schulen, und sie ist auch jetzt noch ihre wohlwollendste Beschützerin. Ich kann es nicht unterlassen, an dieser Stelle noch einen Gedanken auszusprechen, dessen Verwirklichung ich als eine besondere Gnade Gottes ansehen würde. Ich wünsche nämlich einen Fonds zu gründen, der den jedesmaligen Oberhirten der Diözese, der so viele Gelegenheiten hat, die wahren Bedürfnisse und Verdienste des Lehrerstandes kennen zu lernen, in den Stand setzen würde, in jedem Jahre eine Summe an Lehrer zu verteilen, die einer Unterstützung bedürfen und sie verdienen. Wer sich von Gott angeregt fühlt, mir zur Gründung eines solchen Fonds beizustehen, wird seine Unterstützung einem höchst wichtigen und verdienstlichen Werke zuwenden."

Fünf Jahre später, am 24. Januar 1864, machte Wilhelm Emanuel in einem Hirtenschreiben seiner Diözese Mitteilung von einer diesbezüglichen größeren Schenkung seitens eines Priesters, die ihn „noch mehr ihres Zweckes als ihres Betrages wegen mit besonderer Freude erfüllte".

„Ich hoffe, daß dieses Beispiel unter Priestern und Laien vielfache Nachahmung finden wird . . ., damit es dem Bischof möglich wird, guten und hilfsbedürftigen Lehrern eine so reichliche Unterstützung zu gewähren, daß sie bei ihrem wichtigen Berufe wenigstens vor drückenden Nahrungssorgen bewahrt bleiben."

Mit noch größerer Besorgnis erfüllte den Bischof die Wahrnehmung, daß der Liberalismus alle Hebel in Bewegung setzte, um die Lehrerschaft für den Kampf gegen die Kirche und die konfessionelle Schule mobil zu machen. Zur Abwehr wies er 1862 in einer ungedruckten Broschüre auf die Notwendigkeit einer Vertiefung des religiösen Pflichtbewußtseins hin. „Allen Respekt vor guten Besoldungen, aber das Gewissen ist mehr wert, und das Gewissen kommt von der Religion." Darum schrieb Wilhelm Emanuel öfters Lehrerexerzitien im Mainzer Seminar aus; bereits im Jahre 1853 ließ er solche durch zwei Jesuitenpatres abhalten, und zu seiner lebhaftesten Freude beteiligten sich daran 242 Lehrer, fast Dreifünftel des gesamten katholischen Lehrerstandes der Diözese.

4. Sträflingselend.

„Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid", dieser Vorspruch einer am 18. März 1857 vor Zuchthäuslern gehaltenen Predigt kennzeichnet die Stellung Wilhelm Emanuels zu dieser geächteten und verachteten Volksschicht; auch sie wollte er als guter Hirte dem Verderben entreißen und dem himmlischen Paradiese zuführen. Ein Zuchthaus war das Ziel einer seiner ersten Bischofsreisen; nach der Schilderung eines lutherischen Predigers „hatte sich bis dahin im Landeszuchthaus Marienschloß, das nur sehr dürftige geistliche Pflege hatte, niemals ein Oberhirte sehen lassen. Bischof Ketteler besuchte es sehr bald und hielt

den katholischen wie protestantischen Sträflingen (die immer zusammen die abwechselnden Konfessionsgottesdienste besuchen mußten) eine Predigt, welche die Herzen aufs tiefste erschütterte. ‚Keine Sünde so groß, daß sie nicht vergeben werden könnte, keine so klein, daß sie nicht vergeben (gesühnt) werden müßte‘; daß dies sein Thema bald bis in die abgelegensten protestantischen Pfarrhäuser bekannt wurde, beweist, mit welcher Aufmerksamkeit man das Tun des Mannes verfolgte".

Die allerorts von der Bevölkerung gefürchtete und gemiedene und deshalb förmlich wieder auf die Verbrecherbahn hinausgestoßene Klasse der entlassenen Sträflinge fand in Wilhelm Emanuel einen liebevoll besorgten Hirten. In einem Erlaß vom 3. März 1853 empfahl er sie dem besondern Schutz der Gläubigen und warb überall für den segensreichen „Verein zur Unterstützung und Beaufsichtigung der aus den Großherzoglichen Landes- und Provinzial-Strafanstalten Entlassenen". Trotz seines sich stets erweiternden Arbeitsgebietes verlor sie der gute Oberhirte nicht aus den Augen; zehn Jahre nach dem erwähnten Erlasse legt am 3. Juni 1863 ihre Fürsorge ein Ausschreiben des bischöflichen Ordinariates aufs neue der Geistlichkeit eindringlich ans Herz. „Die Aufrichtung und Besserung der Bestraften ist gewiß eine große Aufgabe für den Seelsorger, da solche Unglückliche nach ihrer Entlassung aus den Strafanstalten in ihrem Heimatsort vielfache Hindernisse finden, welche sich ihrer Rückkehr auf den Pfad der Sittlichkeit und Rechtlichkeit entgegenstellen. Wir empfehlen daher den Seelsorgern, die Angelegenheit in einer der demnächstigen Pastoralkonferenzen zu besprechen und das Resultat der desfallsigen Verhandlung mit Rücksicht auf den Verein (zur Unterstützung und Beaufsichtigung der Entlassenen) uns zu berichten."

5. Soldatenfürsorge.

Für die im Kriege verwundeten und erkrankten Soldaten arbeitete der patriotische Bischof mit einer Liebe, als wären sie seiner Hirtensorge anvertraut. Beim Ausbruch des Schleswig-Holsteinschen Krieges bot er sofort dem preußischen Kriegsminister v. Roon alle verfügbaren Kräfte aus den Häusern der von ihm gegründeten „Finthener Schwestern" an. Roon dankte für das „bekundete Interesse", lehnte aber höflich ab, weil er bereits auf das Anerbieten mehrerer in Preußen tätiger Ordensgenossenschaften eingegangen sei. Bischof Ketteler war erfreut, daß sein Neffe Graf Friedrich Galen als Seelsorger auf den Kriegsschauplatz eilte; derselbe holte sich dort eine schwere Krankheit, der er bald erlag.

Im „unseligen Bruderkrieg" 1866 rückte der Bischof mit seinem Schwesternstab selbst aus. Am 26. Juli meldete er seinem Bruder Wilderich:

„Wir hörten, daß in Aschaffenburg eine große Menge hilfloser Verwundeter liege, und zogen deshalb mit Verbandzeug und achtundzwanzig Schwestern (und einem Jesuitenpater) dorthin. Da die Eisenbahn nach Aschaffenburg schon auf einer langen Strecke unterbrochen war, mußte ich die letzten sechs Stunden die Schwestern auf einem Leiterwagen transportieren lassen, während ich zu Fuß ging. Die preußischen Vorposten ließen mich überall durch. In Aschaffenburg ließ ich mich sogleich nach dem Schloß führen, wo ich die ganze preußische Generalität beim Diner antraf."

Bevor noch der Friede von Prag unterzeichnet war, dankte Kaiser Franz Joseph am 14. August 1866 in einem Kabinettsschreiben dem Bischof von Mainz, daß er „in hervorragendster Weise als geistlicher Fürst gewirkt habe". Die Antwort des Freiherrn am 28. August war ein neuer Beweis und Akt seiner Soldatenfürsorge.

„Ich hatte früher Gelegenheit wahrzunehmen, wie übergroß, namentlich bei Verwundeten, der Unterschied zwischen einer Pflege durch Ordensschwestern und einer solchen durch weltliche oder gar männliche Personen ist. Die Erfahrungen, die ich jetzt machte, haben aufs neue meine Überzeugung bestätigt, daß nur durch die liebevolle Pflege guter Ordensschwestern die Leiden der verwundeten Soldaten, soweit es überhaupt möglich ist, gelindert werden können. Erst durch das Eintreffen dieser Ordensschwestern war eine geordnete Pflege der Verwundeten möglich, und ich danke Gott, daß ich dadurch habe beitragen können, auch den verwundeten Soldaten aus der Armee Ew. Kaiserlichen Majestät einige Linderung zu verschaffen."

Nach dem Grundsatz: Schmiede das Eisen, solange es warm ist, benutzte der mehr noch um die seelische Verwahrlosung und Gefährdung des Militärs als um ihre leiblichen Beschwernisse bekümmerte Kirchenfürst die Gelegenheit, der Apostolischen Majestät mit apostolischem Freimut eine bittere Eröffnung zu machen.

„Wollen Ew. Kaiserliche Majestät einem katholischen Bischof noch ein freies Wort allergnädigst gestatten. Ich würde dasselbe vielleicht vor keinem andern Fürsten der Welt auszusprechen wagen; ich habe aber eine Empfindung in mir, die mir dieses Vertrauen gibt gegenüber dem Erben der alten deutschen Kaiserkrone.

„Nach allem, was ich in den fünfzehn Jahren, seit ich hier Bischof bin, selbst beobachtet und was ich von den allerverschiedensten Seiten bestätigt gefunden habe, ist der Geist des Offizierkorps der K. K. Armee dem Christentum im ganzen tief entfremdet. Mit ganz wenigen Ausnahmen zeigen die K. K. österreichischen Offiziere einen vollendeten Indifferentismus, nicht bloß gegenüber der katholischen Kirche, ihren Lehren und Gebräuchen, sondern der ganzen christlichen Reli-

gion gegenüber. Nur ganz wenige von den Regimentern, die hier in Mainz standen, haben noch die Sakramente empfangen oder überhaupt irgend eine christliche Pflicht erfüllt, wenn sie nicht im Reglement vorgeschrieben war. Ein solches Beispiel wirkt dann natürlich auf die ganze Mannschaft äußerst nachteilig zurück und zerreißt notwendig das höhere, sittliche Band zwischen den gemeinen Soldaten und dem Offizierkorps. Damit in Verbindung steht, daß ein großer Teil der bei der K. K. Armee angestellten Priester nicht die Eigenschaften besitzt, um Achtung vor der Religion in der Armee zu verbreiten. Auch das Verhältnis, in welchem die Feldgeistlichen zu den kommandierenden Offizieren stehen, scheint mir nicht das richtige zu sein und die Seelsorge, selbst eines tüchtigen und frommen Priesters, unwirksam zu machen. Der Oberst hat ziemlich das Maß der ganzen Militärfürsorge, sowohl was die Predigt als was den Empfang der Sakramente betrifft, in seiner Hand, und wenn er daher selbst gleichgültig der Religion gegenüber ist, so ist er imstande, die Handhabung der Seelsorge in seinem Geiste für die ganze Mannschaft eines Regimentes zu erwirken.

„Ich verkenne nicht, daß der Glaube und die Religion sich überhaupt und insbesondere nicht einem Offizierkorps gegenüber befehlen läßt, und daß jede darauf abzielende Maßregel das Gegenteil bewirken würde. Dagegen glaube ich, daß es Pflicht des Offizierkorps wäre, eine große Achtung gegen die Religion zu hegen und vor allem gegen die Kirche, der das Kaiserhaus selbst mit solcher Treue anhängt und die auch im Herzen des österreichischen Volkes und der Mehrzahl der tapferen Soldaten der österreichischen Armee die tiefsten Wurzeln hat. Ich glaube, daß es die heiligste Pflicht aller Offiziere ist, mit äußerster Hochachtung, mit höchster und zartester Rücksicht die christliche, gläubige Gesinnung der Soldaten zu achten, zu pflegen und ihnen

jede Gelegenheit zu bieten, ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen.

„Ich wage mit der Aufrichtigkeit, als wenn ich vor Gott stände, Ew. Kaiserlichen Majestät, nachdem ich an den verschiedensten Stellen in der Welt und als Priester gelebt habe, die Überzeugung auszusprechen, daß die katholischen Soldaten in der preußischen Armee mit ungleich größerer Schonung ihrer religiösen Bedürfnisse und Überzeugungen behandelt werden als in der österreichischen Armee, und daß diese kluge Schonung und Achtung des Gewissens wesentlich dazu beigetragen hat, daß die katholischen preußischen Soldaten selbst für eine Sache, die sie im Innersten verabscheuten, mit großer Tapferkeit überall gekämpft haben. Die katholischen Soldaten der österreichischen Armee sehen dagegen bei dem größten Teil ihrer Offiziere eine absolute Gleichgültigkeit gegen alles, was sie von Jugend auf als das Höchste und Erhabenste geehrt und geliebt haben, und überdies in sittlicher Beziehung vielfach ein furchtbares Beispiel.

„Ich möchte Ew. Kaiserlichen Majestät zu Füßen fallen und um Verzeihung bitten, daß ich es gewagt habe, dies über eine Armee auszusprechen, die Ew. Kaiserlichen Majestät so tief am Herzen liegt. Ich kann für diese Offenheit nur Verzeihung hoffen von einem katholischen Kaiser, der von einem katholischen Bischof gewiß vor allem Wahrheit fordert. Ich bitte daher alleruntertänigst Ew. Kaiserliche Majestät, mir dieses freimütige Wort wenigstens als ein Bestreben, vollkommen wahr zu sein, auch dann zu verzeihen, wenn Allerhöchstdieselben es nicht für begründet erachten sollten."

Bischof Kettelers Ansicht, die exemte Militärseelsorge berge „gewisse Gefahren für das Seelenheil", fand hohe Gegner. Bei seiner Abreise zum Vatikanischen Konzil notierte er unter den sieben Punkten, deren Durchberatung er

hauptsächlich in Rom betreiben wollte, an vierter Stelle: „Militärbischof". „Zu großem inneren Troste" hielt er in Rom mit den deutschen Soldaten der päpstlichen Armee geistliche Exerzierübungen ab. Sein seelsorgliches Bemühen um die Soldaten datiert seit seinem Eintritt ins Heiligtum. Seine zweite Predigt nach der Priesterweihe galt den in Münster stehenden Soldaten.

6. Der Nährstand in Gefahr.

„Den Kampf, den mir der Beruf zur bischöflichen Würde verursachte, habe ich noch immer nicht überwunden. Mit großer Macht zieht es mich oft nach dem seelsorglichen Wirken auf dem Lande, nach meinen Bauern und Bauernkindern zurück." So heißt es in einem Briefe des Kirchenfürsten vom 1. Juni 1855. Ein alter Pfarrer erzählt: „Für die einfachen Landleute hatte der Bischof eine besondere Zuneigung und weilte gern unter denselben, so daß er seine Firmungsreisen trotz der außerordentlichen Anstrengung als Erholungsreisen betrachtete." Infolge dieser großen Vorliebe hat Freiherr v. Ketteler nach dem Urteil des einsichtsvollen Pfarrers Sickinger (1881) „trotz seines klaren Verstandes und offenen Sinnes die Gutmütigkeit und Frömmigkeit des Landvolkes überschätzt".

Um so richtiger hat er dagegen die wachsende soziale Not des Bauernstandes eingeschätzt, so daß der berühmte westfälische „Bauernkönig" Burkhard Freiherr v. Schorlemer-Alst seine großartigen Projekte zur Rettung und Hebung der bäuerlichen Kreise dem Bischof von Mainz als einem Sachverständigen am 15. Februar 1862 zur Begutachtung unterbreitete.

„Jetzt oder nie gilt es, nach menschlichem Ermessen, den Bauernstand der ihn bedrohenden und schon erfassenden Gefahr zu entreißen. Es könnte dies wohl nur möglich sein,

wenn es gelänge, den Bauernstand in eine auf religiöser Grundlage basierende Korporation zusammenzufassen und damit zugleich den weiteren Zweck zu erreichen, dem Gifte und Despotismus der modernen sog. Freiheit einen neuen, gesunden Organismus entgegenzustellen. Dem Wunsche mehrerer Bauern entsprechend und eingedenk der mir zu Ohren gekommenen Ermahnung Ew. Bischöflichen Gnaden, nach Kräften tätig zu sein, habe ich die Anlagen entworfen. Ich wage es, Hochdero Urteil darüber mir gehorsamst zu erbitten, ob die Grundlage richtig und die in Aussicht genommene Ausführung zutreffend ist. Mein Zweck dabei ist ausschließlich, etwas der Ehre Gottes und dem Wohle meiner Mitmenschen Förderliches zu tun, und ich bin gern und aufrichtig bereit, das opus dem Feuer und den Gedanken der Vergessenheit zu übergeben, wenn dieses Ziel verfehlt oder durch meine Tätigkeit verwirrt würde. Ich bitte darin um Ew. Bischöflichen Gnaden entscheidendes Urteil sowie im Falle der Zustimmung um einige Winke für die notwendig erachtete Verbesserung. Mit geringen Kräften ausgerüstet, mußte ich allein an die Ausarbeitung gehen und selbst vermeiden, daß dem Bauernstande, zur Verhütung des Mißtrauens, zu Ohren käme, daß ein Kavalier in der Sache gearbeitet habe. . . . Geruhen Ew. Bischöflichen Gnaden, mich zu bescheiden, was ich tun oder lassen soll."

Während der Bauernkönig auf dem Kriegsschauplatz 1870 bis 1871 als Malthеser die Verwundeten und Kranken pflegte, wandte sich der Bauer Breuer aus Kirchhellen an Bischof Ketteler um Beihilfe in der Redaktion des „Westfälischen Bauer", den sonst die schneidige Feder des Freiherrn v. Schorlemer redigierte.

Auch in rein ökonomischen Fragen des Ackerbaues hatte sich Wilhelm Emanuel hinreichend umgeschaut, um Rat erteilen zu können. Einen hessischen Bauer wies er auf die

großen Vorteile der Lupinenkultur hin und hielt sein Versprechen, ihm Lupinensamen zu verschaffen. Einer ganzen armen Gegend hat damit der Nachfolger der ehemaligen Landesherren eine fortlebende Wohltat erwiesen.

Der mit dem Bauernstand innig verwachsene Geburtsadel blieb von den ungesunden modernen Strömungen nicht unberührt; es war zu befürchten, daß er von denselben ganz fortgerissen werde. Der Blick des bischöflichen Aristokraten, nicht getrübt durch Standesvorurteile, durchschaute frühzeitig die Schäden und Gefahren des Adels. In einem skizziert erhaltenen Vortrag über den Adel sagt er unumwunden:

„Wie das Königtum, so ist auch der Adel größtenteils von seiner Idee abgefallen und eine Karrikatur seines ersten Gedankens geworden. Aus Liebe zu ihm sage ich das, weil ich ihn beleben will, wenn er noch lebensfähig ist, und ihn nur dann für tot erklären will, wenn er wirklich tot ist, und dann ist es gut, wenn er sobald als möglich dafür erklärt wird. Der Adel besteht nicht in seinem Titel, er geht weit über die Titelzeit hinaus. Je mehr er seinen inneren Wert verlor, desto mehr warf er sich auf die Titel. Das Hofleben, die infamen Titel und Adelserhebungen ohne Rücksicht auf inneren Wert, alles dies vermehrte seine innere Verpestung und seine äußere Titel- und Ehrsucht. Die wahren Freunde des Adels müssen ihn, soweit er noch lebensfähig ist, antreiben, sich wieder seinem ursprünglichen Berufe zu widmen, sich namentlich wieder dem Bauernstande zu nähern, sich wieder nach Aufhebung alles Schuldner- und Gläubigerverhältnisses jenem Stande zuzugesellen, zu dem er gehört, dem Bauernstande. Die Wurzeln, aus denen der Adel sein Leben ziehen soll, sind nicht Titel und Vorrechte: es ist die Geschichte, die Erinnerung, das Beispiel der Vorfahren, das Landleben. Darin müssen die Wurzeln schlagen und treiben, sonst ist es gut, wenn der Adel stirbt. Hat er aber diese

Wurzeln, so wird er seine Stellung zur Wiedergeburt Deutschlands sich zu gewinnen wissen. In beiden Fällen stimme ich für Aufhebung der Titel."

Nach Kettelers Wunsch sollten sich die Adeligen durch rege Teilnahme an den kirchlich-charitativen und sozialen Bestrebungen den Ehrentitel Retter und Führer des Volkes verdienen. Darum förderte er so eifrig den Bund der „rheinisch-westfälischen Devotionsritter des Maltheser-Ordens zur Verteidigung des Glaubens und Übung von Werken der Barmherzigkeit", die sie namentlich in den Kriegen 1866 und 1870/71 mit bewunderungswürdigem Edelmut geübt haben. Eine schöne Frucht Kettelerscher Ideen und Anregungen ist die Gründung des „Vereins katholischer Edelleute", der außer den Wohltaten einer Standesorganisation namentlich die Unterstützung charitativ-sozialer Unternehmen bezweckt, und der im Kulturkampf seinem Namen alle Ehre gemacht hat. Freiherr v. Schorlemer-Alst schreibt am 2. Februar 1868 als Präsident in einem Vereinsbericht an Bischof Ketteler: „Es ist die Entwicklung des Vereins eine so günstige und über Erwarten glückliche gewesen, daß wir Gott nicht genug dafür danken können und die Stunde segnen müssen, in welcher Ew. Bischöflichen Gnaden diesen fruchtbringenden Gedanken unter uns geworfen haben. Die Zahl der Mitglieder hat sich bei strengster Prüfung der kirchlichen und standesmäßigen Qualifikation seit 1865 von 23 auf 54 gehoben."

7. Die bedrängten Handwerker.

Als während der fünften Generalversammlung der deutschen Katholiken in Mainz 1851 in der überfüllten Festhalle Feuerlärm ertönte und das Volk in wildem Schrecken die Ausgänge stürmte, rief Wilhelm Emanuel zur Beruhigung der Massen mit Donnerstimme, es sei keine Gefahr, er werde

als letzter den Saal verlassen; dann warf er sich auf die Knie nieder zu lautem Gebet. Ein von Seminarregens Moufang angestimmtes volkstümliches Kirchenlied beschwichtigte etwas die Gemüter. Aber der folgende Redner, „Gesellenvater" Adolf Kolping fand unter diesen Umständen nicht den begeisterten Beifall, den tags zuvor seine vorzügliche Rede über die Notlage und Rettung des Handwerkerstandes ausgelöst hatte.

Nachdem der Bischof die erschütternde Trauerkunde gebracht hatte, daß zwei Frauen und vier Jungfrauen erdrückt worden seien, entließ er das Volk mit der Bitte: „Wir wollen den Eindruck der Rede unseres guten, lieben Freundes Kolping mit uns nach Hause nehmen. Er hat so liebevolle Worte zu Gunsten unseres Handwerkerstandes gesprochen, daß es mich wirklich auf das innigste gerührt hat. Gott der Herr gebe seinen Segen, daß die Worte auf fruchtbaren Boden gefallen sind und gute Frucht bringen!" Wilhelm Emanuel hat sich die Rede Kolpings selbst am tiefsten in die Seele geschrieben und am treuesten befolgt.

Auf sein nachdrucksvolles Betreiben hin trat bereits einen Monat später, am 16. November 1851, der Mainzer Gesellenverein mit 35 Mitgliedern ins Leben; im Priesterseminar bot der Bischof den wackern Burschen ein gemütliches Heim. Beim ersten Stiftungsfeste am 24. Oktober 1852 wie auch bei der silbernen Jubelfeier am 19. November 1876 hielt er die Festpredigt und schilderte beide Male in begeisternden Worten die hohe Bedeutung des Gesellenvereins als zweiten Vaterhauses des wandernden Burschen. Bis zu Kettelers Tod figurierte unter den Einnahmen des Mainzer Gesellenheims alljährlich ein nicht unbedeutender Posten als „Geschenk Seiner Bischöflichen Gnaden". Zu den Verlosungen stellte er stets schöne Geschenke, gar manchmal die ersten Treffer. Auch lieferte er

regelmäßig die Geisteskost, gute Zeitungen und Bücher. Ein Augenzeuge berichtet:

„Ohne Unterlaß pflegte der Bischof den Gesellenverein mit größter Sorgfalt. Er bemühte sich, tüchtige Geistliche als Präsides auszuwählen, beteiligte sich bei Gelegenheit kirchlicher und weltlicher Feste des Vereins persönlich, setzte den Tüchtigsten Preise aus und überreichte sie eigenhändig. Stets ließ er sich eingehend über den Stand des Vereins Bericht erstatten und empfahl dessen Bestrebungen in Wort und Schrift. Seinem Eingreifen gelang es, bald auch in Darmstadt, Bensheim, Bingen, Offenbach Gesellenvereine ins Leben zu rufen; ihnen galt auf den Firmungsreisen jedesmal auch ein Besuch. Durch ein Schreiben vom 12. Dezember 1856 wird allen Geistlichen empfohlen, nach Kräften bemüht zu sein, die Gründung und Erhaltung der Gesellenvereine zu fördern und der Unterstützung aller Katholiken zu empfehlen."

Nicht geringere Sorgfalt widmete Bischof Ketteler der notwendigen Baumschule des Gesellenvereins, dem Lehrlingsverein. Im Erlaß vom 12. Dezember 1866 hieß es: „Damit die jungen Leute auf dem rechten Wege erhalten bleiben, kommt alles darauf an, daß sie sogleich bei ihrem Scheiden aus der Heimat und womöglich schon als Lehrlinge mit dem Gesellenverein bekannt werden. Die Herren Vorsteher der Gesellenvereine werden gerne bereit sein, auch die an sie empfohlenen Lehrlinge unter ihren Schutz zu nehmen. In der Stadt Mainz besteht für Lehrlinge eine eigene, durch den Vinzenzverein unterhaltene Schule. Wir ersuchen die Herren Pfarrer, die hier eintretenden Lehrlinge zum Eintritt in diese Schule zu ermahnen. Hierdurch wird der spätere Eintritt in den Gesellenverein am besten gesichert werden." Das zu hoher Blüte gelangte Mainzer „Lehrlingsheim" ist Kettelers Werk.

Zum Schutze des durch die „geheime Propaganda des Unglaubens" schwer gefährdeten Lehrlings- und Gesellenstandes legte Wilhelm Emanuel seinem edlen Bruder Wilderich zur Begutachtung einen großartigen, später teilweise durchgeführten Organisationsplan vor:

„In der ersten Stadt, in welche der Handwerker kommt, fällt er der Propaganda des Atheismus in die Hände, und der beste Bursche kommt als liederlicher Sonntagsschänder zurück, allen Glaubens bar. Wer kann da helfen? Ich glaube die Kirche — und zwar so:

a) Ich würde sämtliche Bischöfe Deutschlands und Österreichs einladen, einen Geistlichen ihres Vertrauens zur gemeinschaftlichen Beratung eines Planes, wie hier zu helfen sei, nach einer Stadt in der Mitte Deutschlands zu schicken.

b) Nun aber der Plan, der vorzulegen wäre. Es schweben mir darüber folgende Gedanken vor: 1. In jeder größeren katholischen Stadt Deutschlands errichtet, kauft, mietet ꝛc. der Bischof mit Beihilfe der dortigen Geistlichkeit ein Haus. 2. In diesem Hause wohnt ein Geistlicher, der für die Stadt die Angelegenheiten der Handwerksburschen des Vereins zu besorgen hat. Er muß suchen, die Verhältnisse der Handwerker in der Stadt, die guten Meister ꝛc. recht kennen zu lernen. Er richtet in dem Hause Lokale für Versammlungen, Lese-, Schreibzimmer ꝛc. ein, später vielleicht auch Lokale für Kranke, Arme ꝛc. 3. Die Existenz des Vereins wird von den Bischöfen bekannt gemacht. Ein Vater, der ihn benutzen will, meldet seinen Sohn dem Pfarrer. In einem Wanderbuch gibt der Pfarrer die Verhältnisse des jungen Menschen näher an. In demselben Buche unterschreibt der Vater gewisse Rechte über den Sohn, die er dem Verein überträgt, ebenso der Sohn gewisse Pflichten gegen den Verein. Das Buch wird vom Bischof beglaubigt. 4. Der Jüngling begibt sich nach seiner Wahl an einen

Ort, wo der Verein ein Haus besitzt, worüber jede Pfarre ein Verzeichnis besitzen muß. 5. Er meldet sich sofort beim Geistlichen des Hauses und hat dann an ihm einen Freund und Führer. 6. Der Geistliche bemerkt im Buche die Zeit seines Aufenthaltes, Betragen &c. 7. An den Orten, wo solche Häuser sind, werden zugleich Sodalitäten errichtet, deren Präses der Geistliche des Hauses ist, so daß er die ankommenden Jünglinge gleich in einen Verein braver Burschen einführen kann. Ich möchte nun gern, lieber Wilderich, Dein Urteil über diesen Plan hören, und wenn du im allgemeinen beistimmst, Dich bitten, mir einen Plan zu entwerfen, den ich den Bischöfen vorlegen könnte."

8. Arbeiterschutz.

Dampf und Elektrizität, diese neuentdeckten Zauberkräfte, riefen im Fluge die gewaltigsten Umwälzungen hervor. Deutschland schien über Nacht ein anderes Antlitz bekommen zu haben — aus einem friedlichen Agrarstaate war ein ruheloser Industriestaat geworden. Dörfer schwollen an zu Großstädten. Die aus erträglicher Grundhörigkeit zur Selbständigkeit gelangten Bauern strömten, von Geldsucht ergriffen, massenhaft in die allerorts aus dem Boden schießenden Fabriken und sanken da herab zu Leibeigenen des Kapitals, zu Sklaven der Maschine, nachdem die Schutzmauern der früheren Gesellschaftsklassen gefallen waren. Es bildete sich ein ganz neuer Stand, der Arbeiterstand, der zu einem recht-, macht- und schutzlosen „Proletariat" anwuchs.

Nach Kettelers Darlegungen wurde der „Aufsaugungsprozeß aller natürlichen Verbindungsgruppen zu einem gewissen Abschluß gebracht durch den Liberalismus unserer Tage. Er nennt sich ‚Nationalliberalismus'. Wir würden ihn ‚Geldliberalismus' oder auch ‚jüdischen Liberalismus' nennen,

da die Konzentration der ganzen Geldmacht der Welt in wenigen Händen nichts mehr fördert als diese Auflösung aller gesellschaftlichen Organisation der Bevölkerung eines Landes. Im Jahre 1863 stellte der Liberalismus seine letzten Forderungen, um reine Bahn zu machen: volle Freizügigkeit 2c. Selbst die letzten Verbindungen, die Heimatsgemeinde und die Familiengemeinde, sind, soweit sie vom Gesetze erreichbar sind, zerstört. . . . Der Staat hat jetzt ein Aussehen, wie es die Natur hätte, wenn man Bohnen, Klee, Weizen usw. zerstoßen und sie alle in einen einzigen Sack stecken würde. . . . Kein Stand aber hat durch diese Auflösung aller natürlichen Verbindungen mehr gelitten wie der Arbeiterstand. Kein Stand hat das mehr nötig, was die Verbindung dem Menschen seiner menschlichen Natur nach gewähren soll, nämlich Hilfe und Schutz. . . . Aus dem isolierten Zustande sind alle die materiellen Übelstände in der Lage des Arbeiterstandes hervorgegangen, die wir in der Gegenwart in wachsender Progression vor uns sehen. Daraus ist hervorgegangen das trostlose Gesetz, auf dem die Ernährung des größten Teiles des Volkes beruht, welches die Arbeit zur Ware macht, deren Preis sich durch Angebot und Nachfrage bestimmt. . . . Daher diese herumziehenden Volksmassen ohne Heimat und Heimatsliebe; daher dieser Zustand der Arbeiterfamilien, die bezüglich ihrer Existenzfähigkeit auf lauter täglich wechselnde Verhältnisse angewiesen sind; daher diese fast gänzliche Trost- und Hilflosigkeit in Zeiten der Verarmung und der Unglücksfälle; daher, als neueste Frucht der liberalen Gesetze, diese armen Menschen, die, verlockt durch dieselben, ihre Heimat verlassen, und dort, wo sie hinziehen, in ihren Hoffnungen getäuscht sind und nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren können; daraus auch die Gefahr, im Gefühle der eigenen Hilflosigkeit sich jeder Bewegung anzuschließen, die den Schein der Hilfe hat, und jedem Toren

oder Verführer in die Arme zu fallen. Das ist ein entsetzlicher, ein verzweiflungsvoller Zustand, durch Revolution und Liberalismus hervorgerufen."

Gottes Güte gab dem Manne, der so tief das Elend der Arbeiterbevölkerung erfaßte, eine Riesenportion von Herz, Geist, Energie und Einfluß, um dem mit rasender Geschwindigkeit dem Abgrunde zueilenden Staatswagen in die Speichen zu fallen und ihn aufzuhalten.

Die Lösung der Arbeiterfrage war Wilhelm Emanuels Hauptinteresse und trug ihm den Ehrentitel „Arbeiterbischof" ein. Mit ihr beschäftigt sich sein von Windthorst „bahnbrechend" genanntes, 1864 erschienenes Werk: „Die Arbeiterfrage und das Christentum." Einige Monate nach der Veröffentlichung zeigte der Kirchenfürst den begierigen Lesern die Quelle des Buches. „An den volkswirtschaftlichen Fragen nehme ich, soweit sie das Wohl unseres deutschen Arbeiterstandes betreffen, mit meiner ganzen Seele den innigsten Anteil, und was ich seit Jahren durch anhaltende Beobachtung dieser Verhältnisse in mir als tiefste Überzeugung festgestellt hatte, das habe ich in einigen freien Stunden des verflossenen Winters in der gedachten Schrift zusammengestellt."

In der reichhaltigen sozialpolitischen Bibliothek Wilhelm Emanuels fanden sich stets die neuesten Schriften über die Arbeiterfrage, sie bildeten auch seine Reiselektüre. Statt Geld hinterließ er ganze Stöße von Zeitungsausschnitten über Arbeiterverhältnisse u. dgl. aus den Organen der verschiedensten Richtungen, wie „Reichsbote", „Kreuzzeitung", „Sozialdemokrat", „Frankfurter Zeitung", „Deutscher Volksstaat", „Allgemeine Zeitung", „Deutsche landwirtschaftliche Zeitung" und auch ausländische Blätter.

Die stets steigende Arbeitslast, welche der Bischof sich auflud, und die Hitze des Kulturkampfes verhinderten die druckreife Ausarbeitung zahlreicher Abhandlungen über die

„Mittel, dem Arbeiterstande zu helfen“, „Die soziale Frage eine Magenfrage“, „Die schwarze und die rote Internationale“, „Direktes und allgemeines Wahlrecht“, „Die Zivilehe und ihre Folgen für den Arbeiterstand und die soziale Frage“ rc.

Um nicht mit undurchführbaren Projekten und Vorschlägen an die Öffentlichkeit zu treten, ersuchte Wilhelm Emanuel tüchtige Sozialpolitiker und einsichtige Arbeiterführer um ihr Urteil und ihre Mitarbeit. Freiherrn Friedrich v. Köth-Wanscheid bat er als „genauen Kenner“ und Helfer der bedrängten Stände, über verschiedene schwierige Punkte Auskunft zu geben und einen Anhang zu dem Buche über die Arbeiterfrage zu schreiben.

Der Arbeiterbischof scheute sich nicht, ein Gutachten von dem genialen Agitator der radikalen Arbeiterpartei, Ferdinand Lassalle, zu erbitten. Weil aber dieser Mann durch sittliche Verirrungen seinen guten Ruf eingebüßt hatte und ebenso religions- wie staatsfeindliche Grundsätze verfocht, hielt es der Kirchenfürst für angezeigt, ihm am 16. Januar 1864 anonym zu schreiben. „Ich wende mich an Sie mit der Bitte um Rat in der Arbeiterangelegenheit. Ich verstehe von dieser Frage nicht mehr, als ich mit dem gesunden Menschenverstand erfassen kann. Tiefere Einsicht fehlt mir, obwohl ich das, was die Tagespresse über diese wichtige Angelegenheit bringt, lese, um mir ein richtiges Urteil zu bilden. Ich glaube nicht, daß unbedingte Gewerbefreiheit für den Arbeiterstand zum Heile führt. Auch glaube ich, daß religiöse und moralische Kräfte mitwirken müssen, um dem Stande zu helfen. Dagegen bin ich mit Ihnen vollkommen darin einverstanden, daß alle Unternehmungen von Schulze-Delitzsch nur einen relativen Wert für den Zweck haben, dem Arbeiterstande zu helfen, und daß daher die Gründung von Produktiv-Assoziationen für die Arbeiter, wo ihnen erstens

der Arbeitslohn und zweitens ein Anteil vom Kapitalgewinn zufällt, das wahre Mittel ist, um die Lage des zahlreichen Standes materiell zu verbessern. Sie, verehrter Herr, wollen das Kapital für die Arbeiter hauptsächlich aufbringen durch Hilfe des Staates, und durch das Mittel der direkten Wahlen wollen Sie diese Beihilfe erlangen. Ich bin bei diesem Modus nicht ganz unbedenklich. Jedenfalls scheint es mir aber gewiß zu sein, daß wenn auf anderem Wege Kapitalien für diesen Zweck gewonnen werden können, auf diese Weise die Verwirklichung Ihres Gedankens nicht ausgeschlossen werden soll. Ich könnte für diesen Zweck etwa 50 000 Gulden zur Disposition stellen. Ich möchte den Versuch auf die Grenzen eines kleinen Staates in Mitteldeutschland, in dem ich wohne, beschränken.

„Mein Gedanke wäre der: Ich wünsche fünf verschiedene Assoziationen zu gründen, eine Assoziation für die Zigarrenfabrikanten dieses Landes, eine für alle Handarbeiterinnen, eine für die eigentlichen Tagelöhner und zwei für die weitverbreitetsten Fabrikgeschäfte in diesem Lande. . . . Ich erlaube mir nun die Frage: Halten Sie erstens diesen Plan überhaupt für durchführbar? Zweitens, wären Sie geneigt, mir für eine solche Assoziation ein Projekt auszuarbeiten? Es ist mir zweifelhaft, ob man diese fünf Assoziationen unter einer Zentralleitung vereinigen könnte oder sie selbständig einrichten müßte. Drittens, wenn Sie nicht geneigt wären, ein solches Projekt mir zuzustellen, könnten Sie mir dann vielleicht eine Persönlichkeit nennen, die gegen ein entsprechendes Honorar besondere Befähigung und Muße dazu hätte? Ich schicke Ihnen diesen Brief anonym und denke, daß Ihr warmes Herz für den Arbeiterstand Sie nicht abhalten wird, deshalb die Antwort zu verweigern. Eine Nebenabsicht kann ich ja doch unmöglich haben, und wenn meine Sache redlich ist, habe ich, wie mir scheint, schon einen gewissen Rechtsanspruch

auf Ihren Rat. Die Stellung, die ich im Leben einnehme, macht es mir fast unmöglich, meinen Namen zu nennen. Ich bitte daher, mir Ihre Antwort unter dem Zeichen M Z 35 nach Frankfurt poste restante zu schicken."

Lassalle antwortete aus Berlin am 21. Januar 1864: „Ich bin ganz der Ansicht, daß die Gewerbefreiheit die Verarmung und das Proletariat erzeugt hat. . . . Auch Ihre Äußerung, daß ‚religiöse und moralische Kräfte' mitwirken müssen, unterschreibe ich mit Umänderung dieser Worte in den Ausdruck ‚sittliche Kräfte' vollkommen und von Herzen. Auf Ihren Wunsch aber einzugehen, solange ich Ihren Namen nicht kenne, muß mir, wie Sie bei näherer Erwägung selbst finden werden, schlechthin unmöglich sein. Meine Lage verpflichtet mich durchaus zu höchster Vorsicht. Umgekehrt ist Ihre Absicht so wohlwollend, daß dieselbe, welche Stellung Sie auch einnehmen möchten, immer nur zu Ihrer Ehre gereichen könnte. Und überdies können Sie meiner vollen Verschwiegenheit sicher sein."

Der Arbeiterbischof zog es vor, einen andern in der schwebenden Frage erfahrenen Sozialpolitiker, Viktor Huber, um seinen Rat anzugehen. Weil derselbe aber nach religionsloser Erziehung von seiten seiner in gemischter Ehe lebenden Eltern als Mann öffentlich zum Protestantismus übergetreten war, schrieb ihm am 24. Januar 1864 in Kettelers Auftrag Domkapitular Dr Moufang „für einen Freund". Die herzliche und ausführliche Antwort ist datiert vom 29. Januar. „Ihr geehrtes Schreiben war mir in doppelter Hinsicht eine große Freude um der Sache willen, der ich mehr und mehr meine Zeit, Mittel und Kräfte zu widmen mich geführt finde. Zunächst schon an sich als Regung und Lebenszeichen in der rechten Direktion, dann noch besonders als eine Stimme des Verständnisses und der Gemeinschaft in einer so wichtigen Sache gerade von der Seite und aus dem Gebiet, worin

ich schon lange einen besondern Beruf und Befähigung zu einer fruchtbaren Wirksamkeit derart erkannt habe — wenn nur die Hand erst einmal an den Pflug gelegt ist. Ich meine die katholische Seite des deutschen Nationallebens, welche, zumal durch die gottlob noch nicht ganz verlorene oder teilweise wiederhergestellte Autorität ihrer Kirche und Geistlichkeit und deren Stellung und Einfluß auf das Volk, gar manche Vorteile hat, die auf unserer (evangelischen) Seite lange nicht in dem Maße vorhanden sind. Es versteht sich danach von selbst, daß ich es als eine mit Freuden zu erfüllende Pflicht ansehe, Ihrem und dem Wunsche Ihres Freundes, soweit ich es irgend vermag, in Orientierung und Rat zur Ausführung so löblicher Vorsätze nachzukommen."

Dem auch mit der katholischen Literatur vertrauten Sozialpolitiker konnte es nicht schwer fallen, den „Freund" des Domkapitulars herauszufinden. Am 16. Juni 1868 trat Huber mit dem Arbeiterbischof in direkten Briefwechsel: „Schon seit Jahren hege ich große Verehrung für Ew. Bischöflichen Gnaden wie in jeder Hinsicht, so auch insbesondere wegen Ihrer kräftigen und würdigsten Vertretung der Interessen des armen Volkes. Wenngleich in mancher Hinsicht mit abweichenden Ansichten und auf verschiedenen Wegen, deren Ausgleichung mir aber keineswegs unmöglich scheint, darf ich mich doch als Ew. Gnaden Mitarbeiter auf demselben Felde ansehen, wo die Entscheidungen der Zukunft hauptsächlich liegen. Daß ich aber gerade der Kirche, als deren würdigen Fürsten und Diener ich Ew. Gnaden darum nicht weniger verehre, weil ich einer andern Kirche angehöre — daß ich der katholischen Kirche einen ganz eminenten Beruf zu solcher Rettungs-Schöpfungsarbeit zuschreibe, habe ich schon mehrfach öffentlich und namentlich auch in katholischen Organen der Presse erklärt."

Ein glänzendes Zeugnis dafür ist Kettelers Werk „Die Arbeiterfrage und das Christentum", die reife Frucht langjährigen Nachdenkens und Nachfragens.

9. Wellenschlag eines Buches.

Katholiken und Protestanten, Fachgelehrte und erfahrene Arbeiter wetteiferten im Lobe des Werkes über die „Arbeiterfrage". Dr Mischler, Professor der Nationalökonomie in Prag, bezeichnete es am 27. Mai 1864 in einem Briefe an den sozialen Bischof als „hochwichtig, weil ein so bedeutender Zeuge strengkirchlicher Auffassung die Beleuchtung der materiellen Interessen vom Standpunkte der heiligen Kirche für einen Gegenstand der Forschung und der gemeinverständlichen Darstellung erkennt und ein nachahmungswürdiges Beispiel gibt für Priester und katholische Laien".

Der Vorstand des rheinischen Provinzialvorortes des „Deutschen Handwerkerbundes" sandte ein begeistertes Dankschreiben, der Bundesvorort Hamburg eine Anerkennungsadresse.

Ein protestantischer Tüncher aus Berlin nahm sich das Herz, an den hohen katholischen Kirchenfürsten am 10. Juni 1864 zu schreiben: „Ew. Eminenz herrliche Schrift, welche mir ein Gleichgesinnter leider nur zu kurze Zeit gelassen, hat mich wahrhaft erquickt, und ich werde ebensowenig ermangeln, ihr meine fernere allergrößte Aufmerksamkeit zu widmen, als daraus Winke und Fingerzeige und sicher auch reichliche Belehrungen für mich und meine Bestrebungen zu entnehmen."

Gar zutraulich plaudert ein protestantischer, weitblickender Maschinenarbeiter aus Breslau in einem Brief vom 31. Juli 1864: „Meine heutige Sonntagsarbeit bestand darin, Ihre ‚Arbeiterfrage und das Christentum' zu lesen, und ich will

sie damit beschließen, Ihnen zu antworten auf einige Fragen, die Sie stellen. Das Unheil, das unter uns immer weiter ausgebildet wird, entsteht aus der Auflösung. . . . Es ist das heidnische Verhältnis, in dem wir leben, und darum muß es mit uns wie mit allen heidnischen Völkern gehen: wir erfüllen den Zweck nicht, zu dem uns Gott geschaffen hat, darum müssen wir untergehen. . . . Kann ich Sie auf dieser Erde auch nicht sehen, so will ich Sie in der nächsten Welt aufsuchen und Ihnen danken, daß Sie Menschenfreund sind."

Einen katholischen Seilermeister ermutigte das Buch, dem edlen „Menschenfreund" am 21. Juli auf acht dichtbeschriebenen Folioseiten seine zwanzigjährige Leidensgeschichte zu erzählen. „Der Freimut, mit dem Sie trotz Ihrer hohen Stellung im Interesse des größten Teiles der unterdrückten Menschheit einer verkehrten Welt gegenüber auftreten, ist mir Bürge für Ihr echt christliches Bestreben, dem Arbeiterstande nach Kräften zu raten und zu helfen."

Auch die radikalen Anhänger Lassalles vergaßen einen Augenblick auf ihren Priesterhaß. Bei einem Parteifeste in Ronsdorf am 23. Mai 1864 las nach dem Berichte eines Ohrenzeugen „Lassalle verschiedene Stellen aus Kettelers Schrift vor . . ., er war dabei ganz in Ekstase. Das Publikum zollte anhaltenden Beifall. Eine Stimme rief sogar: der Bischof von Mainz lebe hoch!"

Die größte Freude bereitete dem Verfasser des Werkes die Wahrnehmung, daß seine Gedanken und Vorschläge die ganze Arbeiterschutzbewegung wirklich in Fluß gebracht hatten. Das „Mainzer Journal" täuschte sich nicht, als es am 19. Juni 1864 erklärte:

„Tausende und Abertausende haben sich durch die Lektüre des so eminent klaren und geistvollen Werkes über eine der wichtigsten Zeitfragen orientiert; und wir zweifeln keinen

Augenblick, daß nicht wenige, namentlich im Seelsorgsklerus, im Beamtenstand und im Stande der Industriellen, durch das Studium angeregt worden sind, noch mehr als bisher in dem ihnen angewiesenen Kreise und mit den ihnen verliehenen Mitteln an der Hebung und Besserung der materiellen Lage des Arbeiterstandes freudig zu arbeiten."

Die Geistlichen gründeten an vielen Orten katholische Arbeitervereine. Die deutschen Katholikentage beschäftigten sich von nun an alljährlich in den glanzvollen Hauptversammlungen und in eigenen Sektionssitzungen mit der Arbeiterfrage. Freilich hatte schon der fünfzehnte Katholikentag zu Frankfurt a. M. unter dem Präsidium des Freiherrn Wilderich v. Ketteler dem gleich anfangs eingebrachten Antrag entsprochen, „die Generalversammlung wolle in Beratung ziehen, was katholischerseits geschehen könne und solle, um die soziale Stellung des Handwerker- und Arbeiterstandes zu bessern und die Angehörigen desselben vor Teilnahme an Bestrebungen zu bewahren, die in Wirklichkeit nicht auf Hebung ihrer geistigen und materiellen Wohlfahrt hinauslaufen".

„An drei Nachmittagen wurde die soziale Frage sehr aufmerksam und sehr eifrig besprochen": der spätere Kardinalerzbischof Gruscha behandelte den Gesellenverein, Freiherr v. Schorlemer-Alst die Rettung der verwahrlosten Kinder, Dr Bosen die Arbeiterfrage, Gewerberatssekretär Schüren die Handwerkerkorporationen, Kapuzinerpater Theodosius das Fabrikwesen.

Allgemeine Zustimmung fand der Antrag des Mainzer Domkapitulars Dr Heinrich: „Die katholische Generalversammlung . . . empfiehlt den Katholiken dringend, sich mit dem Studium der großen sozialen Zeitfrage zu beschäftigen, welche sicherlich nur im Lichte und durch den Geist des Christentums einer . . . entsprechenden Lösung entgegengeführt

werden kann.“ Dieser Antrag war wie eine Ankündigung des dreiviertel Jahr später erscheinenden Kettelerschen Buches, und dieses bewirkte nun wieder, daß einige Monate danach auf dem sechzehnten Katholikentag zu Würzburg vom 11. bis 15. September 1864 die Arbeiterfrage die Hauptrolle spielte.

Dieses Lieblingsthema des Bischofs durchsäuerte auch seine Kanzelreden. Die gehässige „Hessische Landeszeitung“ kündigte am 5. Juni 1864 für den 10. Juni die Festpredigt Kettelers zum Feste des hl. Bardo in Vilbel mit den Worten an: „Auf die Predigt des Bischofs ist man gespannt; die unvermeidliche Arbeiterfrage wird wohl zur Sprache kommen.“

Es war nicht Kettelers Art, sich durch Spott und Verleumdung einschüchtern zu lassen. Die „Polemisch-literarischen Spitzkugeln“, so lautete eine im Mai 1864 erschienene Broschüre des Predigers der „deutsch-katholischen“ Gemeinde in Mainz, prallten an Wilhelm Emanuel wirkungslos ab. Das in Umsturzprojekten starke Organ „Der Sozialdemokrat“ konnte wohlfeil spötteln über die „kleinen Mittel“, mit denen der Arbeiterbischof „große Erfolge“ zu erzielen glaube. Die Behauptung des Mainzer Blattes „Gemütlichkeit“, Kettelers Werk „reize ganze namhafte Bevölkerungsklassen zu Haß und Verachtung auf“, durfte ungerügt gelassen werden, solange nur „gemütliche“ Bierphilister dazu nickten. Als aber im deutschen Reichstag am 23. November 1871 der leidenschaftlichste Redner der damaligen Nationalliberalen, der abgefallene Bürgermeister von Augsburg, Fischer, den Vorwurf erhob, in dem Bischofsbuch über die Arbeiterfrage sei „eine gewisse Beziehung zwischen der klerikalen Bewegung und der Spekulation auf die Aufreizung der Massen zu erblicken“, da sah sich der Kirchenfürst genötigt, in einem offenen Schreiben an den Abgeordneten Fischer zu erklären:

„Daß ein warmes Interesse für den Arbeiterstand vor dem deutschen Reichstag als ‚eine Spekulation auf die Aufreizung der Massen‘ denunziert werden kann, ist für eine gewisse Partei sehr bezeichnend. Ich bin Christ und Priester und habe in dieser doppelten Eigenschaft ein doppeltes Recht, mich nicht teilnahmslos der Lage der arbeitenden Klassen gegenüber zu verhalten. Ich muß deshalb diesen Versuch, meine Teilnahme für das Volk als ‚eine Spekulation auf die Aufreizung der Massen‘ zu deuten, mit Entrüstung als eine ungerechtfertigte Verdächtigung zurückweisen."

Weil der Arbeiterbischof die revolutionäre Verhetzung des Volkes in tiefster Seele verabscheute, deshalb war er so eifrig bemüht, sie fernzuhalten von der Gewerkschaftsidee, die zwar erst im Keimen begriffen war, aber von dem weitausschauenden Kirchenfürsten längst in ihrer ganzen Bedeutung und Notwendigkeit vorausgesehen wurde. Im Entwurfe zu einer unvollendeten Schrift über moderne Arbeiterbestrebungen schreibt er:

„Eine bleibende, in den Gewerkschaften liegende Wahrheit ist es, daß eine Organisation des Arbeiterstandes sich an die Verschiedenheit der Beschäftigungen anschließen muß. . . . Jeder Arbeiter wäre zu verpflichten, sich einem Gewerke anzuschließen, das in seine Arbeit eingreift. Über diese Gewerkschaften an Ort und Stelle müßten dann nach demselben Vorbild auch Kreisgewerkschaften gestellt werden. In den Einzelverbänden stehen die Gewerke allein, in den Kreisverbänden alle zusammen. Eine Gefahr ist hierbei nur, daß diese großen Verbände Werkzeuge revolutionärer Bewegungen werden könnten. Wenn aber ihre Leiter auf den Kreis beschränkt wären und jede Politik verboten wäre, so würde dies nicht eintreten."

Haupterbe der großartigen Ideen, Pläne und Vorschläge Kettelers zur Hebung aller arbeitenden Stände wurde sein

Neffe, Ferdinand Graf Galen; dieser edle Volksfreund und tieffromme Katholik legte sie als Entwurf zu einem Arbeiterschutzgesetze 1877, am Feste des hl. Joseph, des großen Patrons der Arbeit, vier Monate vor Kettelers Tode, dem deutschen Reichstag vor. Unter Spott und Hohn wurde der „Antrag Galen" von den damals herrschenden Nationalliberalen abgelehnt, aber Graf Galen und mit ihm das ganze Zentrum ließen den gesunden, christlichen Reformplan nicht fallen. Den katholischen Reichstagsabgeordneten bleibt der unvergängliche Ruhm, am 15. Juni 1883 dem Arbeiterschutzgesetze zum Siege verholfen zu haben.

Der Vater des ganzen sozialen Programmes, der Arbeiterbischof Freiherr v. Ketteler, hat für den legalen Befreiungskampf der „Arbeitssklaven" die Kriegspläne entworfen, die Truppen geschult und entflammt und „von hoher Warte aus" die ersten Gefechte geleitet; aber lange bevor die Entscheidungsschlachten fielen, hatte der unbarmherzige Tod dem streitbaren Bischof den Marschallstab entrissen. Indes gebührt im Geisterkampf dem Schöpfer und Bahnbrecher durchschlagender Ideen die erste Siegespalme.

10. Von Babylon nach Jerusalem.

Unter den vielen geistig und gesellschaftlich hochstehenden Persönlichkeiten, welchen Freiherr v. Ketteler während seines Lebens den Weg zur wahren Kirche Christi wies, nimmt die gefeierte Dichterin und Romanschriftstellerin Ida Gräfin Hahn-Hahn, nach Aussage der „Allgemeinen Zeitung": „der Löwe so vieler Kreise", nach dem Urteil der „Historisch-politischen Blätter": „die gelesenste Vertreterin der Salonpoesie", eine besonders bedeutsame Stelle ein als fähigste und tätigste Förderin der sozial-caritativen Werke des Arbeiterbischofs.

Die „sehr geistreiche Darstellung der Gründe, warum sie in die katholische Kirche eintreten wolle und müsse", sandte die Gräfin zu Ende des Jahres 1849 an Fürstbischof Freiherrn v. Diepenbrock und ersuchte ihn, ihr dabei behilflich zu sein. Weil sie aber den Brief nach Berlin adressiert hatte und von einer mit ihm gepflogenen Unterredung sprach, vermutete der Kirchenfürst eine Personenverwechslung und schickte deshalb das Schreiben an Propst Ketteler mit der Bitte, „die Sorge für ihre Seele zu übernehmen"; er setzte ihn zugleich in Kenntnis von dem Inhalte der Bußepistel, welche er mit dem Freimut und Schwung eines Isaias an das vergötterte Weltkind gerichtet hatte:

„Ich habe ihr einen furchtbar ernsten Brief geschrieben, ihr die ganze Wahrheit ungeschminkt gesagt: daß es mit bloßen ästhetischen, katholisierenden Ansichten nicht getan sei, daß man sein ganzes liebes Ich daransetzen müsse, um ein lebendiges Glied der Kirche zu werden, daß insbesondere *sie* nach ihrem ganzen bisherigen Lebensgange nur in Sack und Asche als Büßerin vor den Pforten der Kirche erscheinen müsse, daß sie in dem engen Felseneingange die Schlangenhaut, darin sie bisher irisfarbig geschillert und womit der Teufel der poetisch-pantheistischen Weltverführung auch ihre Seele umstrickt habe, — abstreifen müsse. Wenn sie so komme, dann werde sie Heil und Gnade finden wie jener demütige Zöllner: denn eine Zöllnerin sei auch sie bisher gewesen, kauernd und lauernd auf allen Wegen und Stegen der Welt, um von allem, was vorüberging, den Tribut einzunehmen für ihre Eitelkeit und Selbstsucht. Dieser Götze müsse gestürzt, verbrannt werden; nur in solcher Feuerglut erscheine ihr die Herrlichkeit des Herrn und sein Heil rc.

„Ich war gespannt auf den Eindruck dieses furchtbar ernsten Briefes bei einem so verhätschelten, geschmeichelten

weiblichen Wesen. Und siehe da — Gott hat meine Worte gesegnet; sie hat dieselben mit der größten Demut, mit dem Geständnisse, daß dies die allein würdige Sprache sei, aufgenommen. ‚Ich las Ihren Brief unter tausend brennenden Tränen und auf meinen Knien; ich sagte mir sofort: es ist ganz richtig, so sündhaft bist du — eine Zöllnerin oder, wie ich lieber sage, eine Sünderin, die um Gottes Gnade fleht.‘ — Sie bittet mich dringend, da sie Mitte Februar nach Berlin gehe, ihr die Möglichkeit zu verschaffen, dort mit Ihnen bekannt zu werden und ihr Seelenheil mit Ihnen zu beraten. Ich habe ihr dies versprochen, ja, daß ich Ihnen ihre Seele als ein teures Kleinod empfehlen wolle, denn das sei sie mir geworden durch diese wunderbare Fügung Gottes. . . . Ich bitte Sie nun, derselben Ihre liebevolle Teilnahme und priesterliche Sorgfalt zuwenden zu wollen: handelt es sich ja um die Rettung einer Seele und einer wahrlich sehr begabten Seele, voll der schönsten Anlagen, die, wenn gründlich bekehrt, in weiten Kreisen vieles Gute wirken kann und wirken muß, um das Schlimme wieder gutzumachen, das sie durch manche ihrer Schriften angerichtet hat; auch hierüber habe ich ihr offen die Wahrheit gesagt.“

Freiherr v. Ketteler schrieb der Gräfin:

„Da jede Seele für mich den Wert des Blutes Christi hat, so können Sie versichert sein, daß ich aus ganzem Herzen bereit bin, Ihren Wünschen zu entsprechen, soweit ich es mit Gottes Gnade vermag.“

Der den Menschen nur nach übernatürlichen Gesichtspunkten bewertende Seelenhirt ahnte nicht, welch tiefen Eindruck die ihm so selbstverständliche und geläufige Idee von der Kostbarkeit der Seele auf die in oberflächlichster Weltauffassung erzogene Gräfin machte. Sie teilte ihre Stimmung dem Fürstbischof mit:

„Wahrhaftig gerührt bin ich durch die tiefe Teilnahme aller Katholischen, auch wenn sie mich nie gekannt haben. Sonst haben sich wohl manche für mich interessiert wegen meines Talentes — das war mir immer gleichgültig; einige wohl auch wegen meines Charakters — das war mir lieber; aber wegen meiner unsterblichen Seele — das war mir neu, und auch diese Freude verdanke ich der geliebten Kirche."

Eines langen Konvertitenunterrichtes bedurfte es nicht, da die „außerordentlich gescheite" und selbständige Gräfin in tiefem Selbststudium bereits vollständig bis zum Kerne des katholischen Lehrsystems vorgedrungen war. Kettelers geistvoller Nachfolger auf dem Mainzer Bischofsstuhle, Dr Haffner, bemerkt in seinem Lebensbilde derselben: „Ketteler war nicht wenig überrascht, in der von der Herrlichkeit und dem Kultus der modernen Welt umgebenen Dame eine so fest begründete Überzeugung von der katholischen Wahrheit zu finden. In den wenigen Konferenzen, welche er ihr gewährte, war es, so erzählte er später selbst, sein einziges Bemühen, die göttliche Einsetzung der Lehrautorität der Kirche klarzustellen. Die Gräfin erfaßte dieses Prinzip mit so großer Energie, daß sie erwiderte: ‚Nun bedarf ich keiner andern Erklärung; sagen Sie mir nur, was die Lehre der Kirche ist; ich glaube, was die Kirche glaubt."

Ihre Aufnahme in die Mutterkirche schildert Gräfin Hahn-Hahn in einem Brief an eine Freundin. „Am Dienstag dem 26. März 1850 geschah hier (in Berlin) vor dem Hochaltar der Hedwigskirche feierlich und öffentlich der glückselige Rücktritt. Als mein verehrter Beichtvater, der Propst Baron Ketteler, nachdem ich den Eid auf das Evangelium abgelegt hatte, das Te Deum betete, mich von der Exkommunikation lossprach, mir die Benediktion erteilte und mich entließ mit den Worten: ‚Gehe hin in Frieden!' da war mir, als müsse

meine Seele mit dem nächsten natürlichen Schritt in den Himmel hinaufsteigen — so selig war ich. Das Osterfest feierte ich als Kind des Hauses, nicht als Fremdling der Kirche."

In ihrer geistvollen Konversionsschrift: „Von Babylon nach Jerusalem", vergleicht sich Gräfin Hahn mit einer „Bettlerin, die plötzlich Königin geworden ist". Über ihre früheren „geistreich-frivolen" Romane sprach sie selbst öffentlich das Verdammungsurteil und protestierte, als ihr seitheriger Verleger Duncker in Leipzig 1851 eine Gesamtausgabe ihrer einundzwanzig Romanbände veranstalten wollte.

Nach der Erhebung des Freiherrn v. Ketteler zum Bischof siedelte die Gräfin nach Mainz über und bezog in dem von ihr gegründeten Kloster „zum guten Hirten" ein Zimmerchen, das „groß genug war, um einen Tisch, Stuhl und Bett zu fassen". Von nun an war sie Kettelers unermüdlichste und opferwilligste Helferin in allen caritativen und sozialen Unternehmungen und entfaltete zugleich als Hagiographin und Romanschriftstellerin eine ungemein fruchtbare und segensreiche Tätigkeit. Kein Jahr verstrich ohne ein bedeutsames Werk ihrer vorzüglichen Feder; mit ihren glänzenden Honoraren unterstützte sie alle Schöpfungen des Bischofs Ketteler in großherzigster Weise.

Wie schon aus dem Gesagten ersichtlich ist, glich sie in vielfacher Hinsicht ihrem verehrten bischöflichen Vorbild und Seelenführer. Fürstbischof Diepenbrock bezeichnet sie als „sehr besonnen, ernst und entschieden und außerordentlich gescheit und geistreich". Der sprühende Guido Görres schreibt in den „Historisch-politischen Blättern", „sie nähre in ihrer Brust mehr Tapferkeit und Ehrenfestigkeit als die meisten weibischen Männer aller Farben".

„Von Natur sehr reizbaren und heftigen Temperamentes, ertrug sie doch ihre vielen, oft schmerzlichen Leiden mit großer Geduld und Ergebung in den heiligen Willen Gottes."

Wie Bischof Ketteler schenkte sich Gräfin Hahn-Hahn ganz weg an die Armen. Zu einer befreundeten Dame sagte sie einmal: „Nun habe ich über nichts mehr zu verfügen; wenn ich vor dem 1. Juli sterbe, muß mein Bruder für mein Grab sorgen.“ Kurz vor ihrem am 12. Januar 1880 erfolgten Tode frug die Oberin des Klosters zum guten Hirten, was sie der Herzogin von Braganza, die sich nach der Kranken erkundigt hatte, schreiben solle; die Sterbende erwiderte:

„Nun, schreiben Sie ihr, ich sei am Leibe voll Elend, an der Seele voll Freude.“

Zwölfter Abschnitt.
Vatikanisches Konzil.

1. Päpstliche Unfehlbarkeit.

„Los von Rom! so ruft die Welt, wir aber richten unsere Blicke nach Rom und rufen immer herzlicher und inniger: Verbunden mit Rom! Und je mehr die Welt auseinandergeht und zerfällt, desto beruhigender und beglückender ist der Gedanke, daß wir einen Einheitspunkt im Primat besitzen." Mit diesen kernigen Worten lenkte Freiherr v. Ketteler bei seinem glänzenden Bischofsjubiläum 1875 die Gemüter der zum Festmahl im „Frankfurter Hof" Vereinigten von seiner Person ab, welche soeben der in der Hauskapelle des Bischofs zum katholischen Glauben übergetretene Sozialpolitiker Fürst Karl zu Isenburg-Birstein in einem Trinkspruch gefeiert hatte. Man sollte nicht glauben, daß in diesem Augenblick immer noch die Ansicht kolportiert werden konnte, Bischof Ketteler habe sich dem 1870 erklärten Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit nie mit ganzer Seele unterworfen. In Wirklichkeit hat er auch vor der Dogmatisierung durch das Vatikanische Konzil stets fest daran geglaubt und diese Überzeugung bei jeder Gelegenheit kundgegeben. In den Predigten, die er im Advent 1868 zur Orientierung über das bevorstehende Konzil hielt, und in der aus denselben herausgeschälten Schrift über die „Bedeutung des allgemeinen Konzils für unsere Zeit" erklärte er:

„Die allgemeinste Ansicht fast aller Katholiken ist es, daß, wenn der Papst über Glaubenssachen für die ganze

Kirche eine feierliche Entscheidung gibt, dieselbe nicht irrig sein könne. Dieser Ansicht schließen wir uns entschieden an."

Sobald die Kunde die Welt durchlief, daß auf der von Papst Pius IX. einberufenen allgemeinen Kirchenversammlung voraussichtlich die päpstliche Unfehlbarkeit zur Verhandlung kommen werde, erhob sich ein orkanartiger Sturm von seiten des Protestantismus und einer protestantisch gesinnten Clique katholischer Professoren. Die Seele der ganzen Opposition war der bekannte Münchener Kirchenhistoriker v. Döllinger, der in den fünfziger Jahren das Papsttum in klassischen Schriften verteidigt und verherrlicht hatte, aber sich seit Anfang der sechziger Jahre aus „kindischem Hochmut" und verletztem Ehrgeiz immer tiefer und leidenschaftlicher in die Idee verrannte, nicht der Papst und die Bischöfe, sondern die von den Gelehrten inspirierte Volksanschauung oder öffentliche Meinung sei die höchste Richtschnur und Instanz aller Glaubensfragen. Sein berüchtigtes Papstpamphlet „Janus" und seine Artikel in der kirchenfeindlichen „Allgemeinen Zeitung" wurden das Arsenal, dem alle Gegner des Papsttums lange Zeit ihre Waffen entnahmen.

Ganz befangen in Döllingers Wahnvorstellung von der Staatsgefährlichkeit eines unfehlbaren Papstes, forderte am 9. April 1869 der bayrische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe in einer Zirkulardepesche sämtliche europäische Regierungen zur energischen Stellungnahme gegen das drohende Dogma auf. Döllingers Geist beseelte die ungeziemende „Laienadresse", welche am 18. Mai 1869 von Koblenz aus an den Bischof von Trier gerichtet wurde. Selbst vorzügliche katholische Männer ließen sich durch Döllinger blenden, nahmen an dem bekannten Berliner „Laienkonzil" vom 17. Juni 1869 teil und baten in einem vertraulichen Schreiben ihre Bischöfe, das Verhängnis des „neuen Dogmas" zu verhüten.

Kettelers höchst zeitgemäße Schrift über das bevorstehende Konzil befreite viele von der Zwangsidee, die Freiheit des Geistes sei in Gefahr; er wies schlagend nach, daß Christus seiner Kirche ein unfehlbares Lehramt gegeben und damit die Tyrannei des Irrtums gestürzt habe, welche der sich selbst überlassene Menschengeist nicht zu sprengen vermochte.

Zwischen die ausgesprochenen Feinde und Freunde der päpstlichen Unfehlbarkeit schob sich die namentlich in Deutschland und Österreich stark vertretene Gruppe der sog. „Inopportunisten", d. h. derer, welche an diese katholische Lehre zwar glaubten, aber ihre Dogmatisierung für unzeitgemäß, „inopportun" hielten.

Der feurigste, extremste Verfechter der Inopportunität, Dupanloup, Bischof von Orleans, verfaßte die anonym veröffentlichte Broschüre: „Ist es zeitgemäß, die Unfehlbarkeit des Papstes zu definieren? Den hochwürdigsten Erzbischöfen und Bischöfen ehrfurchtsvoll gewidmet." Das französische Original wurde ins Spanische, Englische und Italienische übersetzt und überallhin, auch in die Vereinigten Staaten und die englischen Kolonien, an die Bischöfe gesandt.

Die am 1. September 1869 in Fulda eröffnete Bischofskonferenz mußte zu der brennenden Frage Stellung nehmen. Gleich in der ersten Sitzung legte Wilhelm Emanuel seinen Standpunkt dar. Der übelberatene und übelwollende Lord Acton erzählt bei Besprechung dieser Konferenz einmal wahrheitsgetreu: „Der Bischof von Mainz las eine kleine, von einem Professor verfaßte Denkschrift vor, welche die Anregung der Unfehlbarkeitsfrage als unklug widerriet, aber gleichzeitig bekannte er seinen eigenen Glauben an das Dogma."

Nach gründlicher Debatte wurde Bischof Hefele von Rottenburg beauftragt, die Opportunitätsfrage in eingehendem Referat zu beleuchten; er tat es am Nachmittag des 2. September und gelangte zu dem Ergebnis: „Da im Volksbewußtsein das Ver-

ständnis und die Würdigung dieser ohnehin schwierig zu formulierenden Definierung noch nicht allgemein zu wurzeln scheine, da notorisch die sog. gebildeten Katholiken sich in eine unleugbar aufgeregte und mißtrauische Stimmung versetzt fühlen, und da voraussichtlich die Sündflut der Verdächtigungen gegen die Kirche sowie das Mißtrauen der Regierungen gegen die katholische Kirche durch die etwaige Definierung dieses Dogmas sich noch mehren werde, so erscheine es angemessen, hierauf Rücksicht zu nehmen und die Opportunität nicht anzuerkennen."

Diese Auffassung siegte, und die Bischöfe beschlossen, „in einer Eingabe an Seine Heiligkeit die erörterten Bedenken gegen die Opportunität der fraglichen Definierung, soweit sie für das katholische Deutschland in Betracht zu ziehen sei, zur weiteren Erwägung und Prüfung zu bringen". Bereits am 4. September wurde die Eingabe, die Wilhelm Emanuel an fünfter Stelle unterschrieben hatte, als dringlich expediert. Als „systematische Unredlichkeit" brandmarkte Bischof Ketteler die Behauptung der „Allgemeinen Zeitung": Zwei Kirchenfürsten (Ketteler und Melchers) hätten eine gemeinsame Erklärung wider Döllinger beantragt, dagegen seien die Bischöfe von Rottenburg, Trier, Breslau usw. entschieden aufgetreten und hätten Döllinger in Schutz genommen, der, „abgesehen von einzelnen Beweisen, im Wesen die Ansicht der meisten deutschen Bischöfe vertrete"; mit entschiedener Lossagung vom Standpunkte bloßer Inopportunität sei dann der Glaube an die Unfehlbarkeit als gegen die Lehre der Kirche verstoßend bezeichnet worden. Bischof Ketteler zeigte die Verlogenheit dieses Berichtes an Hand der offiziellen Aktenstücke.

Ohne Besorgnis, ja mit froher Zuversicht sah Wilhelm Emanuel dem Konzil entgegen. Er suchte auch seine Diözesanen in dieser Gesinnung zu befestigen. Im Abschiedshirtenbrief vom 12. November 1869 entwickelte er den trost-

reichen katholischen Standpunkt. „Nicht die Wissenschaft, die Weisheit, die Lebenserfahrung der vielen hundert Bischöfe ist der Grund unserer Zuversicht, sondern die volle Gewißheit, daß wenn sie alle menschlichen, natürlichen Mittel, um das Wahre und Rechte zu finden, durch die ‚sorgfältigste Prüfung', durch die ‚angestrengteste Mühe' erschöpft haben, dann die ewige Weisheit in übernatürlicher Weise ihre Beschlüsse auf das hinleiten wird, was sie in ihren ewigen Ratschlüssen als das für das Menschengeschlecht Gute und Heilsame erkennt. Damit seht ihr aber auch wiederum, wie überaus nichtig und armselig alle jene Befürchtungen sind, welche jetzt öffentliche Blätter und gelehrte und ungelehrte Leute über das Konzil aussprechen. Sie kommen teils vom Unglauben . . . teils von Schwachgläubigen, die in dem Maße schwach sind im Glauben an die Kraft Gottes in der Kirche, als sie stark sind im Vertrauen auf ihre eigene Einsicht, die doch wie alle menschliche Einsicht so beschränkt und hinfällig ist.

„Wenn das kommende Konzil über Glaubenswahrheiten eine Entscheidung geben wird, so könnt ihr versichert sein, daß es dazu durch die Zeitverhältnisse, zur Reinerhaltung der Lehre Jesu hingedrängt worden ist, und daß vor allem in dieser Entscheidung das Haupt und die Glieder des apostolischen Lehrkörpers, der Papst und die Bischöfe, in unauflöslicher Einheit . . . übereinstimmen. . . . Darum haben wir alle Ursache, mit Zuversicht, mit Vertrauen, mit großer geistiger Freude der Versammlung entgegenzugehen. . . . Das Konzil wird überaus reiche, überaus glückliche Früchte für die Zukunft der Welt tragen."

Der herrliche Hirtenbrief spiegelt die Stimmung, in der Bischof Ketteler am 23. November 1869 in Begleitung seines Neffen, des Grafen Max v. Galen, und seines Sekretärs, Dr Raich, die Reise nach Rom antrat. In der ewigen Stadt

war er heimisch, aber diesmal präsentierte sie sich ihm als Zentrum der Weltkirche in besonders imposanter Weise. Gräfin Merveldt schrieb er:

„Der Anblick der in ihren Hirten versammelten katholischen Welt ist unbeschreiblich rührend und ergreifend. Es ist kaum auszusprechen, wie außerordentlich, wie wunderbar der Aufenthalt in diesem Augenblick hier ist. Man ist wirklich zu klein dafür und muß sein Herz erst nach und nach weiter dafür machen."

Sonntag den 5. Dezember hielt Wilhelm Emanuel, außer einer Ansprache an die deutschen Soldaten des päpstlichen Heeres, im deutschen Nationalhospiz der Anima eine tiefergreifende Predigt, in der er die Frage stellte: „Mit welchen Gedanken, Empfindungen und Entschlüssen soll ein treues Kind der Kirche der Eröffnung des Konzils beiwohnen?" Die Antwort lautete: „Mit Dank, Freude und unbedingtem Vertrauen." Der Bischof stellt laut Predigtskizze die beachtenswerte Tatsache fest:

„Eine merkwürdige Erscheinung hat uns Deutschland geboten. Das Volk ist voll Dank, voll Rührung, voll Verständnis. . . . Auf der andern Seite ein kleiner Haufen, fast bloß Professoren: kein freudiges Wort, kein Dank, keine Rührung, nur Furcht, nur Verdacht, nur Mißtrauen. Sogar die ärgsten Blätter Deutschlands werden für die Kundgebung dieser Gesinnung erwählt. Eine Anklage der Kirche vor ihren schlimmsten Feinden! Woher dieses Mißtrauen? Aus rein natürlichem Ursprung. Alles, was Menschen tun, kann Bedenken erregen. Im Konzil wirken Menschen. Wenn wir nur sie im Auge haben, können wir vielleicht Bedenken haben. Aber nach unserem Glauben gibt die Entscheidung nicht Menschengeist, sondern Gottes Geist. Wer das nicht glaubt, ist kein Katholik. . . . Also Grund (der Bedenken): Mangel an Glauben, Hochmut, Mißtrauen gegen die Kirche aus Ver-

trauen auf eigene Weisheit. . . . Fern sei diese Gesinnung von treuen Kindern der Kirche! Wie soll nun ein gutes Kind der Kirche sich vorbereiten? Durch Gebet und Lenksamkeit."

Der Pariser Univers berichtet über diesen Herzenserguß: „Der am meisten als ‚liberal' gepriesene unter den Fuldaer Bischöfen drückte sich in solchen Worten aus, daß er hinsichtlich seines Glaubens an die Unfehlbarkeit keinen Zweifel läßt."

Am 8. Dezember 1869, dem Feste der von Pius IX. 1854 feierlich als Glaubenssatz erklärten unbefleckten Empfängnis Mariä, eröffnete der gleiche, heiligmäßige Papst in der Konzilsaula des Petersdomes die allgemeine Kirchenversammlung, das sog. „Vatikanische Konzil", in Gegenwart von siebenhundert Kirchenfürsten. Kettelers längst gehegter Herzenswunsch war erfüllt. Bereits 1861 hatte er in diesem Sinne seinen Einfluß geltend gemacht und ein vollständiges Programm zeitgemäßer Verordnungen und Reformen entworfen. Im dreizehnten Kapitel seines 1867 erschienenen Werkes „Deutschland nach dem Kriege von 1866" besprach er „die Lage der katholischen Kirche" und gab seine Wünsche und Ahnungen kund.

„Nichts stärkt so die Wirksamkeit der göttlichen Kraft in der Kirche als die Pflege der Einheit. . . . Ein Organ des Geistes der Einheit sind die großen Zusammenkünfte in der Kirche, namentlich ihre Konzilien. Ein Zeichen der mächtigen Entfaltung des christlichen Lebens ist es daher immer gewesen, wenn diese Zusammenkünfte sich mehrten. Dies scheint nun in der Gegenwart allgemein der Fall zu sein. . . . Vielleicht wird der vertriebene Heilige Vater in der Lage sein, ein Konzil um sich zu versammeln wie noch keiner seiner Vorgänger."

2. Freiheit der Konzilsväter.

Dem demütigen Papste Pius IX. wurde von Kirchenhassern der Vorwurf gemacht, er habe das Konzil nur dazu einberufen, die Bischöfe des Erdkreises zu zwingen, ihn als unumschränkten, unfehlbaren Herrn der gesamten Gedankenwelt anzuerkennen. Wie fern ihm dies lag, geht schon allein daraus hervor, daß er bei Beginn des Konzils noch nicht schlüssig war, ob die Unfehlbarkeitsfrage der Kirchenversammlung überhaupt vorgelegt werden solle oder nicht.

Vielmehr war es die erdrückende Mehrheit der Bischöfe, welche die Dogmatisierung der päpstlichen Unirrbarkeit herbeisehnte und den Papst drängte, diesen Angelpunkt des Katholizismus zur Konzilsverhandlung gelangen zu lassen; darunter befand sich auch eine stattliche Anzahl deutscher Bischöfe, so die von Paderborn, Gnesen-Posen, Regensburg, Würzburg, Eichstätt, Speier, Straßburg und Luxemburg sowie die deutschen Kirchenfürsten Amerikas und der Missionsländer. Während noch die zuerst vorgesehenen Fragen der Kirchenzucht von den Konzilsvätern verhandelt wurden, zirkulierte eine Petition um Aufnahme der Unfehlbarkeitsfrage ins Konzilsprogramm, veranlaßt durch die Erzbischöfe Manning (Westminster) und Dechamps (Mecheln) und die Bischöfe von Regensburg, Paderborn, Würzburg, Eichstätt, Luxemburg, Lacroste (Bombay) und zwei Schweizerbischöfe. Sie wollten aber damit durchaus nicht einen Druck auf die Anhänger der Inopportunität ausüben. Kardinal Manning berichtet: „Es wurde beschlossen, die Petition allen Bischöfen zuzustellen, mit Ausnahme derjenigen, von denen man wußte, daß sie zur Opposition gehörten, und denen gegenüber es Anstand und Achtung zur Pflicht machten, daß man sich auch nicht den Anschein gebe, als wolle man sich ihnen aufdrängen. . . . Alles geschah in vollstem Tageslicht.“ 450 Bischöfe unterschrieben die Petition.

Die rührige Minorität säumte nicht, gegen die Behandlung der Unfehlbarkeitsfrage zu petitionieren. Auch der Name Wilhelm Emanuel fand sich bei den 136 Unterschriften der Gegenpetition; jedoch „behielt er sich“, wie Friedrichs Tagebuch erwähnt, „ausdrücklich vor, betreffenden Falls sich für die Infallibilität aussprechen zu dürfen“. Trotzdem eine fast vierfache Majorität die Unfehlbarkeitsvorlage verlangte, entsprachen ihrem Wunsch die zur Prüfung der Anträge aufgestellte Kommission und der Heilige Vater erst nach längerem Bedenken und Zögern.

Der von den Papstfeinden beständig erhobene Vorwurf, die Minorität sei „vergewaltigt“ worden, war ein besonders verführerischer Trick in der von Ketteler entlarvten „großen Aktion der Lüge, Deutschland über das Konzil irrezuführen“. Damit die freie Meinungsäußerung ja nicht gefährdet werde, war es, nach Erzbischof Mannings Buch „Die wahre Geschichte“, „nicht erlaubt, einem Redner zu applaudieren; auch war es nicht gestattet, seiner Zustimmung oder Nichtübereinstimmung mit dem, was gesagt wurde, Ausdruck zu verleihen. Das tiefe Stillschweigen, welches da herrschte, bildete einen auffallenden Gegensatz zu den Gewohnheiten, die sonst in öffentlichen Versammlungen gang und gäbe sind. Es war in den Sitzungen wie in einer Kirche während der Predigt. Nur bei zwei Gelegenheiten stellte der Redner die Selbstbeherrschung seiner Zuhörer auf eine zu schwere Probe“. Wahre, vollendete Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit war von Anfang bis Schluß das Merkmal der unvergleichlich erhabenen Fürstentagung.

In seiner Schrift „Die Unwahrheiten der römischen Briefe vom Konzil“ durfte Bischof Ketteler beteuern:

„Wir können bei unsern Zusammenkünften das Auge der ganzen Welt ertragen, auch aller unserer Gegner; sie würden gewiß der brüderlichen Weise, Ansichten auszutauschen, ihre

volle Anerkennung nicht versagen, sie fänden auch nicht den leisesten Ansatz eines Parteigetriebes. Jeder handelt als Bischof nach dem tiefsten Antrieb des eigenen Gewissens und der eigenen Überzeugung, nicht nach einer vorgefaßten Parteiansicht oder Parteiverpflichtung. Jeder wird in dieser vollsten Freiheit anerkannt und berücksichtigt. Wir alle gehören aus voller Überzeugung zur ‚römischen Partei‘, und eine Sonderpartei mit andern Interessen als denen der katholischen Kirche gibt es nicht unter uns. . . . Verabscheuungswürdig wäre eine prinzipielle Opposition, verwerflich das Bestehen einer Oppositionspartei. Ebenso unwürdig wäre es aber auch, wenn wir nicht anderseits bei der tiefsten Anhänglichkeit an die Kirche, bei der festesten Entschlossenheit, uns allen Entscheidungen des Konzils zu unterwerfen, bei der innigsten und brüderlichsten Liebe, die uns alle verbindet, jene männliche Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit bewahrten, wie sie Bischöfen der katholischen Kirche ziemt. Die freieste Meinungsäußerung, immer geläutert und geleitet von diesem Geiste, ist wahrlich keine Opposition in dem Sinne, wie sie uns jetzt so gern und mit solchem Triumphe beigelegt wird. In diesem Sinne vollendeter Wahrhaftigkeit und treuester, innigster Liebe zur Kirche werden in unserer Versammlung die großen Fragen der Kirche besprochen."

Auf Tausende umdüsterter Gemüter wirkten Kettelers Worte wie das Aufglitzern der Sonne nach schwerem Gewitter. Aus Preußisch-Schlesien schrieb ihm Graf Anton Pfeil: „Die von Eurer Bischöflichen Gnaden der Öffentlichkeit übergebenen Kundgebungen aus Rom wurden gewiß für viele zaghafte Herzen segensreiche Machtsprüche, um die Fesseln der Besorgnis zu sprengen gegenüber den täglichen Leistungen kirchenfeindlicher Niedertracht und Verlogenheit. — Tausende ‚Vergelt's Gott‘ werden Hochdenselben dafür zugerufen werden, denen sich das meinige selbstverständlich anreiht"; auch unter den Protestanten

des Adels fänden sich „die rechtschaffensten, gutwilligsten, glaubensbedürftigsten Menschen, die bloß das Unglück haben, von Jugend auf protestantisiert und später . . . verleithammelt worden zu sein“. „Diesen wohlmeinenden, nach gegenseitiger Aussöhnung sich sehnenden Menschen gegenüber kann ich mich fortan mit aller Freiheit bewegen, da die segensreichen Worte Eurer Bischöflichen Gnaden mir den Rückhalt einer auch von jenen in hohem Maße respektierten Autorität verliehen haben.“

Ein herrliches Dokument des freiheitlichen Geistes auf dem Vatikanum ist das vor jeder Sitzung von den Konzilsvätern verrichtete uralte Gebet zum Heiligen Geist, er möge ihnen helfen, „alle Schwierigkeiten, welche gegen eine Lehre bestehen, aufzufinden und vorzubringen“.

Von dem Recht und der Pflicht, alle nur erdenkbaren Einwürfe vorzutragen, wurde von den Inopportunisten so reichlich Gebrauch gemacht, daß Kardinal Capalti klagte, „die libertas loquendi (Redefreiheit) sei zur licentia loquendi (Rededreistigkeit) ausgeartet“. Durch umfangreiche Memoranda und Abhandlungen und durch lange, vielfach trockene Reden wurde die Geduld der meist altehrwürdigen Konzilsväter aufs äußerste erprobt. Bis in die glühend heiße Sommerzeit hinein mußten sie täglich viele Stunden den überaus schwierigen, tiefsinnigen Verhandlungen widmen. Gar mancher mochte den stillen Wunsch hegen, die Geschäftsordnung böte eine Handhabe, um langatmigen Reden einen Riegel vorzuschieben; statt dessen suchte man sie während der endlosen Verhandlungen immer noch weitherziger zu gestalten.

Bischof Feßler von St Pölten, der damalige Sekretär des Konzils, protokolliert: „Eine Vorstellung, welche von einem Teile der Bischöfe eingereicht wurde, spricht das Bedenken aus, daß infolge einiger Bestimmungen der Geschäftsordnung möglicherweise die Freiheit der Konzilsväter beeinträchtigt

werden könnte, und gibt sodann im einzelnen an, wie diese Bestimmungen ihrer Ansicht nach zu verstehen und zu handhaben seien, um die Freiheit des Konzils nicht zu beirren. Die in dieser Vorstellung ausgedrückten Wünsche wurden, soweit es nur immer praktisch ausführbar war, von den Präsidenten der General-Kongregationen gerne berücksichtigt."

Der Heilige Vater vermied es ängstlich, durch Geltendmachung seines Urteils und Willens irgend einen Druck auf die Kirchenfürsten auszuüben. Als Ohrenzeuge berichtet Erzbischof Manning: „Als die Schemata (die Gesetzentwürfe) dem Konzil vorgelegt wurden, erklärte Pius IX. den Bischöfen ausdrücklich, daß dieselben nicht sein Werk seien und daß sie das Siegel seiner Autorität nicht an sich trügen, sie würden an die Konzilsväter zu dem Zwecke verteilt, daß sie dieselben prüften, darüber berieten, sie eventuell verbesserten und, wie einer sagte, sogar ‚begrüben', wenn man dies für notwendig erachten sollte. Das Konzil besaß die Freiheit der Rede in einem so hohen Maße, daß ein Bischof aus einem der freiesten Länder der Welt sich äußerte: ‚Unser Kongreß besitzt nicht mehr Freiheit in der Diskussion als das Vatikanische Konzil.' In der Tat erhoben die Kirchenfürsten überall da Einsprache, wo sie dies für angebracht fanden. So geschah es bei der ersten Konstitution über den Glauben; die Folge war, daß man dieselbe ganz und gar umgestaltete."

Aus „einem der freiesten Länder" läßt sich noch 1894 Kardinal Gibbons von Baltimore in seinen „Persönlichen Erinnerungen vom Vatikanischen Konzil" also vernehmen:

„Die allerweitgehendste Freiheit der Diskussion herrschte auf dem Konzil. Diese Freiheit hatte bei Eröffnung der Synode der Heilige Vater zugesagt, und das Versprechen wurde auf das gewissenhafteste gehalten. Ich darf ruhig behaupten: weder im Englischen Parlament, noch in der Fran-

zösischen Kammer, noch im Deutschen Reichstage, noch in unserem Amerikanischen Kongreß würde eine weiterreichende Freiheit der Debatte geduldet werden, als sie beim Konzil zugestanden war. Der Kardinal, welcher das Präsidium führte, bekundete eine Artigkeit und Rücksicht und selbst in der größten Hitze der Debatte eine Geduld, die alles Lobes wert ist. . . . Der Bischof der kleinsten Diözese hatte bei der Beratung dieselben Rechte wie der höchste Würdenträger der Kirche. Für die Dauer der Reden war keine Grenze festgesetzt."

3. Die Waffen der Minorität.

Bischof Ketteler, den der Papst mit besonderer Auszeichnung und Liebe empfing, spielte auf dem Konzil eine hervorragende Rolle. In die Verhandlungen über die Fragen der Kirchendisziplin, um die es seinem vorwiegend aufs unmittelbar Praktische gerichteten Sinn besonders zu tun war, griff er mächtig ein; aber auch während der langwierigen Debatten über die päpstliche Unfehlbarkeit erschien er häufig auf dem Rednerpult, um die unhaltbare Stellung der Inopportunisten mit Geist und Feuer zu verteidigen.

Gleichzeitig hielt er in kraftvollen Broschüren und Erklärungen Hochgericht über die in Mißdeutungen und Verleumdungen unerschöpfliche Döllingersche Sippe. „Inwieweit auf mich der Schein fallen könnte, als gehörte ich zu jenen, die ‚im Wesen' der Fragen, die jetzt im Vordergrunde stehen, mit Döllinger einverstanden seien, muß ich auf das entschiedenste protestieren. Ich bin nur mit dem Döllinger einverstanden, der einst seine Schüler in seinen Vorlesungen mit Liebe und Begeisterung gegen die Kirche und den Apostolischen Stuhl erfüllte; ich habe aber nichts zu tun mit dem Döllinger, den jetzt die Feinde der Kirche und des Papstes mit Ehren überhäufen."

Die in Gutachten und Reden Kettelers und der übrigen Minoritätsbischöfe gegen die päpstliche Unfehlbarkeit vorgebrachten Gründe gelangten durch Vertrauensbruch an die Öffentlichkeit und wurden sofort von den Kirchenfeinden als persönliche Anschauung der betreffenden Bischöfe gedeutet. Demgegenüber erklärte Wilhelm Emanuel unermüdlich: „Sie drücken nicht die eigene Meinung aus, sondern wollen nur mit Nachdruck hervorheben, welche Aufnahme die Lehre außer der Kirche bei ihren Gegnern und bei Katholiken, für deren gläubige Unterwerfung man besorgt sein mußte, finden würde. Alle diese Aussprüche sind nicht kategorische Behauptungen, sondern Einwände und Schwierigkeiten, die nicht als unlösbar, beziehungsweise unwiderleglich geltend gemacht wurden, sondern eine eingehende Prüfung veranlassen sollten." Kardinal Manning beteuerte 1877 in seinem Buch „Die wahre Geschichte" feierlich: „Noch nicht fünf Bischöfe unter allen Konzilsvätern können mit Recht als Opponenten gegen die Lehre von der Unfehlbarkeit betrachtet werden; dies ist das Zeugnis eines Mannes, welcher der ganzen Diskussion als Ohrenzeuge beigewohnt hat."

Ganz das gleiche bezeugt 1894 Kardinal Gibbons. „Es ist am Platze, darauf hinzuweisen, daß die ganze Diskussion sich um das Zeitgemäße einer Glaubensentscheidung drehte. Die Zahl der Prälaten, welche die päpstliche Unfehlbarkeit selbst in Zweifel zogen, konnte an den fünf Fingern einer Hand abgezählt werden. Zwar sprachen viele Redner wider das Dogma, aber nicht, weil sie es persönlich nicht annahmen, sondern in der Absicht, auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, mit denen die lehrenden Organe der Kirche bei Verteidigung der Lehre gegenüber der Welt zu kämpfen haben würden."

Die aufs schlimmste gedeuteten und ausgebeuteten „Bemerkungen gegen die päpstliche Unfehlbarkeit", welche ein

ungenannter Gelehrter verfaßt und Ketteler den Konzilsvätern vorgelegt hatte, rechtfertigt der streitbare Bischof durch den Hinweis auf den Zweck des Gutachtens:

„Die Schrift wollte alle denkbaren Schwierigkeiten hervorheben, um eine gründliche Prüfung der wichtigen Frage zu veranlassen. . . . Wie weit die Schrift davon entfernt war, der Lehre von der Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes feindselig zu sein, erhellt am besten daraus, daß sowohl der Verfasser als der Hauptverbreiter, nämlich meine Wenigkeit, schon vor dem Konzil von dieser Lehre vollkommen überzeugt waren."

1875 sah sich Wilhelm Emanuel noch einmal zu der Erklärung im „Mainzer Journal" genötigt: „Die Schrift hatte in keiner Weise die Bestimmung, meine Ansicht in allen Teilen zum Ausdruck zu bringen. Sie sollte vielmehr lediglich dazu dienen, eine immer allseitigere Prüfung zu veranlassen und auch die Einwendungen der Gegner in einer scharf theologischen Fassung und mit allen Mitteln, welche die theologische Wissenschaft bietet, zum Ausdruck zu bringen. Das war mein Ziel bei Verbreitung der Schrift. Ich glaube noch heute, daß ich damit meiner Pflicht auf dem Konzil entsprochen habe, und ich würde wieder ganz so handeln, wenn ich in ähnlichen Fragen an einem Konzil Anteil nehmen müßte. Ich wußte, daß der Verfasser der Schrift ein gelehrter und gründlicher Theologe sei, ich wußte überdies, daß er mit seiner Gelehrsamkeit die innigste Frömmigkeit und die persönliche Überzeugung von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes verband. Ich dachte daher, daß er ganz besonders befähigt sei, durch seine Arbeit zur allseitigen Prüfung aller etwa möglichen Einwendungen Veranlassung zu geben. . . . Oft sprach ich davon, wie es vor jeglicher Entscheidung Pflicht sei, alle denkbaren Einwände zur Sprache zu bringen. In diesem Sinne handelte ich."

Als Hauptpflichten eines Konzilsvaters bezeichnet Freiherr v. Ketteler folgende: „Jedes Binden der Mitglieder des Konzils durch eine andere Pflicht als die, der erkannten Wahrheit zu folgen, wäre ein Verbrechen gewesen. Um von mir persönlich zu sprechen, so glaubte ich in allen Vorverhandlungen nur zwei Pflichten erfüllen zu müssen: Erstens mir unter Gebet und Studium ein möglichst richtiges Urteil über die obschwebenden Fragen zu bilden; zweitens das, was ich auf diesem Wege als wahr erkannt hatte, mit der größten Entschiedenheit auszusprechen. Beide Pflichten glaube ich erfüllt zu haben."

Von Kettelers Gebetseifer während des Konzils erzählt einer seiner Vertrautesten: „Ich glaube, daß wenige Bischöfe in dem Maße nicht nur gebetet, sondern glühend gefleht haben wir er."

Das gründliche Studium des Riesenmaterials, welches Majorität und Minorität hinsichtlich der päpstlichen Unfehlbarkeit zusammengetragen hatten, brachte ihn der Ansicht von der Opportunität des Dogmas Schritt für Schritt näher. Als die „Allgemeine Zeitung" am 4. Juni 1870 triumphierend berichtete, bei Freiherrn v. Ketteler habe sich ein „Enttäuschungs- und Ernüchterungsprozeß" vollzogen, „er sei aus einem Inopportunisten ein entschiedener Gegner des Dogmas geworden", rückte er sofort am 5. Juni einen energischen Protest in den „Katholik".

„Die ‚Allgemeine Zeitung' kann fast nicht meinen Namen nennen, ohne zugleich eine Unwahrheit auszusprechen. Ich habe die Unfehlbarkeit des Papstes immer offen bekannt, in Deutschland wie hier in Rom. . . . Es ist also vollkommen unwahr, daß eine Wandlung meiner Überzeugung stattgefunden habe; es ist vollkommen unwahr, daß ich ein Gegner des Dogmas geworden bin. . . . Wenn eine Wandlung bei mir stattgefunden hat, so ist es nur insofern geschehen, als

ich nicht mehr mit derselben Gewißheit wie früher die Meinung festgehalten habe, daß eine Entscheidung der Kirche über diese Frage unterbleiben könne."

Sieben Tage später, am 12. Juni, war die „Wandlung" schon so weit vorangeschritten, daß Wilhelm Emanuel in Gegenwart mehrerer Bischöfe und vieler anderer im Kollegium Germanicum bei Tisch die Äußerung tat: „Wenn die Unfehlbarkeit jetzt nicht definiert wird, leidet die päpstliche Autorität."

4. Die Entscheidung.

Bereits nach einem Monat, am 18. Juli 1870, erfolgte die Dogmatisierung. Die exakteste wissenschaftliche Prüfung war ihr vorausgegangen. Zwischen dem 8. und 25. März entstanden nicht weniger als 149 zum Teil sehr umfangreiche Gutachten und förmliche Broschüren. Jedes Wort der Unfehlbarkeitsvorlage wurde in Rede und Schrift nach allen Seiten hin gründlich beleuchtet.

Als nun am 2. Juli der erste von achtzehn vorgemerkten Rednern, der Bischof von Namur, auf das Wort verzichtete, verkündigte dies Kardinal de Luca den ehrwürdigen Vätern mit den Worten: „renuntiavit, ergo gratias ei agamus" (er hat verzichtet, darum laßt uns ihm danken); andere folgten dem Beispiel, was mit laudabiliter renuntiavit (er hat lobenswerten Verzicht geleistet) protokolliert wurde. Jede Verzichtleistung löste in der feierlich stillen, durch die Hitze der Redeturniere und des südlichen Sommers schwer geprüften Versammlung ein reglementwidriges Bravo aus. Bischof Mermillod von Genf verzichtete nicht auf das Wort, bestieg den Rednerpult und hielt folgende Rede: „Eine doppelte Last drückt uns nieder, die Hitze und die Beredsamkeit. Seit sechs Monaten versichern die Bischöfe, sie seien Richter, und nun wollen sie nicht richten. Es ist nicht mehr die Zeit zum Debattieren, sondern zum Richten."

Bei 150 Redner unterzeichneten die Erklärung, auf das Wort zu verzichten, falls die Anhänger des entgegengesetzten Standpunktes sich zur gleichen Entsagung verpflichteten. Als niemand mehr das Wort verlangte, erhob sich laut Protokoll „ein allgemeiner freudiger Beifallssturm".

Die endgültige Abstimmung über das Unfehlbarkeitsdekret wurde auf den 18. Juli 1870 anberaumt; dieselbe sollte in der knappen Form von „placet" (ich stimme zu) und „non placet" (ich stimme nicht zu) erfolgen. Wilhelm Emanuel und die meisten Bischöfe der Minorität waren entschlossen, kein placet abzugeben, anderseits wollten sie aber auch nicht erklären: non placet. Deshalb einigten sie sich dahin, der Abstimmung fern zu bleiben und den Papst um die Erlaubnis zu bitten, alsbald abreisen zu dürfen, weil ja doch mit dem 18. Juli das Konzil bis zum November vertagt werden sollte. Die Kirchenfeinde waren sofort bei der Hand, diesen Schritt als „feige Flucht" oder als „Vertreibung durch eine gewalttätige Majorität" zu deuteln.

Der biedere, aber derbe Graf Klemens Westphalen machte Freiherrn v. Ketteler in einem Briefe den Vorwurf, er sei „schmählich gekniffen". Der Bischof ließ sich dazu herbei, den durch die Schrift eines abgefallenen Professors irregeleiteten Grafen in einem langen Schreiben aufzuklären; auf die erwähnte ungezogene Bemerkung erwiderte er: „Lieber Klemens, Du sagst, wir seien auf dem Konzil unvorbereitet gewesen und überrumpelt, überlistet worden und hätten endlich im Augenblicke der Entscheidung schmählich gekniffen, statt auszuharren; das sind teils grobe Unrichtigkeiten teils geradezu Ohrfeigen. Ein Bischof, der ‚schmählich kneift', wie Du sagst, statt mit ‚apostolischem Mute' seine Überzeugung zu vertreten, ist ein Scheusal. Wenn wir beide vor Gottes Thron stehen, wird Gott über solche Vorwürfe richten."

Vor der breiten Öffentlichkeit rechtfertigte der Bischof sein Vorgehen in der 1871 erschienenen Broschüre: „Das unfehlbare Lehramt des Papstes nach der Entscheidung des Vatikanischen Konzils."

„Meine Gründe, an der letzten öffentlichen Sitzung nicht teilzunehmen, sind einfach diese: Es durfte nur mit „placet" oder „non placet" gestimmt werden, ohne jegliche Motivierung. Ich konnte unmöglich mit non placet stimmen, weil ich dadurch den Schein auf mich geladen hätte, ein Gegner der Lehre von der Unveränderlichkeit der höchsten Lehrentscheidungen des Oberhauptes der Kirche zu sein. Da ich dieser Lehre mit voller Entschiedenheit beistimmte, mußte ich, um nicht mein Gewissen zu verletzen, diesen Schein meiden. Ich glaubte aber auch nicht mit placet stimmen zu sollen, denn: erstens hielt ich einen solchen Beschluß für inopportun; zweitens wünschte ich zur Vermeidung von Mißverständnissen einige Zusätze; drittens war ich der Meinung, daß die Lehre der Kirche in ihrer Vollständigkeit und nicht teilweise vom Konzil der Welt verkündigt werden müsse. . . . Daher glaubte ich meinem Gewissen am meisten zu genügen, indem ich mich der Abstimmung enthielt, fest entschlossen, mich der Entscheidung des Konzils unbedingt zu unterwerfen."

Die erste schriftliche Unterwerfung, die dem Heiligen Vater geleistet wurde, war die des Bischofs von Mainz. Am Vorabende des entscheidenden Tages, unmittelbar vor seiner Abreise, richtete er an den Papst folgendes Schreiben:

„Heiligster Vater! Um nicht in der meiner ganzen Seele widerstrebenden Lage zu sein, mit non placet zu stimmen, bleibt mir kein anderes Mittel, als noch heute abend von der mir erteilten Erlaubnis zur Rückreise Gebrauch zu machen. Bevor ich aber abreise, drängt es mich, Dir in aller Demut die Erklärung abzugeben, daß ich mich den Entscheidungen

des Konzils ebenso unterwerfe, als wenn ich mit Placet hätte stimmen können.

Mit der Bitte um Deinen apostolischen Segen

Deiner Heiligkeit demütigster und gehorsamster
Sohn und Diener
† Wilhelm Emanuel Bischof von Mainz.

17. Juli 1870."

Von den nahezu achthundert zum Konzil erschienenen Kirchenfürsten waren bei der Abstimmung am 18. Juli nur noch fünfhundertfünfunddreißig zugegen. Die brennende Hitze vertrieb viele, und zwar gerade von der Majorität, während die Minorität bis Juli aushielt. Fünfhundertdreiunddreißig Bischöfe stimmten mit placet, zwei mit non placet, nach P. Pfülfs Bericht „der eine als Gegner der Opportunität, der andere als übereifriger Verfechter der Unfehlbarkeit, dem die Entscheidung noch nicht weit genug zu gehen schien; beide erklärten ihre Unterwerfung, sobald der Papst dem Dekrete seine Bestätigung gegeben habe".

Auch die nicht erschienenen und die vor dem 18. Juli heimgekehrten Kirchenfürsten bekundeten in den Hirtenschreiben an ihre Diözesanen feierlich ihre rückhaltlose Unterwerfung unter die Konzilsentscheidung. Kein einziger Bischof des katholischen Erdkreises bereitete den Papsthassern die Freude, als Protestler von ihnen verhimmelt werden zu können.

Die im Feindeslager beständig bejubelte „Opposition" Kettelers und der übrigen Minoritätsbischöfe hatte der Papstkirche nicht nur nichts geschadet, sondern den unberechenbaren Vorteil gebracht, daß die päpstliche Unfehlbarkeit, die eigentliche Zentralidee des Katholizismus, gerade infolge des rückhaltlosen Geisteskampfes nach Begriff und Grenzen haarscharf umschrieben und jegliche Verschwommenheit oder Mißdeutung ein für allemal unmöglich gemacht wurde. Auf

einen andern großen Nutzen der Opposition weist Kardinal Gibbons hin:

„Wären die Konzilsverhandlungen in Bausch und Bogen abgemacht worden ohne Kritik und Widerspruch, so wäre das Wutgeschrei gegen das Konzil nur um so lauter geworden. Dann hätte man, und zwar mit einem Schein von Berechtigung, demselben vorgeworfen, es sei nicht Mut und Manneskraft unter den Vätern, es seien alles nur Automaten, dazu abgerichtet, bei jedem Winke des Papstes mit dem Kopfe zu nicken."

Die giftgeschwollenen sog. „Römischen Briefe" richteten nicht ohne Grund ihre Angriffe hauptsächlich gegen Freiherrn v. Ketteler, denn sie mußten gestehen: „Der Bischof von Mainz war durch alle seine Sympathien und Antipathien berufen, eine Stütze der römischen Sache im Konzil zu werden."

Die Schildknappen Döllingers erblickten Kettelers Hauptvergehen darin, daß er seine Überzeugung preisgegeben und „seine Sympathie für die bequeme Unfehlbarkeitslehre den Sieg errungen habe über seine Liebe zur deutschen Nation und Kirche". Von diesem Staatsverbrechen gewährten sie keine Absolution und hielten es Wilhelm Emanuel auch lange nach dem Konzil immer wieder vor, obwohl er jeden neuen Angriff alsbald in schneidigen Broschüren und Zeitungserklärungen zurückwies.

Gerade zur glänzenden Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bischofsjubiläums erschien die Hetzschrift: „Freiherr v. Ketteler und die übrigen Bischöfe der Minorität als Märtyrer der Überzeugung." Seine Erklärung im „Mainzer Journal" erblickt den „letzten Grund" aller Verleumdungen in dem „Vorwurf, daß wir Katholiken und wir katholische Bischöfe katholisch und nicht protestantisch denken und handeln. Das ist das Wesentliche von dieser ganzen Polemik, mit der man ganz Deutschland erfüllt und die man fort und fort in allen

Blättern wiederholt: daß wir katholische Bischöfe unmännlich, charakterlos und unnational gehandelt hätten, indem wir unsere während des Konzils geäußerten Ansichten dem Urteile der Kirche unterwarfen. Dieser Vorwurf ist aber gleichbedeutend mit dem Vorwurf, daß wir Katholiken und nicht Protestanten sind. . . . Die Unterwerfung unter die Entscheidung des Vatikanischen Konzils war lediglich ein Gebot des katholischen Glaubens, eine absolute Notwendigkeit für jeden, der noch ein Glied der katholischen Kirche sein wollte. Die Einwendung, das Vatikanische Konzil sei kein ökumenisches (allgemeines) gewesen, ist eine hinfällige Behauptung an und für sich und angesichts der Unterwerfung aller Bischöfe der Welt".

Dreizehnter Abschnitt.

Kulturkampf.

1. Los gegen Rom.

Berauscht von dem ruhmreichen Zug ins Herz Frankreichs, hoffte der „eiserne Kanzler“, Fürst Bismarck, nun auch den Felsen Petri im Sturme zu erobern. Kettelers prophetischer Geist sah und sagte den unheilschweren Kampf Berlins gegen Rom voraus und suchte ihn dadurch abzuwenden, daß er alsbald nach den glänzenden Waffentaten der deutschen Truppen den noch in Versailles weilenden „Schöpfer“ des neuen Deutschen Reiches in einem längeren Schreiben vom 1. Oktober 1870 auf die Notwendigkeit hinwies, in die zu vereinbarende Reichsverfassung nach dem Muster der in dieser Beziehung vorbildlichen und segensreichen Verfassung Preußens Bestimmungen zum Schutze der Religionsfreiheit aufzunehmen. Der Bischof appellierte an die „hohe Einsicht und billige Gesinnung, welche nicht verschmähe, die verschiedensten Ansichten zu prüfen“.

Aber der allmächtige Minister war bereits ganz von der Zwangsvorstellung beherrscht, der soeben mit der unheimlichen Macht der Unfehlbarkeit ausgerüstete Papst sei der schlimmste Feind seines mit so vielem Menschenblut erkauften Werkes. Freiherr v. Ketteler erhielt bald Gelegenheit, sich davon anläßlich eines Besuches beim Fürsten Bismarck zu überzeugen. Eine hastig hingeworfene, kaum zu entziffernde Bleistiftnotiz entschleiert die bedeutsame Unterredung der beiden gebornen Herrscher:

„Am 16. November 1871 morgens im Reichstag eine halbe Stunde und abends in der Wohnung anderthalb Stunden Gespräch mit Bismarck. Folgende Gegenstände: 1. Feindliche Bestrebungen gegen das Reich, er glaubt an eine Koalition der Katholiken der verschiedenen Länder gegen das Reich; ein Symptom derselben: die Zentrumsfraktion, die katholische Presse, die einheitlichen Wahlen; sie für Preußen besonders gefährlich durch den wachsenden Polonismus. . . . 3. Neuerung bezüglich des Dogmas (der Unfehlbarkeit). 4. Staatsgefährlichkeit des Dogmas. . . ."

Den wortkargen Bericht ergänzt einigermaßen ein handschriftlicher Aufsatz, der Kettelers Unterschrift und das Datum des 12. Dezember 1874 trägt. „Während meines Aufenthaltes in Berlin als Mitglied des Reichstages hatte ich zweimal eine längere Unterredung mit dem Fürsten Bismarck. Die letztere kam mir wieder lebhaft in den Sinn, als ich die Äußerung desselben über das kriegerische Oberhaupt der katholischen Kirche in den jüngsten Reichstagsverhandlungen las. Damals fand ich den Reichskanzler ganz von dem einen Gedanken beherrscht, daß seinem Werke von Rom her Gefahr drohe, daß von dort, wie von einem Mittelpunkte aus, eine einheitliche Leitung gegen das Deutsche Reich stattfinde, und daß der erste und nächste Angriffspunkt in diesem Kampfe die preußisch-polnischen Länder seien. Mich erschreckte damals dieser Wahn in dem Kopfe eines so einflußreichen und energischen Mannes, im Hinblick auf das Unheil, das möglicherweise aus einem solchen Phantasiegebilde für Deutschland entstehen könnte. Aber alle Versuche, ihn von dem Irrtum zu überzeugen, blieben gänzlich ohne Erfolg. Das war natürlich, da er mich ja für einen halben Mitverschworenen ansehen mußte. Er erklärte vielmehr, daß es seine Hauptaufgabe sei, alle Gefahren, welche seiner Schöpfung drohten, schon von ferne her ins Auge zu fassen und sie mit allen

Mitteln, die ihm zu Gebote ständen, niederzuwerfen. Die letzten Reichstagsreden lassen keinen Zweifel mehr darüber, daß dieser Gedanke an eine von Rom, also von der katholischen Kirche seiner Schöpfung drohende Gefahr seitdem weder an Kraft noch an Einfluß auf die Entschließungen des Reichskanzlers verloren hat, und ich muß annehmen, daß dieser Gedanke mit an erster Stelle seine ganze Kirchenpolitik leitet."

Die Losung wurde also: Los gegen Rom. Zwar zog der Mann mit dem eisernen Kopf nicht wie Heinrich IV., dem man ihn gegenübergestellt hat, mit Heeresmacht ultra montes (über die Berge) gegen die Engelsburg heran; mit den Minen der Politik, der Presse und der Gesetzgebung suchte er den Felsen Petri in die Luft zu sprengen.

Durch die sog. „Stoß-ins-Herz-Depesche" an die Regierungen glaubte er die Papstwahl dem heiligen Kollegium zu entwinden; der Kunstgriff mißglückte. Viel gefährlicher war sein kühner Plan, wenigstens die Kirche Deutschlands ganz gegen Rom abzusperren und in Staatsketten zu schlagen. Das war der Zweck des sog. „Kulturkampfes" gegen die „größte Kulturmacht der Welt", die katholische Kirche. In der unvollendet gebliebenen Schrift „Die wahre Bedeutung des Kulturkampfes" wurde seinem General-Feldmarschall von Bischof Ketteler bis ins verschlossene Diplomatenherz hineingeleuchtet:

„Wir zweifeln nicht, daß das letzte Ziel des Fürsten Bismarck nur darauf gerichtet ist, die preußische Staatsverfassung und das innere preußische Staatsrecht wieder von allen freiheitlichen Elementen, welche sich seit den Jahren 1837 und 1848 eingeschlichen haben, vollständig zu säubern und das alte monarchisch-absolutistisch-militärische Preußentum, wie es vor jener Periode bestand, in seiner ganzen Integrität (Unversehrtheit) wiederherzustellen . . .; es soll auch auf ganz

Deutschland ausgedehnt werden.... Diesen Reinigungsprozeß leitet nun der Kulturkampf ein; das ist seine wahre Bedeutung. Zuerst muß das preußische Staatswesen wieder von allen Freiheiten und Rechten befreit werden, welche die katholische Kirche seit 1837 errungen hat."

Natürlich benötigte Fürst Bismarck, so zeigt Kettelers Skizze „Wie ist Bismarck ein Feind der Kirche geworden?" „zum ganzen Feldzugsplan einen Vorwand, um die feindliche Haltung gegen die Kirche äußerlich zu rechtfertigen, um das handgreifliche Unrecht zu verdecken und so die Welt zu täuschen". Ein solcher Vorwand war rasch fabriziert: „Die angebliche Feindschaft der Zentrumspartei, der Katholiken, der Kirche, des Papstes gegen das Deutsche Reich; die katholische Kirche eine große, von Rom geleitete, einheitliche politische Macht, welche das Reich bedroht. Sodann das Unfehlbarkeitsdogma; da hatten die falsi fratres (die falschen Brüder), die Janusmänner (die Altkatholiken) vorgearbeitet, sie hatten die Staatsgefährlichkeit dieses Dogmas und die Urheberschaft seitens der Jesuiten zu einem Gegenstand ihrer Polemik gemacht.... Das alles genügte vielleicht, um einen Lutz (bayrischen Ministerpräsidenten) und seine Trabanten aus Bayern hinter das Licht zu führen. Der Fürst Bismarck würde sich aber nicht dadurch haben täuschen lassen, wenn diese Täuschung nicht in seinem Interesse gelegen hätte. Jetzt aber war es sein höchstes Interesse, immer neue Gründe für eine Feindschaft der Kirche gegen das Deutsche Reich aufzusuchen, und so erhielten dann seine Organe, diese ganze um Lohn schreibende Dienerschaft, den Befehl, die Staatsgefährlichkeit des Dogmas in allen Farben zu schildern. Selbst der Syllabus mußte auf dem Kampfplatze wieder erscheinen zum Beweis, daß die Kirche staatsgefährlich sei."

Die Waffen waren geschmiedet, der Kulturkampf konnte inszeniert werden. Wie im Krieg mit Frankreich folgten die

siegreichen Entscheidungsschlachten gegen die Kirche Schlag auf Schlag: der „Kanzelparagraph", die Vertreibung der Jesuiten, das Schulaufsichtsgesetz, die Suspendierung des Armeebischofs, die sog. „Maigesetze", die Sperrung und Einsperrung pflichttreuer „Bekenner"-Bischöfe und -Priester, der sog. „Sperrlinge", das „Priesterausweisungsgesetz", bekannter unter dem Namen „Kirchendienergesetz".

Vergebens erhob Freiherr v. Ketteler als Vertreter des durch ihn geretteten Wahlkreises Walldürn-Tauberbischofsheim im Reichstag zugleich mit den genialen Zentrumsgenerälen Windthorst, v. Mallinckrodt ꝛc. machtvollen Einspruch. Gegen das Stallknechtsgebaren politischer Feinde mußte ihn der Reichstagspräsident in Schutz nehmen. Niemand verdiente diese Behandlung weniger wie Bischof Ketteler, denn an Noblesse und Toleranz übertraf ihn niemand. Den leidenschaftlichen, intoleranten Ausfällen des Professors Treitschke wider die katholische Kirche stellte der Kirchenfürst die weitherzigen Grundsätze und Anstandsregeln katholischer Geduld und Duldung gegenüber:

„Ich werde nicht auf den Ton eingehen, den Herr Abgeordneter Treitschke angestimmt hat. . . . Ich nehme bei dieser Debatte einen höheren Standpunkt ein, einen Standpunkt, von dem ich glaube, daß ihm alle zustimmen müssen, die Gerechtigkeit und Freiheit lieben. . . . Hätte ich nicht die Überzeugung, daß die (Zentrums-) Fraktion, der ich angehöre, den Standpunkt der höheren Gerechtigkeit gegen alle einnimmt, so wäre ich dieser Fraktion nicht beigetreten. Ich werde kein Wort sprechen, das ich nicht geradeso in vollem Maße auch für die Protestanten und für alle Konfessionen, welche rechtlich anerkannt sind, gelten lasse. . . . Ich betrachte unsern Antrag (auf Herübernahme des vollste Religionsfreiheit gewährenden Artikels 15 der preußischen Verfassung in die Verfassung des neuen Deutschen Reiches) als eine

Magna charta (Verfassungsurkunde) des Religionsfriedens in Deutschland, soweit er in unsern Händen liegt. Dieser Religionsfriede ist nicht, wie manche glauben, dadurch zu erzielen, daß wir die bürgerliche Gesellschaft von der Religion trennen, auch nicht, wie andere glauben, dadurch, daß man die bekämpft, welche an einem christlichen Bekenntnis treu festhalten. Der wahre, festbegründete Religionsfriede ist nur dadurch zu erlangen, daß wir den verschiedenen religiösen Ansichten und den anerkannten Bekenntnissen volle Parität gewähren."

Für die katholische Kirche verlangte der maßvolle Bischof Ketteler nicht Privilegien, Vorrechte, sondern jenes „Maß von Rechten, das sie bedarf, um wenigstens ihre wesentlichen Grundsätze zu befolgen und nicht gewaltsamer Verletzung ihrer inneren Ordnung ausgesetzt zu sein". Aber gegen die blinde Macht des Vorurteils und die wilde Gewalt des religiösen Fanatismus kämpfte selbst der „Millenarmensch" Ketteler vergebens. Die wuchtigen Keulenschläge des „streitbaren Bischofs" und der übrigen glänzenden Zentrumsredner schmetterten die Gegner zwar nieder, aber alsbald erhoben sich dieselben wieder, um — für die Kulturkampfgesetze zu stimmen.

2. Der hessische Polizeistock.

Die unheilvollen Wirkungen der kirchenfeindlichen Gesetze sollte der Bischof von Mainz unverzüglich in seiner eigenen Diözese durchkosten. In der Ausführung der sog. Maigesetze gingen die deutschen Kleinstaaten vielfach kleinlicher und rücksichtsloser vor als der doch zuweilen noch etwas großzügig gesinnte preußische Adler.

Allerdings war der Großherzog von Hessen, Ludwig III., den Katholiken wohlgesinnt und erklärte dem von ihm hochgeschätzten Bischof Ketteler in einer Audienz: „Wenn ich auch die Kirchengesetze gegenwärtig nicht aufheben kann, so ist es

doch mein Wille, daß sie mit möglichster Milde ausgeführt werden." Aber die Willkür des allmächtigen Reichskanzlers, der Kirchenhaß der bevollmächtigten hessischen Minister und die Verlogenheit der antikatholischen Presse war stärker als der Wille des gerecht denkenden Monarchen.

Da nach dem Wortlaute des Gesetzes den Jesuiten die Ausübung ihrer „Ordenstätigkeit" verboten war, hoffte der Bischof die namentlich unter der Männerwelt und den Jünglingen überaus segensreich wirkenden fünf Patres als einfache Seelsorger und Hilfspriester an der ihnen zugewiesenen Kirche St Christoph in Mainz behalten zu können. Aber zu Anfang August 1872, einen Monat nach der kaiserlichen Anerkennung des Jesuitengesetzes, teilte das Großherzogliche Kreisamt dem Bischof die Verfügung des Ministeriums mit, welche den Patres jede priesterliche Tätigkeit untersagte. Die streng juridisch abgefaßte Eingabe des Kirchenfürsten an das Ministerium bewirkte nur, daß tags darauf, am 14. August, der Großherzogliche Polizeirat in St Christoph erschien und den Patres von der Stunde an jede Amtsverrichtung, auch das Beichthören und den Schulunterricht verbot. Die alsbald vom Superior, P. Adolf v. Doß, schriftlich eingereichte Verwahrung wurde vom Kreisamt nicht einmal angenommen. Einen wehmütigen Kontrast zum lieblichen Fest Mariä Himmelfahrt bildet der Brief, den Bischof Ketteler an diesem Tag an das Ministerium richtete:

„Nachdem ich mein ganz ergebenes Schreiben vom 13. d. Mts. abgeschickt, ist inzwischen der Vollzug der Maßregeln gegen die hiesigen Jesuiten bereits gestern abend eingetreten, und selbst die Bitte, im Hinblick auf den heutigen Feiertag, an welchem die St Christophskirche von so vielen Katholiken der Stadt besucht wird, die Maßregel um einige Stunden zu verschieben, hat, wie mir Großherzogliches Kreisamt Mainz mitteilte, auf ausdrücklichen Befehl Großherzoglichen Ministe-

riums des Innern keine Berücksichtigung gefunden. Ich erwarte nun eine weitere Resolution Großherzoglichen Ministeriums auf mein oben erwähntes Schreiben. Ich kann es aber nicht unterlassen, schon jetzt darauf hinzuweisen, daß die Ausführung des Reichsgesetzes hier eine Anwendung gefunden hat, die selbst die Härte des Verfahrens im Königreich Preußen übertrifft. Ich kann daher nur glauben, daß hier ein Mißverständnis vorliegt. Es ist nämlich den Jesuiten verboten worden, Beicht zu hören. Dazu gibt nun weder das Reichsgesetz noch die Verordnung des Bundesrates einen Anhalt; diese Maßregel greift so tief in die Rechte des Gewissens der einzelnen Katholiken ein, daß ich die Durchführung einer solchen Maßregel für moralisch unmöglich halte. Keine Staatsgewalt kann das Recht haben, in meinen Gewissensangelegenheiten mir zu verbieten, dort Rat zu suchen, wo es mir beliebt. Dieses ursprüngliche, natürliche Recht kann den Katholiken von Mainz nicht vorenthalten werden. Ich erwarte daher mit Zuversicht, daß Großherzogliches Ministerium das Großherzogliche Kreisamt Mainz anweisen wird, wenigstens das Verbot des Beichthörens zurückzunehmen."

Der Kirchenfürst hatte in diesem Schreiben nicht bloß seine eigenen Empfindungen, sondern auch die Gefühle seiner Diözesanen zum Ausdruck gebracht. Am 16. August überreichte ihm eine Deputation von neunzig angesehenen katholischen Laien eine von siebenhundert Männern unterschriebene Dankesadresse. In derselben legen diese treuen Katholiken als „in Gehorsam und Liebe untergebene Diözesanen die Kundgebung ihrer Gesinnung und die Wahrung ihrer persönlichen Rechte in die Hände Sr Bischöflichen Gnaden, ihres erhabenen Oberhirten, dessen Liebe zur Kirche und dessen deutsche Gesinnung aller Welt bekannt ist. Die lebendige Einheit, welche die Bischöfe und Priester mit allen Kindern

der Kirche verbindet, muß durch Gottes Gnade unserer gerechten Sache den Sieg erringen."

Der begeisterte Katholik, aber auch der patriotische Deutsche in Ketteler war empört über den antinationalen und antiliberalen Gewaltakt. In seinem Hirtenschreiben über denselben weist er auf die staatsgefährlichen Folgen hin:

„Das die Freiheit und das Recht unserer Religion, unseres Gewissens beeinträchtigende Gesetz ist ein Pfahl im Rechtswesen des neuen Deutschen Reiches, es wird verderbenbringend weiterwirken und bald hier, bald dort nach den wechselnden Bedürfnissen der jeweiligen Majoritäten und Ministerien alle wahre Freiheit bedrohen."

Selbst die bürgerlichen Rechte der Mainzer Jesuiten wurden mit Füßen getreten. Der Superior P. Adolf v. Doß war infolge des früher erworbenen Bürgerrechtes von Viernheim und ein anderer Pater als geborner Hesse im Großherzogtum heimatberechtigt und blieben darum als Kapläne des zum Pfarrer von St Christoph ernannten Neffen Kettelers, des Grafen Max v. Galen. Der Superior sollte die von ihm geleitete Restauration der St Christophskirche vollenden. Da erschien am 19. Oktober der Polizeirat und verlangte die sofortige Auflösung der zweiköpfigen „Niederlassung" und die Angabe des Ortes, an den die beiden Patres überzusiedeln gedächten. Tiefergriffen meldete der Bischof ihren Abzug den Gläubigen von der Domkanzel; aber er fürchtete, es möchte ihn, wie sein gründlicher Biograph Pfülf sagt, „die innere Entrüstung zu weit fortreißen; darum begnügte er sich damit, eine Erklärung vom Blatt zu verlesen; diese machte einen tieferen Eindruck, als die beredteste Predigt es vermocht hätte".

„In diesen Tagen müssen uns die letzten Jesuiten verlassen. Einer ging bereits nach Amerika, einer nach Chile, einer nach Ostindien. So sind diese Männer, die still und

friedlich hier vereint waren, schon in alle Welt zerstreut. Sie haben auf meine Bitte hin schon zwölf Jahre in dieser Stadt gewirkt und haben in dieser ganzen Zeit alle Pflichten eines Priesters mit musterhafter Treue erfüllt; dessen seid ihr alle Zeugen. Zu jeder Stunde, früh und spät waren sie bereit, euch in euern Seelenanliegen zu dienen, eure Kranken und Sterbenden zu besuchen, auf der Kanzel euch zu belehren, im Beichtstuhl euch zu trösten. Insbesondere sind sie euern Söhnen und Brüdern in der gefährlichsten Zeit ihres Lebens aufopfernde, liebevolle Freunde gewesen. Keinem in der Stadt und im ganzen Lande haben sie jemals wehe getan. Anfeindungen und Verdächtigungen aller Art haben sie schweigend ertragen. Bei aller rastlosen, unermüdlichen Arbeit haben sie nichts für sich gesucht, nicht Menschenlob, nicht Menschenlohn. Man hat ihnen kein Vergehen vorgeworfen, keine gesetzwidrigen Handlungen zur Last gelegt, keine Untersuchung gegen sie eingeleitet. Man hat den alten deutschen Grundsatz: Eines Mannes Rede ist keine Rede, bei den Anklagen gegen sie außer acht gelassen; ungehört hat man sie verurteilt. Dem allem gegenüber können wir nichts tun, als diesen Männern unsern schwachen Dank nachrufen. Ich danke ihnen als Oberhirt dieser Diözese mit tiefgerührtem Herzen für alles, was sie auf meine Einladung den Bewohnern dieser Stadt und Diözese, den Lebenden wie den vielen bereits Verstorbenen, auf ihrem Schmerzenslager und Sterbebette Gutes erzeigt haben. Ich danke ihnen im Namen aller meiner lieben katholischen Jünglinge für alle Sorge und Liebe, welche sie ihnen in besonderer Weise erwiesen haben. Wir können nichts für sie tun als beten: beten, daß Gott sie stärke, alle diese Prüfungen um seines Namens willen geduldig zu ertragen; beten, daß er ihnen alles in der Ewigkeit vergelte, was sie für uns getan und gelitten haben; beten, daß er diese Zeit der Prüfungen abkürzen wolle."

In einem Schreiben vom 12. November 1873 an den Präfekten der Propaganda in Rom, Kardinal Barnabò, stellte der Kirchenfürst den Patres das schöne Zeugnis aus: „Durch die Tätigkeit der Jesuiten war die Christophskirche ein Mittelpunkt des frommen Lebens für die hiesige Stadt und namentlich ein Sammelpunkt für die Jünglinge der verschiedenen Lehranstalten geworden."

Die andern in Hessen ansässigen Ordensgenossenschaften wurden zwar nicht des Landes verwiesen, aber ihnen vielfach der Boden unter den Füßen weggezogen. Die guten Kapuziner, diese Lieblinge und Wohltäter der armen Volksklassen, wurden auf das sog. „Aussterbe-Etat" gesetzt, ihre Klöster, darunter auch das von Kettelers Bruder Richard in Mainz gestiftete und gegründete, durften nur eine kleine Zahl von Patres behalten und die durch Tod oder Arbeitsunfähigkeit einreißenden Lücken nicht mehr ausfüllen. Infolgedessen mußten viele den Wanderstab ergreifen. Mit sehr gemischten Gefühlen referiert der Bischof am 5. Dezember 1875: „Aus allen Teilen der Welt kommen jetzt Nachrichten von lieben, teuern Bekannten, die der Kulturkampf aus der Heimat vertrieben hat. Auch unsere lieben Kapuziner in Amerika haben mir in diesen Tagen die Photographie ihrer jetzigen schönen Niederlassung geschickt, wo Gott ihnen eine sehr segensreiche Wirksamkeit gegeben hat. So erfreulich das ist, so schmerzlich ist es zugleich, daß unser deutsches Volk das alles jetzt entbehren muß."

In trübe Ahnungen weiht Wilhelm Emanuel seine Schwester, Gräfin Merveldt, ein: „Wir sind jetzt ganz im Berliner Fahrwasser, und Gott weiß, was uns noch bevorsteht. Ich bitte Gott ununterbrochen, mir doch die Gnade zu geben, die weiteren Fußtritte, die kommen werden, ergeben zu ertragen."

Das verderbliche hessische Schulgesetz vom 16. Juni 1874 versetzte die von Bischof Ketteler gegründete Genossenschaft

der Schwestern der göttlichen Vorsehung zu Finthen in einen nahezu tödlichen Ruhestand. Obwohl alle ihre Lehrschwestern staatlich geprüft und stets von den Behörden belobt worden waren, wurde ihnen eine ganze Reihe öffentlicher Schulen gekündigt und der ohnehin äußerst geringe Gehalt samt den Dienstwohnungen entzogen. Ihre Verdienste als Krankenpflegerinnen in Krieg und Frieden waren plötzlich vergessen. Für die auf die Diözese Mainz beschränkte Genossenschaft bedeutete die Verbannung aus ihrem eigentlichen Arbeitsgebiet fast so viel wie den Untergang. Ein Teil der Schwestern flüchtete ins Land der Freiheit; aus Dungannon im Staate Ohio meldet eine derselben am 7. Juli 1876:

„Wir haben hier einen großen Wirkungskreis; denn in Amerika kann man Gutes tun, so viel man will; man braucht nicht vorher obrigkeitliche Erlaubnis einzuholen."

Skrupellos betrieben die Männer des Rechtes das System, die Kirche aus den mit Geldern der „toten Hand" gegründeten, von Priestern geleiteten Lehr- und Erziehungsanstalten Schritt für Schritt zu verdrängen. Am 24. Oktober 1874 klagte der Bischof in einem Brief:

„Man wird mir alle meine blühenden Anstalten zerstören; nichts ist ja kulturwidriger als Anstalten, wo junge Leute *nicht* an Leib und Seele ruiniert werden! Obwohl aber jeder Widerstand augenblicklich ohne Erfolg ist, so muß man doch widerstehen, so viel man kann."

Das Knabenseminar in Mainz, die dortige Marienschule und das bischöfliche Konvikt in Dieburg, drei von Bischof Ketteler mit großen persönlichen Opfern gegründete Anstalten, entsprachen zwar „allen Anforderungen des Staates in jeglicher Hinsicht", dessenungeachtet schloß sie die Regierung.

Dem Mainzer Priesterseminar wurde die Aufnahme weiterer Studierenden untersagt. Dadurch war die vom Bischof in glorreichem Feldzug eroberte Priesterhochschule zu

langsamem Tode verurteilt. Einer Deputation seines Klerus schüttete er sein Herz aus: „Unter allem, was der Diözese widerfahren kann, unter allem, was meiner Seele einen schneidenden Schmerz bereitet, kenne ich nichts Bittereres als die Gefahren, welche jene Anstalten bedrohen, in denen der Klerus herangebildet wird, und ohne welche der Bischof, wenn nicht ein ununterbrochenes Wunder geschieht, dem Volke keine guten Priester geben kann." Am 2. Mai 1876, dem fünfundzwanzigjährigen Gedächtnistag der Wiedereröffnung des Seminars durch Bischof Ketteler, konnte im Herzen Wilhelm Emanuels und der fünfhundert aus dem Seminar hervorgegangenen Priester Deutschlands und der Schweiz die Festesfreude nicht aufkommen gegenüber dem Gedanken an das nahe Ende der Bildungsanstalt, die durch die Tüchtigkeit ihrer Professoren und Schüler schnell weithin berühmt geworden war.

Am Schlusse des Jubiläumsjahres 1875 äußerten fünfzehn Mainzer Theologen als Verbannte vom Eichstätter Seminar aus im Gratulationsschreiben an ihren teuern Oberhirten den Wunsch, er möge bald „wieder in der Lage sein, die Pforten der ihnen so lieb gewordenen Anstalt zu öffnen". Der in Enttäuschungen ergraute Kirchenfürst konnte nicht so rosig in die Zukunft blicken wie die jugendlichen Optimisten; dies verrät er uns in seiner Schrift: „Warum können wir zur Ausführung der Kirchengesetze nicht mitwirken?"

„Mit äußerster Betrübnis sehe ich der Entwicklung der Verhältnisse in meiner Diözese entgegen. . . . Ich werde in die Lage kommen, auf eure Bitten um Seelsorger zu erwidern, daß ich euch nicht helfen kann, daß ich euch, eure Kinder, eure Jugend, eure Kranken und Sterbenden ohne geistige Hilfe, ohne den Trost der Gnaden der Kirche lassen muß, weil die neuen Gesetze mir verbieten, euch in einer

Weise zu helfen, die mir von Gott erlaubt ist. Das wird für mich die schmerzlichste Lage und die schwerste Zeit sein, die über mich kommen konnte."

Noch im gleichen Frühjahr 1876, in welchem die eben zitierte Schrift erschien, mußte sich der Kirchenfürst vor dem hessischen Gericht verantworten wegen des Staatsverbrechens, daß er den Pfarrer Vierling von Mörlenbach ohne Anzeige zum Dekan ernannt und geduldet hatte, daß Kaplan Schaider in Kastel nach dem Tode seines Pfarrers in der verwaisten Gemeinde die ganze Seelsorge ausübte. Im ersten Falle sprach ihn das Gericht frei, mit der Begründung, der Dekanspoften sei kein „Kirchenamt" im Sinne des Gesetzes, aber die Staatsbehörde reichte gegen die Freisprechung sofort Berufung ein. Der Fall Kastel trug dem Bischof eine Geldstrafe von 300 Mark, dem Kaplan eine von 50 Mark ein; beide ergriffen Rekurs; bei der Verhandlung verteidigte sich Freiherr von Ketteler selbst und wurde mit dem Kaplan freigesprochen, dagegen legte wieder die Staatsbehörde beim Kassationshof in Darmstadt Berufung ein. Der Handel verschleppte sich und kam nicht mehr vor Kettelers Tod zum Austrag.

Bald wurde der Kirchenfürst über ähnlichen Vergehen ertappt. Kaplan Zipp hatte in Nieder-Saulheim die Funktionen des verstorbenen Pfarrers fortgeführt, Kaplan Dockendorff von Heidesheim gelegentlich in der verwaisten Pfarrei Budenheim ausgeholfen. Zu einer Geldstrafe verurteilt, appellierte der Bischof mit den zwei Kaplänen sofort an das Obergericht.

3. Jubiläumsleiden.

Der geringste Anlaß zur Drangsalierung wurde gierig aufgegriffen. Selbst eine harmlose Kundgebung der Ergebenheit gegenüber dem geliebten Oberhirten wurde als Auf-

lehnung oder Protest gegen die Staatsallmacht betrachtet und bestraft. Beim fünfundzwanzigjährigen Bischofsjubiläum Kettelers im Juli 1875 wagten es die katholischen Gymnasiasten von Mainz, ohne hohe Genehmigung dem Kirchenfürsten durch eine Abordnung eine Glückwunschadresse überreichen zu lassen. Sofort wurden große Untersuchungen eingeleitet, die Unterzeichner der Adresse bestraft und die zwei „Haupträdelsführer" auf ein Jahr von sämtlichen hessischen Gymnasien ausgeschlossen.

Das gleiche Verbrechen wie die Mainzer Mittelschüler begingen der Magistrat und die Stadtverordneten von Münster in Westfalen. In ihrem Gratulationsschreiben feierten sie den großen Landsmann als „wahren Hirten seiner Herde, als Vorbild des Klerus in allen Tugenden und eifrigen Vertreter der Rechte der katholischen Kirche, als würdigen Nachfolger des hl. Bonifatius". Die am 27. August 1875 vom Regierungspräsidenten über jeden der Herren Übeltäter verhängte Disziplinarstrafe von 90 Mark versuchte bei deren Rekurs der Entscheid des Oberpräsidenten v. Kühlwetter in folgender spitzfindiger Weise zu rechtfertigen:

„Die Königliche Regierung hat in dem Erlasse der bezeichneten Adresse von seiten der städtischen Behörden mit Recht einen Schritt erblickt, welcher unter den obwaltenden Verhältnissen und bei der *notorischen Stellung, welche der Adressat dem Staate gegenüber auf dem kirchenpolitischen Gebiete einnimmt*, nur als eine ganz außerhalb der Zuständigkeit der städtischen Kommunalbehörden liegende politische Demonstration angesehen werden konnte, und zwar in einem der Staatsregierung feindlichen Sinne. Durch Ihre Beteiligung an dem auf den Erlaß dieser Adresse gerichteten Magistratsbeschlusse sowie durch die Mitvollziehung derselben haben Sie daher der in den Obliegenheiten des von Ihnen als Magistratsmitgliedern ver-

walteten Kommunalamtes begründeten Dienstpflicht in so erheblicher Weise zuwidergehandelt, daß die disziplinarische Ahndung dieses Verhaltens durch die gegen Sie verhängte Ordnungsstrafe ihre volle Begründung findet.

gezeichnet: Kühlwetter."

Die in diesem Urteilsspruch enthaltene schwere Anschuldigung der Staatsfeindlichkeit durfte Wilhelm Emanuel unmöglich auf sich sitzen lassen. Die energische Protesterklärung, die er am 21. Januar 1876 im „Westfälischen Merkur" veröffentlichte, ist in sich und wegen der Folgen bedeutsam.

„Obgleich der Erlaß, soweit er sich auf das Dienstverhältnis zwischen dem Herrn Oberpräsidenten und den Mitgliedern des Magistrates bezieht, mir selbstverständlich kein Recht zu irgend einer Einmischung gewährt, so kann mir doch, insofern sich der Herr Oberpräsident in demselben mit meiner Person beschäftigt, nicht die Befugnis bestritten werden, ungebührliche Angriffe und Verdächtigungen zurückzuweisen, und zwar um so mehr, da der Erlaß öffentlich bekannt geworden ist. Eine hohe Stellung im Staate berechtigt nicht, in amtlichen Schreiben dritte Personen an ihrer Ehre und ihrem guten Namen zu kränken. Sie legt vielmehr die Pflicht auf, um so sorgfältiger ungerechte Urteile zu vermeiden, je höher die Stellung ist. Wo das nicht geschieht, fällt die Unbilligkeit des Verfahrens um so schwerer auf den zurück, von welchem sie ausgeht. . . .

„In den Worten des Herrn Oberpräsidenten liegt die Anschuldigung, daß meine Stellung zum Staate auf dem kirchenpolitischen Gebiet eine der Staatsregierung feindliche sei, da ja nur unter solcher Voraussetzung einer Adresse an mich ein staatsfeindlicher Charakter beigelegt werden kann. Ich bin aber sowohl als Bischof wie als treuer Sohn meines Vaterlandes verpflichtet, diese Anschuldigung als eine un-

begründete zurückzuweisen. Ich sage gewiß nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß, wenn der Herr Oberpräsident und ich unsere ganze Vergangenheit miteinander vergleichen, meine der seinigen an entschiedener Loyalität gegen die Staatsbehörden wahrlich nicht nachstehen würde.

„Die stets wiederkehrende Fiktion aber, das Verhalten der Bischöfe Staatsgesetzen gegenüber, welche in die Glaubenswahrheiten der katholischen Kirche tief eingreifen, als etwas Staatsfeindliches zu bezeichnen, ist doch über allen Ausdruck ungerecht und unwahr. Der Herr Oberpräsident ist ja katholisch. Er braucht also nur seinen Katechismus aufzuschlagen, um aufs einfachste und klarste die wahren Gründe zu finden, welche es den Bischöfen unmöglich machen, bei Ausführung von Gesetzen mitzuwirken, deren Widerspruch mit dem katholischen Glauben so offen hervortritt. Bei einer so einfachen und klaren Sachlage hat der Herr Oberpräsident kein Recht, ihnen schlechte und unreine Motive beizulegen. Ungläubige, mit dem Christentum längst zerfallene Menschen mögen vielleicht, namentlich wenn sie in Vorurteilen gegen die katholische Kirche erzogen worden sind, einige Entschuldigung verdienen, wenn sie die Handlungsweise der Bischöfe mißdeuten. Wie aber gläubige Christen, Katholiken, welche in den Wahrheiten des Glaubens göttliche Offenbarungen erkennen, so urteilen können, ist unbegreiflich.

„Es ist wahrhaft zu beklagen, wenn hochgestellte katholische Männer ihre Stellung nicht dazu benutzen, um offenes Zeugnis für die höchst einfache Tatsache abzulegen, daß die Bischöfe keine Verräter und Staatsfeinde sind, und daß sie gar nicht anders handeln können, als sie gehandelt haben, wofern sie nicht schweres Unrecht gegen ihre Kirche und ihr Gewissen begehen wollen. Früher gab es auch stets in Preußen angesehene Staatsmänner, welche in aufrichtiger Treue gegen Kirche und Staat bemüht waren, ein richtiges Verständnis

über katholische Angelegenheiten in den maßgebenden Kreisen zu vermitteln. Solche Männer scheinen leider nicht mehr vorhanden zu sein, sondern Männern Platz gemacht zu haben, die ihre Gesinnungstüchtigkeit durch Anklagen gegen die Bischöfe ihrer eigenen Kirche zu beweisen glauben."

Der Oberpräsident erblickte in dieser Erklärung des Kirchenfürsten eine Ehrenkränkung und reichte deshalb gegen ihn und den Redakteur des „Westfälischen Merkur" Klage ein. Die Verwandten warnten den Bischof, bei der Gerichtsverhandlung in Münster am 10. März 1876 persönlich zu erscheinen wegen der „Möglichkeit, daß man ihn im Termin selbst verhafte". Freiherr v. Ketteler schrieb an seinen Neffen Ferdinand Grafen Galen: „Es wird mir nichts übrig bleiben, als zum Termin zu erscheinen, da ich sonst in contumaciam verurteilt werde. Verurteilt werde ich freilich so wie so, dennoch dünkt es mir besser, zu erscheinen."

Als der Kirchenfürst in Begleitung seiner großen vornehmen Verwandtschaft vor dem Gerichtsgebäude eintraf, erwartete ihn bereits eine ungeheure Menschenmenge und erbat kniend den bischöflichen Segen. Er übernahm seine Verteidigung selbst. Der Staatsanwalt begann seine Kulturpauke mit der Bemerkung, er „könne dem Bischof von Mainz die Anerkennung nicht versagen, daß er sich sachlich und objektiv gehalten habe". Aber der Gerechtigkeit waren ja längst die Augen verbunden; wie konnte auch ein katholischer Bischof ein Recht haben auf objektive Rechtsprechung. Immerhin verfuhr der Gerichtshof glimpflicher als der stramme Staatsanwalt, der eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten beantragte. Das Urteil lautete auf 300 Mark Geldstrafe oder, im Falle des Unvermögens, auf 20 Tage Haft. Der Redakteur des „Merkur" wurde als „vollständiger Mittäter", für den Milderungsumstände nicht zuträfen, zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Der Bischof ergriff sofort Rekurs.

Doch bevor die staatsgefährliche Tat vor dem Appellationsgerichte zur Verhandlung kam, verfügte der Minister des Innern die Niederschlagung der Strafe, weil sie im preußischen Abgeordnetenhaus von allen Parteien mißbilligt wurde. Aber die sonst so dienerischen Kulturkämpfer ließen sich durch den ministeriellen Entscheid nicht wankend machen in dem Entschlusse, dem Unrecht zum Siege zu verhelfen. Am 20. Juli handhabte im dichtgefüllten großen Gerichtssaal nach Kettelers eindrucksvoller Verteidigungsrede der Staatsanwalt alle Künste der Rechtsverdrehung, um die „notorische Regierungsfeindlichkeit" des Kirchenfürsten zu beweisen: aus seiner Feindschaft gegen den „protestantischen Kaiser", seiner Bestärkung der deutschen Bischöfe im Widerstand, seiner Verhetzung des Volkes durch die Presse ꝛc. Die glänzende Erwiderung Kettelers hatte nur den einen Erfolg, daß die Strafe des Redakteurs gemildert wurde.

Beide Staatsfeinde wurden zu 300 Mark verurteilt. Von der Appellation an das Obertribunal in dritter Instanz nahm Freiherr v. Ketteler Abstand, weil die genauen Kenner des Rechtes dafür gesorgt hatten, daß jeder Formfehler, die einzige Handhabe zu einer Nichtigkeitsbeschwerde, gewissenhaft vermieden wurde. Im Oktober 1876 erhielt der stets hungrige Staatssäckel aus dem Mainzer Bischofspalais einen Zuschuß von 300 Mark Strafgeldern und 72,54 Mark Gerichtskosten.

Die intensivste Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch die „um Lohn schreibende Dienerschaft", die jüdisch-liberale Presse, vermochte den Prozeß der Ernüchterung und Gewissensklärung auf protestantischer Seite nicht hintanzuhalten. Freiherr v. Ketteler konnte bereits in seiner Verteidigungsrede konstatieren: „Nicht nur Katholiken, nein, auch viele Protestanten verurteilen die Maigesetze. Meines Wissens ist der frühere Oberpräsident der Rheinprovinz von Kleist-Retzow

ein entschiedener Gegner derselben, ebenso der frühere Staatsminister Freiherr v. Manteuffel. Der ehemalige Finanzminister v. Bodelschwingh hat mir selbst gesagt, daß er ein Gegner dieser Gesetzgebung sei. Die neu sich bildende konservative Partei unter den Protestanten spricht sich offen dagegen aus. Niemand hat deswegen das Recht, ihnen Staatsfeindlichkeit vorzuwerfen, und wenn jemand es wagen sollte, so haben sie das Recht, sich zu verteidigen. Das ist *mein* Fall."

Vierzehnter Abschnitt.

Lebensabend.

1. Letztes Lebewohl.

„Es steht nirgends geschrieben, daß wir alt werden müssen, aber es steht geschrieben, daß wir wirken sollen, solange es Tag ist.“ Gemäß diesem Prinzip, das Bischof Ketteler gegenüber einem um seine Gesundheit zu besorgten Geistlichen aussprach, ging er rücksichtslos mit sich selbst um. Die liberale „Kölnische Zeitung“ wußte dies zu würdigen: „Er hatte den Charakter, ganz und unbedingt nach seinen Grundsätzen zu leben; er kümmerte sich um den Körper wenig, wo es die Arbeit für die Kirche galt.“ Allerdings kommt, wie Pfarrer Sickinger schreibt, „wohl nur alle hundert Jahre ein Bischof, der über einen solchen Vorrat von körperlichen und geistigen Kräften verfügt und eine solche Arbeitslust besitzt“; trotzdem rieb er sich vorzeitig auf.

Während anstrengender Firmungsreisen im Frühling 1877 hatte sich infolge starker Erkältung ein schleichendes Fieber festgesetzt. Doch ahnte von der gewaltigen Menschenmenge, die am 8. Mai bei seiner Abreise nach Rom am Mainzer Bahnhof den bischöflichen Segen erbat, sicher niemand, daß sie ihm zum letzten Male begeistert zujubelten und daß sie am 17. Juli morgens 10 1/4 Uhr schluchzend den Trauerzug mit der Leiche des innigst geliebten Oberhirten in den Bahnhof einfahren sehen sollten.

Die Todesahnungen, welche Wilhelm Emanuel im November 1876 bei dem neunhundertjährigen glänzenden Kon-

radusfest in Konstanz so bestimmt ausgesprochen hatte, drängten ihn, Papst Pius IX. zum fünfzigjährigen Bischofsjubiläum noch einmal seine und seiner Diözese „treue Anhänglichkeit" zu bezeigen. Der erste Gang in Rom galt dem Grabe des ersten Papstes Petrus in dessen Riesenmausoleum, dem Petersdome, wo er über eine Stunde auf dem Steinboden kniend betete. Nach Aussage seines von ihm unzertrennlichen Neffen Max Grafen Galen schweiften, wie sein Blick nach der Konzilsaula, so seine Gedanken meist rückwärts zum Konzil, das „als ein Bild großer verantwortungsvoller Bischofsarbeit, aber auch wunderbaren Glaubensbewußtseins und bestärkter Zuversicht auf Gottes Leitung der Weltereignisse vor seiner Seele stand, und er sprach gern von dessen Fortsetzung".

Aus Rücksicht auf den sehr ermüdeten Papst bat Wilhelm Emanuel nicht um eine Privataudienz, sondern schloß sich am 17. Mai mit sieben deutschen Bischöfen und zahlreichen Fürstlichkeiten der Audienz des großen deutschen Pilgerzuges an. Bei Überreichung des Jubiläumsgeschenkes aus der Diözese Mainz frug der Papst alsbald lebhaft: „Aber, wo ist Bischof Ketteler?" Derselbe mußte aus dem Hintergrunde hervortreten, wobei ihm der Heilige Vater mehrmals voll Herzlichkeit und Freude entgegenrief: „Ah, Ketteler, Ketteler!" Während der ganzen Audienz hielt ihn Pius IX. an seiner Seite und nahm ihn dann mit sich zu einer vertraulichen Unterredung. Hierbei verriet er ihm, was während seines Exiles in Gaëta ein Kardinal geäußert hatte: „Ketteler ist als ein guter Priester durch ganz Deutschland bekannt und überall kann man nur Gutes von ihm hören. Eure Heiligkeit können sich auf ihn verlassen." Nachdrucksvoll fügte der Papst bei: Tu aliquando proeliebaris proelia regis, nunc proeliaris proelia Dei (Einst strittest du für den König, jetzt schlägst du die Schlachten Gottes);

in seiner gemütvollen Heiterkeit setzte der Heilige Vater hinzu: „Du führst eine gute Feder, mein Sohn, und ich glaube, deine Feder schreibt besser als die meinige.“ Er entließ ihn mit dem Lobgruß: Degno vescovo! (Würdiger Bischof!)

Nach der langen, denkwürdigen Aussprache grämte den demütigen Kirchenfürsten nur das eine, daß er würdigeren Männern die kostbaren Augenblicke geraubt habe. Am gleichen Tage wurde er abends nochmals zur Privataudienz beim Papste beschieden. Der Gegenstand der halbstündigen Unterredung blieb unbekannt; der Bischof ließ nur verlauten, der Heilige Vater sei „ganz Liebe und Wohlwollen gegen ihn gewesen“.

Die übrigen Tage bis zum Jubiläumstag widmete der tiefinnerliche Kirchenfürst dem Gebet an den vielen heiligen Stätten der ewigen Stadt. Die Wallfahrten zu den sieben Hauptkirchen leitete er durch eine Beicht im Petersdome ein. Seine Verwandten durften teilnehmen unter der Bedingung, daß auf der Betfahrt beständig, bald laut bald leise, gebetet wurde. Als ein Priester ihn besuchen wollte, hieß es: „Er geht von einer Kirche in die andere und betet.“ Besonders zogen ihn die Kirchen und Heiligtümer des hl. Franziskus an. Unter den geistlichen Büchern, die er auf die Romreise mitgenommen hatte, befand sich auch „die Regel und das Testament unseres seraphischen Vaters, des hl. Franziskus“.

2. Die Rieseneiche fällt.

Der öfters geäußerte Wunsch Wilhelm Emanuels, sich in einem bescheidenen Kapuzinerklösterchen auf die Reise in die Ewigkeit vorbereiten zu können, sollte jetzt schneller, als er ahnte, in Erfüllung gehen. Aber nicht das ihm besonders teure, von seinem Bruder Richard gegründete Kloster in

Mainz, sondern die kleine Niederlassung in Burghausen bei Altötting war als ehrwürdige Stätte seines heiligen Todes vorherbestimmt.

Bei der Rückreise von Rom, auf der er in Fiësole den Jesuitengeneral P. Beckx und in Meran den Erzherzog Karl Ludwig besuchte, wollte er auch den längst in Aussicht gestellten Besuch bei einem Jugendfreund in Burghausen nachholen; es war dies P. Bruno, der ehemalige Düsseldorfer Husarenrittmeister Freiherr Klemens v. Korff, aus dem weitverzweigten westfälischen Adelsgeschlechte der Grafen v. Korff-Schmising und der Freiherren v. Schmising-Korff.

Ein anderer Grund, weshalb Bischof Ketteler trotz körperlichen Übelbefindens den Umweg gern machte, war der: „Da kann ich das liebe Altötting noch einmal besuchen und dort die heilige Messe lesen." Er ahnte nicht, daß er am altehrwürdigen Gnadenaltare des berühmten Wallfahrtsortes, wo einst der Ruf ins Heiligtum an ihn ergangen war, sein letztes heiliges Meßopfer feiern werde. Von einem anhaltenden Fieberfrost entkräftet, sah sich der Kirchenfürst genötigt, vor dem Gnadenbilde von dem gerade zur heiligen Messe schreitenden Bischof von Passau Abschied zu nehmen und eiligst nach dem etwa drei Stunden entfernten Burghausen zu fahren, wo er im Kreise besorgter Kapuzinerväter sich rascher zu erholen hoffte als im Gasthaus zur Post, in dem er abgestiegen war. Unterwegs stellte sich heftiges Erbrechen ein. Dessenungeachtet betete er noch die priesterlichen Tagzeiten.

Mit dem Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!" trat er ins bescheidene Klösterlein von Burghausen ein und bat um eine Herberge. Die Freude der guten Patres wurde schnell verscheucht durch seine Erklärung: „Mir ist nicht wohl, ich bin sterbensmüde, ich muß mich gleich zurückziehen." Mühsam schleppte er sich die Stiege hinauf in die ihm zugewiesene

schmale Zelle des Pater Provinzials und ging sofort zu Bett. Der Arzt konstatierte Fieber, meinte aber, der hohe Gast werde in wenigen Tagen weiterreisen können.

Nach einer Woche wurde der Bischof auf Wunsch des Arztes in das luftige Bibliothekszimmer übertragen und auf sein — Sterbelager gebettet. Der edle Dulder hatte nichts davon verlauten lassen, daß ihm die Enge der Provinzialszelle Beschwerde bereitete. Der alsbald von Mainz herbeigeeilte Domdekan Dr Heinrich berichtet: „Nie verlangte der Bischof etwas und fürchtete nur, jemandem lästig zu fallen." Sein treuer Diener Joseph schreibt am 4. Juli: „Er ist sehr geduldig . . . er wiederholt die Worte: O mein Gott, was ist der Mensch! Lasset nicht nach mit Eurem Gebet, besonders in dieser schönen Woche des großen Gebetes, und der Wille Gottes wird in Erfüllung gehen; mehr können und dürfen wir nicht verlangen." Einer der drei zugezogenen Ärzte berichtete nach Mainz: „Er leidet, ohne zu klagen."

Für jeden, auch den kleinsten Dienst zeigte er sich erkenntlich mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus! ich danke Ihnen für Ihre Liebe." Besonders dankte er P. Augustin, seinem Beichtvater, daß dieser ihn „ohne weitere Umschweife" zum Empfang der heiligen Ölung aufgefordert habe, und bemerkte dazu: „Das Zögern und Hinausschieben ist nicht nach dem Geiste unserer heiligen Kirche. O, dieses Sakrament gewährt einen ganz eigenen Trost."

Seine heiligen Gewohnheiten suchte er nach Möglichkeit beizubehalten; am Abende des 1. Juli sagte er P. Augustin: „Lieber, hochwürdiger Pater! Morgen ist in meiner Diözese ein großes Wallfahrtsfest, Mariä Heimsuchung. Da bin ich jedesmal, wenn ich nicht verhindert war, zur lieben Mutter Gottes nach Gernsheim gegangen. Darum hören Sie meine Beicht; ich will mich morgen durch die heilige Kommunion den Wallfahrern anschließen".

Seit den am 5. Juli abermals einsetzenden Brechanfällen hielten die drei Ärzte, darunter der von Graf Preysing herbeigerufene Leibarzt der Königin-Mutter von Bayern, Dr Wolffsteiner, die Rettung für höchst unwahrscheinlich. Auch der Bischof selbst gab sich keinen trügerischen Hoffnungen hin. Zu P. Bruno sagte er: „Ich hätte geglaubt, der liebe Gott werde mir noch einige Jährchen schenken.“ Der alte Freund suchte ihm Hoffnung zu machen, aber der Bischof erwiderte kopfschüttelnd: „Gottes Gedanken sind nicht Menschengedanken, der Tod steht vor der Türe.“

Die einzige Klage, die er am 11. Juli gegenüber seinem Neffen, Grafen Max Galen, laut werden ließ, war: „Die größte Beschwernis in dem Fieber ist, daß man nicht drei Worte zusammenhängend denken kann.“ Nachdem er bis zum 12. Juli den vollen Gebrauch des Geistes behalten hatte, trat nun vorübergehend Gedächtnisverwirrung ein. Nach dem Berichte des Kettelerbiographen Pfülf „gab er mitten in der Nacht dem Diener den Auftrag, für den nächsten Tag den Wagen recht früh zu bestellen, denn sie müßten frühzeitig abreisen. Gegen Morgen verlangte er seine Brille, er müsse sein Brevier noch beten; er ließ sich jedoch beruhigen, als der Diener ihn versicherte, dafür sei übrige Zeit“.

Wegen seiner äußersten Schwäche war am 13. Juli jeden Augenblick das Eintreten des Todes zu erwarten. Darum beeilten sich die vortrefflichen Männer, die das Sterbelager umgaben, für ihre wichtigsten Interessen den letzten bischöflichen Segen zu erhalten. Der treue Diener Joseph erbat ihn für sein Heimatsörtchen, Kettelers ehemalige Pfarrei Hopsten, die anwesenden Verwandten für ihre Familien. Als der Beichtvater, P. Augustin, für sein ganzes Wirken den Segen erflehte, spendete ihn der Bischof mit dem ergreifenden Ausruf: „O süßestes Herz Jesu! in ihm sollst du gesegnet sein.“

Kurz vor dem Tode richtete Graf Max Galen an den Sterbenden die Bitte: „Onkel, gib uns und allen deinen Priestern und der ganzen Diözese den Segen.“ Aber der gute Hirte, der oft so herrliche Segenssprüche an seine Schäflein in siebenundzwanzigjähriger Regierung gerichtet hatte, brachte jetzt kein einziges Wort zustande; schweigend spendete er den Segen.

Doch sollte der feurige Redner noch eine letzte Probe seiner Sprachengabe ablegen. Als sein edler Neffe Konrad Graf Preysing, in der Absicht, zur Klosterkirche hinabzugehen, sich von den Knien erhob, richtete der Bischof sein ersterbendes Auge auf ihn; er suchte sich emporzurecken, man half ihm auf, und nun schaute er nach P. Pfülfs ergreifender Schilderung „unverwandt auf den Grafen Preysing hin und rief mit volltönender Stimme, fast so laut, als ob er auf der Kanzel stünde: ‚Konrad, Konrad! Adieu, lieber, guter Konrad! Gott schütze dich auf allen deinen Lebenswegen! Grüße herzlich deinen Bruder und deine Schwägerin!‘ Es war ein letztes Aufflackern der Lebenskraft mitten im Zustande der Agonie.

„Laut und langsam begann P. Augustin die kirchlichen Sterbegebete. Der Bischof erhob die Augen und blickte ruhig nach oben. So lag er wohl fünf Minuten, während der Priester die Gebete der Kirche vollendete. Es war eben 9 Uhr vormittags, als die Gebete zu Ende waren. Jetzt erst überzeugten sich die Anwesenden, daß der Bischof bereits verschieden sei. Ohne Kampf, ohne Seufzer, ohne auch nur die Stellung zu ändern, hatte er leise ausgehaucht. Die imposante Ruhe und Majestät seines dreiunddreißigtägigen Krankenlagers hatte er auch im Tode bewahrt.“

Fünfzehnter Abschnitt.

Charakterbild.

1. Zwei Denkmäler.

Dank des freigebigen Eifers seiner fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Verwandten und der glühenden Verehrung aller deutschen Katholiken glich die Überführung des „streitbaren Arbeiterbischofs" nach Mainz der glanzvollen Heimkehr eines geliebten Monarchen aus siegreichem Feldzug.

An allen Hauptstationen erwies man dem großen Toten die höchsten Ehren. Am Bahnhof von Eichstätt huldigte ihm Bischof Freiherr v. Leonrod in feierlicher Prozession. Besonders ergreifend war die Dankesbezeigung der so gern von ihm beehrten Wallfahrtsgemeinde Dieburg und seiner „lieben Buben" vom Waisenhaus Kleinzimmern.

Die treue Diözese und die anhänglichen Verwandten betrachteten es als Ehrenpflicht, wenigstens den zweiten Punkt seines am 30. Januar 1877 testamentarisch niedergelegten Herzenswunsches zu erfüllen: „Mein Begräbnis soll so einfach gehalten werden, wie es bei meiner bischöflichen Würde möglich ist. Am liebsten würde ich in der Muttergotteskapelle des Domes (von Mainz) ruhen, womit ich jedoch in keiner Weise sagen will, daß ich dessen würdig bin, oder daß ich ein guter Verehrer der Mutter Gottes gewesen bin. Ich kann nur sagen, daß ich das Verlangen hatte, es zu werden."

Die Träger von vier uradeligen, glorreichen Namen, die Freiherren v. Ketteler und die Grafen Galen, Spee und

Droste zu Vischering, setzten ihrem berühmtesten Verwandten ein kostbares Grabdenkmal; beklagenswert ist es freilich, daß die „hohe, imponierende Gestalt" des streitbaren Bischofs, der selbst in der Nacht mehr gestanden und gekniet als gelegen hat, auf dem Sarkophag ruhend dargestellt ist, während manch schlaffer Kurfürst in Herrscherhaltung kühn das Haupt erhebt.

Das Edelgestein zu einem herrlichen literarischen Denkmal des großen Bischofs stifteten seine zahlreichen antikatholischen und politischen Gegner. Professor Nippold, der mit dem Kirchenfürsten manches Federduell ausgefochten hat, sprach am 22. Januar 1870 in der „Allgemeinen Zeitung" von einer „Ehrenpflicht gerade der Gegner des Bischofs von Mainz, es anzuerkennen, daß sein Privatcharakter noch von keiner Seite angegriffen worden ist". Doch zu seinen Lebzeiten vergaßen vielfach die Feinde aus Leidenschaft und Parteipolitik auf diese Pflicht so weit, daß z. B. im Februar 1873 „die Nationalzeitung" sich zu dem Satze verstieg: „Bischof Ketteler ist nicht ein Politiker, sondern ein ganz gewöhnlicher Demagoge, und zwar weil er zugleich religiöse und wirtschaftliche Hetzerei treibt, ein noch schlimmerer und gefährlicherer Demagoge, als z. B. Lassalle einer war." Aber nach dem Tode des gefürchteten Gottesstreiters lösten sich auch die Zungen der erbittertsten Gegner zum Lobe seines edeln, großartigen Charakters.

Die „Magdeburger Zeitung" gesteht am 17. Juli 1877 in ihrem „sonst keineswegs sympathisch gehaltenen Nachruf": „Der Geschlossenheit dieser Persönlichkeit dürfen wir unsere vollste Achtung nicht versagen." Und die „Kölnische Zeitung", die von dem gewaltigen Literaten auf dem Mainzer Bischofsstuhl nicht wenige Hiebe mit der Feder erhalten hatte, war ehrlich genug, zu bekennen: „Es gibt keinen Bischof und hat wenige gegeben, die so sehr nur für ihre

Aufgabe lebten. Man muß es ihm nachrühmen: er war im römischen Sinne ein ganzer Mann."

Der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" imponierte der Kirchenfürst nicht bloß als feiner, weltgewandter Aristokrat: „Das war ein Mann, der mit Ministern als seinesgleichen umzugehen wußte, der alle aristokratischen Formen und Manieren genau kannte, ja, in ihnen aufgewachsen, sie selbst, wie es beim echten Adel der Fall ist, mit einem imponierenden, männlich freien Anstand vereinigte.... Aber das Wichtigste, die eigentliche Hauptsache war denn doch des Mannes Charakter". „So hoch er die Würde seines Amtes hielt, so wenig er seinen persönlichen Adel zurücktreten ließ, so sehr befleißigte er sich des einfachsten Lebens. Seine einfachen, groben Schuhe waren bald das Gespräch der Leute, mehr noch sein einfacher Tisch. Ein Geistlicher, der ihn besuchte, und den er wie alle, die ihr Beruf zu ihm führte, zu Tisch lud, hatte wohl eine prächtige Mahlzeit erwartet, aber: Fleisch und Gemüse, das war alles, und statt der Weinflasche, die in Rheinhessen kaum auf dem Tische des Taglöhners fehlt, stand ein Humpen Brunnenwasser da. . . . Und wie seine einfache Lebensweise, war seine Opferwilligkeit bald im ganzen Lande bekannt und bewundert."

In der Bewertung seiner geistigen Befähigung steht ein haßerfüllter Altkatholik einzig da, wenn er im Leibblatte der Papstfeinde, der „Allgemeinen Zeitung", Bischof Ketteler einen „Mann von anerkannt geistiger Nullität" nennt. Das allgemeine Urteil spiegelt sich in den Worten der „Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung":

„Unter den deutschen Bischöfen ragt, was Eifer, Begabung, Mut und Klugheit betrifft, Ketteler über die meisten um eines Hauptes Länge hervor. . . . Kein anderer hat sich so lebhaft an allen großen Fragen der Zeit, politischen und

sozialen, beteiligt und in gewissem Maße sich Gehör zu verschaffen gewußt wie er."

Fürst Bismarck, der „eiserne" Kanzler, bezeichnete den „streitbaren" Bischof als „hervorragende Persönlichkeit" und betrieb deshalb energisch seine Erhebung auf den politisch bedeutsamen Erzbischofstuhl von Gnesen-Posen, wie er ihn früher als Erzbischof von Köln „gewünscht" hatte.

2. Der Vaterlandsfeind.

Die Idee des Fürsten Bismarck, im Falle einer hierarchischen Neuordnung Freiherrn v. Ketteler die Rolle des Fürstprimas von Deutschland zuzuweisen, und sein Streben, ihn zum Erzbischof von Gnesen-Posen zu befördern, dokumentiert die Überzeugung des Reichskanzlers, der „streitbare" Bischof sei ein guter Patriot; er erblickte in ihm einen Freund der „nationalen Einrichtungen". Natürlich wurde das gegen Katholiken mit besonderer Vorliebe geschleuderte Geschoß der Verdächtigung ihrer vaterländischen, deutschen Gesinnung vor allem auch gegen Wilhelm Emanuel gerichtet. Ende Dezember 1870 war er genötigt, das Gerücht, in seiner Diözese sei von den Kanzeln zum Gebet für den Sieg der Franzosen aufgefordert worden, als „schändliche Verleumdung" zu brandmarken.

Eine glänzende Rechtfertigung und Anerkennung seiner, statt in billigem Hurrahpatriotismus, vielmehr in rührender Sorge für die Verwundeten der deutschen Armee betätigten Vaterlandsliebe wurde ihm zu teil, als der Kaiser Wilhelm I. bei seiner siegreichen Heimkehr aus Frankreich Mainz berührte. Kaum hatte er den Zug verlassen, um die Glückwünsche der Behörden entgegenzunehmen, da frug er nach Freiherrn v. Ketteler, den er auf der Fahrt zum Kriegsschauplatze mit großer Huld in Audienz empfangen hatte. Sobald

der Kaiser den Kirchenfürsten erblickte, schritt er, nach P. Pfülfs Schilderung, „gleich auf ihn zu und unterhielt sich wohl zehn Minuten lang auf das gnädigste mit ihm, um dann nach kurzem wieder einzusteigen. Diese unerwartete Auszeichnung fiel allgemein auf".

Ein willkommener Anlaß, Kettelers Reichsfeindlichkeit zu beleuchten, bot sich im Jahre 1874. Wilhelm Emanuel untersagte seiner Geistlichkeit jede kirchliche Beteiligung an der allen Gemeinden aufgenötigten „Sedanfeier". Die Kunde von diesem unpatriotischen Gewaltstreich des Kirchenfürsten verdichtete sich flugs zu der Fabel, er habe spöttisch erklärt, „St Sedan", wie er die Sedanfeier genannt habe, dürfe in seiner Diözese nicht verehrt werden. Die Beweggründe des Bischofs brauchten wahrhaftig nicht das Tageslicht zu scheuen; er legte sie in einem Erlaß an den Klerus dar:

„Die Sedanfeier geht nicht vom gesamten deutschen Volke aus, sondern hauptsächlich von einer Partei. Sie entspringt daher nicht dem allgemeinen Volksbewußtsein, sondern ist nur zu oft etwas Künstliches, durch Agitationen aller Art Hervorgerufenes, und dient nicht selten Nebenabsichten, welche mit wahrem Patriotismus nichts zu tun haben. . . . Die Partei, welche jetzt hauptsächlich die Sedanfeier betreibt, ist dieselbe, die in der Gegenwart an der Spitze des Kampfes gegen das Christentum und die katholische Kirche steht. Wenn sie daher mit besonderem Ungestüm die Beteiligung der Religion bei der Sedanfeier fordert, während sie sich sonst um die Religion wenig kümmert, so tut sie das selbstverständlich nicht aus Religion. Sie feiert in der Sedanfeier nicht so sehr den Sieg des deutschen Volkes über Frankreich als die Siege ihrer Partei über die katholische Kirche (im Kulturkampf). Die Partei will aber die katholische Kirche zwingen, sich an dieser Feier zu beteiligen. Die Kirche soll über ihre

eigenen Wunden jubeln. Durch den Schein, als ob wir sonst weniger patriotische Gesinnungen hätten, dessen Macht sie wohl kennt, will sie uns zwingen, uns mit an ihren Triumphwagen zu spannen und über unsern eigenen großen Jammer zu jubilieren. Zu diesem Spott wollen wir uns aber nicht hergeben. Mag man immerhin uns den Patriotismus absprechen: Wir wollen lieber diesen Schimpf tragen, als unter Hohngelächter unsere Religion für solche Zwecke entwürdigen. Wenn erst das deutsche und christliche Volk aus seinem eigenen Herzen heraus ein großes Volksfest feiert, dann wollen wir mit unsern Glocken und unserem Gottesdienste wahrlich nicht zurückbleiben. Zur Verherrlichung der Feste einer antichristlichen Richtung aber wirken wir nicht mit.

„Wir können nicht zu gleicher Zeit blutige Tränen weinen und Freudenfeste feiern. Die Kirche wird in vielen Ländern Europas schwer bedrängt, der Papst ist seiner Länder beraubt, fünf deutsche Bischöfe sitzen im Gefängnis, zahlreiche Priester teilen ihr Schicksal oder werden aus der Heimat verbannt, alle Mitglieder katholischer Vereine — und sie bilden ja einen großen Teil des katholischen Volkes — sind unter den Verdacht staatsfeindlicher Bestrebungen gestellt, jeder Tag bringt uns neue Schmerzensnachrichten, unsere Herzen bluten, wie könnten wir da Freudenfeste feiern! Wir würden dadurch unsern Charakter selbst herabwürdigen, denn es wäre doch überaus charakterlos, wenn wir mit diesem tiefen Schmerz im Innern Freudenfeste feiern wollten, nur um lügenhaften Anschuldigungen zu entgehen.“

Diese Bischofsworte rechtfertigen höchstens die Bemerkung der „Kölnischen Zeitung“, Freiherr v. Ketteler habe in seinem Leben stets „die diplomatische Schminke verabscheut“, dagegen lassen sie sich ungezwungen in vollen Einklang bringen mit seiner am Arbeitstisch ruhig überdachten und

darum doppelt hoch zu bewertenden Bleistiftnotiz aus dem Jahre 1867:

„Nach der Religion ist mir das deutsche Vaterland, das deutsche Volk das Höchste, und ich bin daher auch bereit, ihm alle persönlichen Interessen zu opfern. . . . Die wahre Liebe zum Vaterlande scheint mir von jedem Deutschen zu fordern, daß er die liebsten und teuersten Wünsche (so namentlich den Wunsch nach Wiedervereinigung Österreichs mit Deutschland zu einem großen deutschen Reiche) fallen läßt, wenn sie unvernünftig sind, und daß er für den Weg, auf dem die meiste Hoffnung liegt, das deutsche Vaterland zu retten, offen auftritt, mag es ihm verargt werden oder nicht. Diese Pflicht will ich ohne Rückhalt erfüllen, obwohl ich weiß, daß ich dadurch fast allen in Deutschland, die mich ehren und lieben, ins Gesicht schlage. Über das alles geht mir das deutsche Vaterland."

Wer solch opferwilligen und darum echten Patriotismus im stillen Herzenskämmerlein als „Pflicht" ansah und vor dem Kruzifixe seines Arbeitstisches als Vorsatz notierte, dem kann es wahrhaftig nicht als bloße Redensart oder gar als Ordensjägerei und Strebertum gedeutet werden, wenn er 1871 beim Festmahle der 21. deutschen Katholikenversammlung den Ehrenspruch auf den Kaiser Wilhelm I. übernahm und den katholischen Standpunkt gegenüber dem neuen Deutschen Reiche dahin festlegte:

„Wir sind treue Untertanen, nicht je nachdem uns eine Regierung gefällt oder nicht, nicht nach unserem Belieben, nicht nach unserer Wahl, sondern wegen Gott und Gottes Gebot. . . . An Vaterlandsliebe wollen wir Katholiken wirklich keinem nachstehen. . . . Wir verhehlen nicht, daß wir mit der Art und Weise, wie das Deutsche Reich zustande gekommen ist, nicht einverstanden sind, und wir sind weit

davon entfernt, alle die Mittel und Wege zu billigen, durch welche dieses Ziel erreicht wurde. Es ist aber freche Verleumdung, wenn man daraus folgert, daß wir Katholiken dem neuen Deutschen Reiche gleichgültig oder gar feindselig gegenüberstehen. Wäre diese Folgerung richtig, wie stände es mit allen deutschen Königen und Fürsten, die im Jahre 1866 mit ihren Völkern gegen Preußen eben deshalb gekämpft haben, weil sie die Mittel und Wege für unberechtigt hielten, auf denen Preußen nach der Einheit Deutschlands strebte? Sind sie deshalb auch jetzt noch Feinde des Deutschen Reiches? . . .

„Gott segne unsern Deutschen Kaiser! Er stehe ihm bei, daß er in Wahrheit verwirkliche, was er am 18. Januar von Versailles aus in der Proklamation an das deutsche Volk versprochen hat: ‚Wir übernehmen die kaiserliche Würde mit dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen!‘ . . . Möge Gott dem deutschen Kaiser beistehen, daß er, wie er Frankreich besiegt hat, als es uns bedrohte, auch im Innern Deutschlands jene französischen Grundsätze der Gottlosigkeit überwinde, welche Frankreich zugrunde gerichtet haben und welche auch ins deutsche Volk und ins deutsche Heer jene Partei einbürgern will, die das Deutsche Reich zum Kampfe gegen die Kirche verleiten möchte. . . . Es lebe Seine Majestät der Kaiser von Deutschland!“

In den schwierigen Grenzstreitigkeiten bezüglich des Machtbereiches der Kirche und des Staates vertrat Bischof Ketteler durchgehends die mildere Auffassung. Durch seine Schriften, die nach den Worten des Fürsten Bismarck „in jedermanns Händen“ waren, drangen seine genialen, schöpferischen Staatsideen bis in die Kabinette der Regenten und Regierungen vor und wurden wie granitene EckSteine in das Fundament des neuen preußischen Staatengebäudes eingefügt. Lediglich

um sich gegen den Vorwurf der Reichsfeindlichkeit zu verteidigen, keineswegs aber um mit patriotischen Verdiensten zu prunken, erklärt Wilhelm Emanuel in seiner Schrift „Was hat Herr Professor Nippold in Heidelberg bewiesen?":

„Die Grundsätze, die ich seit zwanzig Jahren über die Stellung zwischen Kirche und Staat geltend machte und öffentlich verteidigte, haben später in der preußischen Verfassung Ausdruck gefunden. Von diesen Grundsätzen bin ich in meinem Leben noch keine Linie breit abgewichen. . . . Es bleibt gewiß ein denkwürdiges Zeugnis von der Verblendung der Parteien in Mitteldeutschland, daß ich derselben Grundsätze wegen, die ich damals mit allen einsichtigen Männern teilte und die dann in Preußen in die Verfassung übergingen und dort heute noch als die sicherste Grundlage des religiösen Friedens betrachtet werden, seit zwanzig Jahren vielfach als ‚Friedensstörer', als ‚ultramontan' ꝛc. in der gehässigsten Weise bekämpft worden bin." Professor Nippold gereicht es zur Ehre, daß er sich überzeugen ließ und seinem mächtigen Gegner den Ehrentitel einer „wirklich echt deutschen Persönlichkeit" zuerkannte.

Als der Staat nach dem glorreichen Vorstoß bis ins Herz von Frankreich, von seinem Allmachtsgefühl verführt, auch ins Mark der katholischen Kirche brutal eindringen wollte, da wäre es pflichtvergessen gewesen, wenn der Kirchenfürst nicht mit seiner ganzen Gottesgewalt und der vollen Energie seiner „Eisennatur" den Streitkräften des „eisernen" Kanzlers entgegengetreten wäre; aber die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" rühmt ihm nach, daß er in Handhabung seiner „gefürchteten" Papierwaffen „eine große Klugheit und Vorsicht bis in die einzelnen Ausdrücke hinein" bekundet habe. Ein Sachverständiger widmet der Staatsfreundlichkeit dieser „Klugheit" eine eingehende Betrachtung.

„Der Bischof von Mainz war mit Ängstlichkeit darauf bedacht, daß im Widerstand gegen die Gesetzgebung nicht weiter gegangen werde, als unbedingt notwendig erschien, und die Haltung, die er persönlich den Eingriffen der hessischen Gesetzgebung gegenüber beobachtete, war die der strengsten Defensive und der ausschließlichen Passivität. Gewiß war nicht Mangel an Mut das Motiv dieser Haltung. Der in der Tat ‚streitbare‘ Bischof hätte wohl anders gehandelt, wenn er seinem Naturell hätte folgen wollen. Aber er wollte seinen Diözesanen und seinen Priestern nicht mehr Opfer auferlegen, als notwendig war, und er wollte alles vermeiden, was die ohnedies schon so schwer zerrüttete staatliche Ordnung noch mehr zu schädigen geeignet war. Diese sorgfältige und vorsichtige Zurückhaltung ließ sich ganz besonders in den Worten beobachten, mit welchen der Bischof sich vor den verschiedenen hessischen Gerichten verteidigte. Es war ein Opfer, das er für die ihm anvertrauten Seelen brachte, wenn er sich so ruhig und sanft über seine bischöfliche Amtsführung vor Richtern verantwortete, welche er nach dem kirchlichen Rechte und nach dem bisherigen Staatsrechte nie und nimmer als kompetent anerkennen konnte. Gewiß wäre ihm eine andere, minder reservierte Haltung leichter geworden.“

Geradezu ergötzlich ist die Tatsache, daß nach dem Abschluß der Konvention zwischen der hessischen Regierung und Bischof Ketteler die sonst so staatsdienerischen Nationalliberalen direkt gegen die Regierung Sturm liefen und, wie der hochangesehene Rechtsgelehrte und Generalstaatsprokurator Dr Seitz in seiner schneidigen Broschüre „Die katholische Kirchenangelegenheit im Großherzogtum Hessen“ sagt, die von ihnen plötzlich als „ultramontan“ verschrieenen Ministerien „anheulen und anbellen, Zeitungshetzen organisieren und den ganzen Phrasen-Apparat des landläufigen Liberalismus

schürend und hetzend verschwenden", während der protestantische Ministerpräsident Freiherr Reinhard v. Dalwigk zu Lichtenfels am 11. Oktober 1860 in der hessischen Zweiten Kammer der Vaterlandsliebe des Bischofs Ketteler ein glänzendes Zeugnis ausstellen konnte:

„Die mühevollen Verhandlungen (bezüglich der Konvention) sind zu einem Resultate gelangt, von dem ich annehmen darf, es gereicht beiden Teilen zur Ehre; sie haben, ohne daß die Regierung, aber auch ohne daß die katholische Kirche sich etwas von ihren unumstößlichen Prinzipien vergeben hätte, zu dem gewiß glücklichen Ergebnis geführt, daß im Großherzogtum Hessen jene unglückseligen Streitigkeiten, wie sie anderwärts aufgetaucht sind, vermieden wurden. Wir haben es niemals nötig gehabt, polizeiliche Maßregeln anzuordnen, nie war es notwendig, Gewissenszwang zu üben.... Ich muß dem Herrn Bischof von Mainz öffentlich das Zeugnis geben: Er hat überall mit vollster Offenheit, mit vollster Loyalität gehandelt, er hat sich in der Sache bewährt als ein wahrhaft deutscher Mann."

3. Der geborene Journalist.

Der streitbare Kirchenfürst führte eine schneidige Feder. Das „Berliner Tageblatt" würdigte seine schriftstellerischen Leistungen am 14. Juli 1877 in pikanter Weise: „Man konnte sicher sein, das Wort des bischöflichen Publizisten zu vernehmen, sobald nur irgend eine bedeutende Frage auftauchte und die Zeitgenossen lebhaft beschäftigte. . . . Er handhabte das Wort mit Eleganz und Schneidigkeit, und, wäre er nicht Bischof gewesen, ihm hätte nichts gemangelt, um unter den Herren der Kaplanspresse als erster Stern zu glänzen. Es ist keine Blasphemie — denn wir stellen den Journalismus und den Beruf der Presse sehr hoch —, wenn

wir sagen: er hatte seinen Beruf verfehlt, denn er war der geborene Journalist."

Die „Kölnische Zeitung" nennt ihn, ohne daß sie spotten will, den „Abgott der ultramontanen Presse. Eine Broschüre von ihm war des Erfolges im ultramontanen Lager sicher; weil sie von ihm war, häuften sich Auflagen über Auflagen. Und man muß es sagen, er war rasch bei der Hand". Dem Biographen P. Pfülf zufolge hat er „eine seiner streng juristischen Broschüren in einer einzigen Nacht überdacht und am folgenden Vormittag in die Feder diktiert, da die Sache drängte und er um 1 Uhr die Firmungsreise antreten mußte".

Kaum hatte seine problemenreiche Zeit eine neue, schwierige Frage aufgerollt, da trat er bereits mit einer klärenden, bahnbrechenden Schrift vor die Öffentlichkeit. Die Herausgabe einer Broschüre gehörte förmlich zum Jahrespensum des sich vervielfältigenden Bischofs. In der Schrift: „Was hat Professor Nippold in Heidelberg bewiesen?" mußte er sich gegen persönliche Verdächtigungen verteidigen und seinem Arbeitsdrang das Zeugnis ausstellen:

„Mein persönliches Leben liegt unversteckt und unverborgen zur Prüfung vor; es ist vom Morgen bis zum Abend ausgefüllt mit meinen eigentlichen bischöflichen und priesterlichen Funktionen. Außer diesem Verkehr mit dem christlichen Volke habe ich auch jeden gesellschaftlichen Verkehr fast gänzlich unterlassen, um keine Zeit zu verlieren. Einige Wochen des Jahres, welche ich von den priesterlichen Funktionen erübrige, benutze ich, um in einer kleinen Schrift bald diesen bald jenen Angriff zu widerlegen, um, so viel ich kann, Mißverständnisse aufzuklären."

Der Reichskanzler Fürst Bismarck tut in seiner berüchtigten Herrenhausrede vom 10. März 1873 Kettelers Schriften zu wenig Ehre an, wenn er sagt: „Sie sind geist-

reich geschrieben und angenehm zu lesen und in jedermanns Händen." Wie schon seine erste, so sind auch alle andern Broschüren bei großer Klarheit und Gemeinverständlichkeit zugleich gründlich und schlagend. So fabelhaft rasch er seine Schriften diktierte, den Vorwurf der Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit erhoben selbst die getroffenen Gegner nicht. Die „Fortsetzung zweiundzwanzig der Freimaurer-Denkschriften über die politische Wirksamkeit des Freimaurerbundes" brachte einen sieben ganze Seiten starken Auszug der Schrift: „Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein?" verfaßt von „einem der frömmsten und geachtetsten Bischöfe Europas, Freiherrn v. Ketteler, über welche Herr Prediger Zille, Redakteur der geheimen ‚Leipziger Freimaurerzeitung', am 26. August 1865 folgende denkwürdige Worte schreibt: ‚Ketteler hat wirklich in die Tiefe geschaut. Die Schrift des Freiherrn erfüllt uns mit wahrer Hochachtung vor dem Verfasser, und wir freuen uns, in ihm einen tief und gründlich auf die Sache eingehenden Gegner zu finden'. Wir kommen später wieder auf die bedeutungsvolle Schrift zurück, wollten aber nicht zögern, die Aufmerksamkeit der Brüder auf dieselbe zu lenken".

Wenn Kettelers literarische Gegner gleich Professor Nippold „die aufrichtigsten Bewunderer seiner Strategie" waren und gar manchmal auf seine Darlegungen hin eingerostete Vorurteile öffentlich fallen ließen, so liegt der tiefere Grund darin, daß er, gänzlich frei von Rach- und Ruhmsucht, nicht gegen „Personen, sondern nur gegen Prinzipien" ankämpfte, die ehrliche Überzeugung achtete, das Wahre und Brauchbare der Ansichten und Bestrebungen der Gegner gewissenhaft herausschälte und anerkannte, bei ihnen die gute Absicht, so weit möglich, annahm und nur den Nutzen anderer im Auge hatte. Er betrachtete die Schriftstellerei als ein wichtiges Stück seiner Seelsorge; in diesem Sinne prägte er

das geflügelte Wort, der hl. Paulus gäbe, wenn er in unserer Zeit lebte, gewiß eine Zeitung heraus.

Recht kennzeichnend für die literarischen Tendenzen Wilhelm Emanuels ist die briefliche Äußerung gegenüber dem Grafen Klemens Westphalen: „Die Arbeit für das Seelenheil derer, die mir Gott anvertraut hat, nimmt meine ganze Zeit in Anspruch, und wenn ich einmal einen Augenblick erübrigen kann, um eine Schrift zu verfertigen, so wähle ich mir dazu einen Gegner, bei dem ich möglichst viel Gutes für ihn oder für andere erwarten kann.“

In allen Schriften blieb der Bischof dem Programm treu, das er zu Beginn seines ersten größeren Werkes „Freiheit, Autorität und Kirche“ aufgestellt hatte: „Ich habe geglaubt, in dem großen Kampfe, der in der Gegenwart um die heiligsten Güter geführt wird, der Wahrheit nach dem Maße meiner Kräfte einen Dienst zu leisten, wenn ich die Schlagwörter der Zeit einer Prüfung unterzöge, um zu versuchen, ob es auf diesem Wege gelingen könne, manche vorhandene Unklarheit zu entfernen und dadurch die Einigkeit auf den Gebieten des öffentlichen Lebens zu fördern.“

Was Kardinal v. Geissel im Dankesbriefe für Kettelers Werk „Freiheit, Autorität und Kirche“ am Ostersonntag 1862 schrieb, das konnte dem großen Literaten am Schlusse seines Lebens in vervielfachtem Maße zugerufen werden: „Es ist ein wahrer Dienst, welchen Sie der öffentlichen, kirchlichen wie staatlichen Ordnung geleistet haben, daß Sie in so manchen Zeitfragen die richtigen Gesichtspunkte aufstellten und dadurch alle die Phantasien und kernlosen Redensarten, die sich überall jetzt breit machen, auf ihren hohlen Wert zurückführten. Ob dies von vielen, wie es verdiente, werde gewürdigt und beherzigt werden, steht allerdings in Frage. Allein die vielhundertjährige Erfahrung lehrt, daß es oft genügt, auch nur Zeugnis für Recht und

Wahrheit abgelegt zu haben, um ihnen zuletzt den Weg zu brechen und sie dem endlichen Siege zuzuführen. Möge Gott auch dem Zeugnis, welches Sie so glänzend abgelegt haben, einen gleichen Lohn zu teil werden lassen!"

4. Feuerherd und Vulkanausbrüche.

Die edeldenkenden Gegner des großen Kirchenfürsten haben ihn angestaunt und hochgeschätzt, aber die „Katholische Stimme" schreibt mit vollem Recht: „Das innere Geheimnis seines Lebens und Wirkens werden nur jene verstehen, welche den Geist des katholischen Glaubens kennen. Nur aus diesem ist die Größe des Blickes erklärlich, mit welchem der selige Bischof die mannigfaltigsten Verhältnisse des kirchlichen, politischen und sozialen Lebens überschaute. Nur der Glaube konnte ihm die gewaltige Kraft verleihen, mit der er als Bischof und Priester allen alles war und zugleich als politischer Schriftsteller und Redner an den mannigfachsten Fragen der Zeit Anteil nahm. Das Leben des seligen Bischofs ist recht eigentlich ein Denkmal des Glaubens; es gibt uns im kleinen das Bild der alles durchdringenden, die Welt überwindenden Macht des Christentums."

In Kettelers persönlichem Leben offenbarte sich sein felsenfester, stahlharter Glaube als innige, kindliche Frömmigkeit. Ein Priester seiner Umgebung bezeugt:

„In seinem Seeleneifer und in seiner Liebe zum Gebete war Bischof Ketteler für alle Geistlichen das erhabenste Muster und Vorbild. Die Tagesordnung, die er als Seminarist begonnen, hat er bis zum Krankenlager mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit beobachtet. Jeden Morgen stand er um 4 Uhr, später, als die Last der Jahre und die Folgen anstrengendster Arbeiten sich geltend machten, um 5 Uhr auf und widmete eine Stunde der Betrachtung. Dann

las er mit größter Andacht und Geistessammlung die heilige Messe, verwendete eine volle halbe Stunde auf die Danksagung, besuchte täglich das heilige Sakrament und betete täglich den Rosenkranz wie die Gebete des dritten Ordens des hl. Franziskus, dem er seit einer Reihe von Jahren angehörte."

Zur Ergänzung dienen die Worte von Kettelers vertrautestem Freunde, Domdechanten Dr Heinrich: „Wenn er auch nicht funktionierte, pflegte er Hauptfesten in einzelnen Pfarrkirchen beizuwohnen. Regelmäßig besuchte er am Nachmittag die Kirchen, wo das ‚große Gebet‘ gehalten wurde, öfters kam er in andere Andachten. Wenn er in Mainz war, wohnte er fast jeden Sonntag der abends im Dome stattfindenden Predigt und Rosenkranzandacht bei. Täglich konnte man ihn in der Muttergotteskapelle des Domes beten sehen. Er tat dies und ähnliches aus persönlicher Andacht; dadurch hat er mehr als durch Ermahnungen die Gläubigen beten und den gemeinsamen Gottesdienst hochschätzen gelehrt." „Ein Mann des innerlichen Lebens, war Ketteler gerade deshalb auch für jede von der Kirche gebilligte äußere Andachtsübung und fromme Festlichkeit, vorausgesetzt, daß sie auch im Geiste gefeiert werde."

Seine kernige Frömmigkeit ließ die übrigen Tugenden keineswegs verkümmern. Der Lieblingsgegenstand christlicher Kraftmenschen, das Kreuz der Entsagung, war bei Wilhelm Emanuel stets in Gebrauch. Die „Katholische Bewegung" versichert 1877: „Sein ganzes priesterliches Leben war eine ununterbrochene Abtötung".

Stadt- und Landgespräch war Kettelers äußere Losschälung, welche ein Pfarrer der Mainzer Diözese also beschreibt: „Seine häusliche Einrichtung, seine Bedienung, sein Tisch waren höchst einfach; ein harter Strohsack mit Decke war jahrzehntelang sein Bett. Außer den notwendigen

Möbeln und Kleidungsstücken und außer Büchern schaffte er für sich nichts an. Eine Equipage hat er nie gehalten, sogenannte diplomatische Diners nie gegeben, jedoch übte er freundliche Gastlichkeit. Die Nachtruhe maß er sich nur höchst spärlich zu, um Zeit für seine vielen Arbeiten zu gewinnen."

Weniger in die Augen springend, aber weit staunenswerter war sein ununterbrochener, geradezu heldenhafter Ringkampf mit der elementaren Naturgewalt einer hochgradigen Zornmütigkeit, welche nach der allerdings von ihm in Abrede gestellten brieflichen Auslassung eines Geistlichen im Jahre 1861 „ihn einst im weltlichen Stande auf der Jagd hinriß, einen Jagdhund, der am Fehlschusse seines Herrn nicht schuld war, mit dem Kolben der Flinte totzuschlagen".

Ohne Zweifel schoß die „Mittelrheinische Zeitung" 1861 in einem leidenschaftlichen Artikel über das Ziel hinaus, da sie schrieb: „Freiherr v. Ketteler ist ein Mann, der rücksichtslosen Eigensinn für pflichtmäßige Festigkeit, Gewalttätigkeit für Energie, hochfahrendes Wesen für Wahrung seiner Würde ansieht und betätigt, das Strafen mehr liebt als die zu bestrafenden Fehler perhorresziert, den Pessimismus zum Prinzip in der Behandlung seiner Geistlichkeit macht und argwöhnisch nur überall Unkraut sehen will, das er auszurotten habe; deshalb ist bei der diskretionären Gewalt, die er in sich vereinigt, die Lage der ihm untergebenen Geistlichkeit keine beneidenswerte." Den Wahrheitskern dieser gehässigen Anschuldigung enthüllte das „treugehorsame Domkapitel" von Mainz, als es im Jahre 1860, sechs Tage vor Weihnachten, dem „Feste des Friedens und des Trostes", sich für verpflichtet hielt, in einem längeren, von apostolischem Freimut getragenen Schreiben ihrem Oberhirten zu erklären:

„Wir glauben es Ihnen, Gnädiger Herr, und auch unserer Pflicht schuldig zu sein, Sie mit aller Aufrichtigkeit auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der Ihr mit so

großen Anstrengungen und Opfern verbundenes Wirken in hohem Grade beeinträchtigt und der sogar, wenn nicht Abhilfe geschieht, das Wohl der Diözese selbst wesentlich gefährden kann. Dieser Umstand ist Ihre allzu große Heftigkeit. . . . Wir haben es uns zwar nicht verhehlt, daß einem Manne von Ihrer Willens- und Tatkraft wohl eine gewisse Reizbarkeit zugute gehalten werden muß, und wir haben geglaubt, daß Ihre, wenn Sie nicht aufgeregt sind, wirklich so freundliche und väterliche Behandlungsweise Ihrer Untergebenen hier billig ebenfalls in Anschlag zu bringen sei. Allein, Gnädiger Herr, wir bitten Sie, es uns nicht zu verübeln, sondern es im Geiste der Sanftmut unseres göttlichen Heilandes aufzunehmen, wenn wir Ihnen vor Gottes Angesicht erklären, daß jene Reizbarkeit in einem Grade, wie Sie es selbst ganz gewiß nicht erkennen, das Maß des Erträglichen überschreitet. . . . Wir bitten Ew. Bischöflichen Gnaden in aller Ehrerbietigkeit, wie Söhne ihren Vater, doch vor Ihrem Gewissen, das über Ihren Willen, wie wir aus Erfahrung überzeugt sind, eine so große Kraft hat und das Sie zu so schweren Opfern zu bestimmen vermag, zu überlegen, daß ein solches Aufbrausen, eine solche Zornmütigkeit vor Gott eine Sünde ist, und zwar eine um so größere Sünde, wenn ein Bischof ihr unterliegt, der seinen Untergebenen, Priestern wie Laien, durchaus die Worte des Heilandes muß zurufen können: ‚Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen.‘ Wir bitten auch Ew. Bischöflichen Gnaden, zu erwägen, welchen Schaden diese Heftigkeit in der Diözese hervorruft, wo die Geistlichen, oder die verschiedenen Vorstände, oder auch die Gemeinden selbst, nachdem sie Zeugen von Ausbrüchen derselben gewesen sind, nicht so bald und so leicht wie wir die Gelegenheit wieder erhalten, Ew. Bischöflichen Gnaden auch von der andern Seite kennen zu lernen und deren vielfache hohe Tugenden

zu bewundern. Die Kunde dieses Schadens dringt, der Natur der Sache gemäß, unmittelbarer und leichter zu uns als zu Ew. Bischöflichen Gnaden selbst, und wir können Sie versichern, daß er bereits so groß ist, daß nur durch die sonstigen vielen vortrefflichen und glänzenden Eigenschaften Ew. Bischöflichen Gnaden bisher sehr schlimmen Dingen vorgebeugt werden konnte. Der Klerus der Diözese im ganzen zittert vor den Ausbrüchen des Zornes Ew. Bischöflichen Gnaden; viele, selbst vortreffliche Priester fürchten Ihre Nähe, und bis weit über die Grenzen des Bistums hinaus ist, zu wirklicher Beeinträchtigung der Erfolge, womit Ew. Bischöfliche Gnaden die Sache der Kirche in so herrlicher Weise vertreten, der Ruf gedrungen von der Heftigkeit und dem Zornmute des Bischofs von Mainz. . . . Wir bitten Sie bei allem, was in der göttlichen Religion heilig ist — wir bitten Sie bei dem herannahenden heiligen Weihnachtsfeste, welches für alle Menschen, die eines guten Willens sind, ein Fest des Friedens und des Trostes ist — nehmen Sie diese unsere Vorstellung nicht übel auf, geben Sie derselben Folge! Dies zu tun ist ganz gewiß in Ihren Verhältnissen Ihre wichtigste Aufgabe für Ihr ganzes Leben. Sie werden alsdann wahrlich einer der ausgezeichnetsten und am segensreichsten wirkenden Oberhirten der katholischen Kirche sein."

5. Das Gold in der Glut.

Wer die „allzu große Heftigkeit" Wilhelm Emanuels nicht an sich erfahren mußte, wer sie aus der Vogelperspektive des Biographen im Gesamtbilde der machtvollen Persönlichkeit und in ihrer ganzen Entwicklungsgeschichte überschaut, der möchte sie förmlich nicht missen, wenn auch nicht als pikanten Einschlag, so doch als Feueresse und Feuerprobe heroischer Tugend.

Der aufblitzende Zornmut beleuchtete zunächst seine bewunderungswürdige Demut. Nur blinde Erbitterung konnte einem Priester die Worte diktieren: „Aus seinem ganzen Wesen gegen uns blickt der Hochmut hervor, ein Erbübel des Adels, der die Untergebenen wie geringere, ja ganz andere Wesen behandelt.“ Das schönste Demutszeugnis stellte sich Bischof Ketteler in der Antwort auf den erwähnten Schuldschein des Domkapitels aus; ohne irgendwie sein Vorgehen in einem der vorgebrachten Fälle zu rechtfertigen, bekannte er sich einfach und schlicht als — schuldig:

„Ich beschränke mich darauf, auszusprechen, daß ich die Heftigkeit, mit der ich wiederholt Rügen, zu denen ich mich veranlaßt glaubte, kundgegeben habe, gern als Fehler und Sünde anerkenne und immer als solche anerkannt habe. Ich bezweifle nicht die gute Absicht, welche Sie bewogen hat, mir Ihre Ansicht hierüber auszusprechen. Der Vorfall wird mir ein ernstlicher Antrieb sein, gegen diesen Fehler zu kämpfen.“ Noch am gleichen Tage dankte das Domkapitel für die „Erbauung, welche ihm Se Bischöfliche Gnaden bereitet haben“.

Ein „hochfahrender“, „hochmütiger“ Mann hätte auch wahrhaftig nicht wie Wilhelm Emanuel wöchentlich und vielfach öffentlich vor allem Volk im Beichtstuhl einem einfachen Priester seine Sünden bekannt.

Nur ein demütig dem eigenen Urteil mißtrauender Schüler Christi konnte in einem folgenschweren Kompetenzstreit mit dem Domkapitel hinsichtlich der Errichtung eines Tridentinischen Knabenseminars am 11. Februar 1863 an Domdekan Lennig schreiben: „Wenn ich bei der späteren Beratung finden werde, daß meine Pläne gute Gründe gegen sich haben, so bin ich entschlossen, jedem guten Grunde zu weichen.“ Nur einer, dem dünkelhafter „Eigensinn unendlich fern lag“, vermochte, da das Domkapitel nicht nachgab und deshalb die Angelegen-

heit in Rom ausgetragen werden mußte, in einem Schreiben an den Nuntius Gonella zu erklären:

„Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß ich die Entscheidungen, auch wenn sie sich gegen meine jetzige Meinung aussprechen sollten, mit freudigem Herzen annehmen werde, da ich keinen andern Wunsch kenne, als daß alle Verhältnisse meiner Diözese nach dem Geiste und nach den Gesetzen der Kirche geordnet werden. Ich bitte daher auch, daß dem Domkapitel jede Möglichkeit gewährt werde, seine Ansichten und Gründe darzulegen, wie auch ich meinerseits von Herzen bereit bin, alles noch mehr und mehr zu erklären, damit der Apostolische Stuhl um so sicherer sein Urteil fällen kann."

Der Nuntius täuschte sich nicht, als er am 21. Oktober 1864 die Meldung, Rom habe in allen Hauptpunkten dem Domkapitel recht gegeben, mit den für beide Parteien gleich ehrenvollen Worten schloß: „Ich zweifle nicht, daß die ganze Angelegenheit friedlich und freundlich beigelegt werde, da sowohl Ew. Bischöfliche Gnaden wie auch das Kapitel aufrichtig das Wohl der Kirche und die Ehre Gottes suchen." Der streitbare Bischof fügte sich „ohne Unwillen oder Klage" in die Rolle des Besiegten.

Mißmut und kleinliche Verärgerung gegen den Führer der Aktion des Domkapitels, Generalvikar Lennig, lag dem großmütigen Kirchenfürsten so fern, daß er zwei Monate nach dem ungünstigen Entscheid bei feierlichem Anlaß öffentlich erklärte, „alles Große und Gute, was seit Jahren in Mainz geschehen sei, hänge mit Lennigs Person und Tätigkeit auf das allerinnigste zusammen".

Wie Wilhelm Emanuels „Zornmütigkeit" frei war von „Hochfahrenheit" und „Eigensinn", so war sie auch nicht gepaart mit Selbstsucht. Gerade in unberechnet, unwillkürlich hervorbrechenden Affekten „werden die Gedanken des

Herzens offenbar"; die spontane Heftigkeit des streitbaren Bischofs enthüllte so recht die von einer Totenklage der „Germania" 1879 besungene „unbewußte, faltenlose Offenheit und Geradheit, welche von sich sagen kann: Ich habe keinen Gedanken in mir, der die Öffentlichkeit zu scheuen braucht". „Ein zur zweiten Natur gewordener Wahrheitssinn" und selbstloser Seeleneifer waren der Feuerherd, welcher die vulkanischen Eruptionen bewirkte, aber sie auch sofort verrauchen ließ, sobald der gute Hirt inne wurde, daß sie die Stadt Gottes bedrohten. Dies bezeugt ein halbes Jahr nach dem erwähnten Notschrei des Domkapitels ein Leitartikel des „Mainzer Journals":

„Die Priester der Diözese Mainz wissen wohl, daß, wenn ihr vom reinsten Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Menschen durchdrungener Bischof mitunter einer Aufwallung seines Temperamentes unterlegen ist, welche eine sanftere Natur vermieden hätte, dies nicht aus einer lieblosen Absicht, sondern aus jener menschlichen Gebrechlichkeit hervorging, von welcher auch die besten und größten Männer nicht ausgenommen sind. Die Priester wissen auch und sind oft Zeuge gewesen, mit welcher Liebe und welchem Vertrauen er, gerade auf seinen Firmungs- und Visitationsreisen, mit den Priestern umgeht, wie gern er sich in ihrer Mitte befindet und wie oft er, wenn er jemanden in der Überraschung des Augenblickes Unrecht getan zu haben meinte, mit einer Großmut und Selbstverleugnung, deren seine Tadler schwerlich fähig wären, solches sofort auszugleichen bemüht war. So ist uns der Bischof von Mainz während seines fast zwölfjährigen Wirkens oft geschildert worden, und so kennt ihn Klerus und Volk. — Wenn übrigens Pfarrer Kamp eine nach Form und Inhalt so tadelnswerte Klage erheben konnte, ohne deshalb irgendwie behelligt zu werden, so scheint uns das nur ein Beweis

dafür, daß der Bischof in allen Dingen, die seine Person betreffen, eine große Liberalität und Duldsamkeit besitzt, wie in andern Kreisen nicht jeder Vorgesetzte sie gegen seine Untergebenen zeigt."

Die Zornmütigkeit des streitbaren Bischofs trat nie in Aktion, wenn Verleumdungen und Verunglimpfungen nur seine Person, nicht aber die von ihm zu verfechtende heilige Sache Gottes in den Staub zogen. Wie oft fragten die hessischen Staatsprokuratoren bei ihm an, ob sie gegen die Urheber gemeiner Beschimpfungen und ehrenrühriger Lügen gerichtlich vorgehen sollen, aber stets lehnte er dankend ab; trotz der Menge förmlich professionsmäßig tätiger Verleumder hat Wilhelm Emanuel keine einzige Ehrenbeleidigungsklage in eigener Sache angestrengt.

Auch Mißbrauch seiner Freigebigkeit regte ihn nicht auf; hatte er sich ja in Berlin sogar gefreut, als er die Arbeiterfamilie, die ihn um ein Almosen angesprochen hatte, beim Gänsebraten überraschte.

Jegliche Form von Gewinnsucht widerstand Kettelers ganzem Wesen. In seinem Testamente vom 30. Januar 1877 heißt es: „Außer dem in meinem Schreibtisch befindlichen baren Gelde habe ich kein Vermögen; was ich hatte, habe ich zu guten Zwecken verwendet." In seinem Schreibtisch fand sich so wenig Geld, daß daraus der seinen Dienstboten für „drei Jahre" nach seinem Tode versprochene Lohn bei weitem nicht bezahlt werden konnte: „Meinen treuen Dienstboten, die mir so lange gedient haben, kann nur Gott, für den sie das alles ja auch in Wahrheit getan haben, den vollen Lohn gewähren; mir fehlen dazu leider alle Mittel. Ich schenke jedem derselben alles, was zur Ausstattung ihres Zimmers gehört mit dem entsprechenden Bett- und Leinenzeug." Der Lohn auf drei Jahre sollte aus dem Erlös des Verkaufs seiner Inventarstücke bestritten werden; den Rest

des Erlöses erhielt laut testamentarischer Bestimmung der Mainzer Vinzenzverein zur Verteilung an die Armen. Kettelers Verwandte erhielten nur Andenken.

Seine Zornmütigkeit stand auch nicht im Dienste der Ehrsucht. Während sein erwählter Bischofsrivale Schmid in heftigen Zorn geriet, als ihm der Papst die Mitra verweigerte, erregte es den Unmut des Freiherrn v. Ketteler, als ihm seine teure arme Bauernpfarrei entrissen und das Bischofskreuz aufgenötigt wurde.

Ein Fürstbischofsthron und drei Erzbischofsstühle begehrten ihn: Breslau, Köln, Gnesen-Posen und Freiburg im Breisgau; aber kaum war das Gerücht davon aufgetaucht, da wallte sein feuriges Blut in Entrüstung auf, und alsbald setzte er alle Hebel einer heiligen Intrige in Bewegung, um dieses Unglück von sich und den betreffenden Diözesen fern zu halten. Freiherr v. Ketteler wäre am liebsten sein Leben lang „Bauernpastor" geblieben.

In dieser totalen Selbstlosigkeit liegt die Lösung des Rätsels, wie die durch seine elementare Zornmütigkeit gar manchmal in Schrecken versetzte Geistlichkeit trotzdem zu gleicher Zeit ihrem Oberhirten in der innigsten Liebe und Begeisterung anhing. 1863 bezeugt ein Priester der Diözese Mainz öffentlich:

„Es ist vollkommen erlogen, wenn man sagt, der Mainzer Klerus sei seinem Bischof entfremdet. Ich habe Gelegenheit gehabt, darüber Beobachtungen zu machen. Der Klerus hat (einen oder den andern Querkopf abgerechnet) nicht nur die Pflichten der Ehrerbietung stets mit freudiger Überzeugung gegen ihn erfüllt, er weiß auch die eminente Aufopferung seines Bischofs zu schätzen und würde, davon bin ich überzeugt, ihm die schwersten Opfer bringen. Gebe Gott, daß sich in allen Diözesen so rege und so innige Verbindung unter den verschiedenen Kreisen des Klerus fände. . . . Ich

kann mir wohl denken, daß die westfälische Eisennatur den aus weicherem Metall geschmiedeten Herzen des rheinischen Klerus hie und da etwas schwer fallen mag. Aber sei dem, wie ihm wolle, ich versichere: die Fehler dieses Bischofs wären an andern — Tugenden, und gerade die Art und Weise, wie er die außergewöhnliche Kraft seines Wesens beherrscht, verrät einen sittlichen Ernst, der, wie ich glaube, dem Klerus jedes Recht zur Klage nimmt und ihn zu unbegrenzter Hingebung verpflichtet."

Der streitbare Bischof, der gegen die mächtigsten Gegner kühn zu Felde zog, hat sich nicht gescheut, auch den Todeskampf mit dem Titanen in seinem Innern aufzunehmen, und er hat einen glänzenden Sieg über sich davongetragen. Das bezeugen alle, die jahrzehntelang Gelegenheit hatten, ihm gleichsam ins Herz zu blicken. Einer dieser schreibt 1877 in der „Katholischen Bewegung":

„Das Wort, daß vor dem Bedienten die Größe des Mannes schwindet, findet auf Ketteler keine Anwendung. Auch im täglichen Verkehr, bei Tisch, in der Erholungsstunde bei heiterer Unterhaltung, die ihm zur rechten Zeit willkommen war, verleugnete er niemals seinen hochgesinnten, edeln Charakter, einen Punkt ausgenommen. In den ersten Jahrzehnten seines Episkopates, dessen Pfade öfters mit Dornen besät waren, ließ er sich bisweilen zu heftigen Worten hinreißen. Oft hatte er wohl kaum selbst das Bewußtsein, welch niederschmetternden Eindruck sein zürnendes Auge, das ruhige scharfe Tadelswort aus seinem Munde in dem Zuhörer hervorbrachte. In späteren Jahren hatte er auch in diesem Punkte die Herrschaft über sich errungen."

Dies bestätigt 1881 Pfarrer Sickinger: „Der Bischof war in den letzten Jahren seiner langen Hirtentätigkeit von außerordentlicher Milde und Herablassung und hatte jenen stürmischen Eifer, den er in den ersten Jahren

seines bischöflichen Amtes manchmal zeigte, namentlich wenn es sich um Unordnungen und Fehler handelte, und wodurch bisweilen unangenehme Auftritte hervorgerufen wurden, vollständig verloren."

Der vertrauteste Freund und Gesinnungsgenosse Wilhelm Emanuels seit den Tagen der Frankfurter Greuel, der geniale Domdekan Dr Heinrich, der das Klagelied des Domkapitels über die „Zornmütigkeit" seines Oberhirten mit unterzeichnet hatte, versichert, gegen Arme bis herab zum Straßenbettler sei Freiherr v. Ketteler stets die Liebe und Freundlichkeit selbst gewesen, aber „stolzen und vornehmen Weltmenschen gegenüber ließ er die Würde seiner gesellschaftlichen Stellung und seines Ranges hervortreten, namentlich in früheren Jahren, wo er jene Milde des Charakters, nach der er allezeit gestrebt, noch nicht in dem Maße erlangt hatte, wie es ihm im späteren Alter eigen war.... Täglich durchforschte er sein Gewissen, und ich weiß, wie sehr er sich Mühe gab, gerade jene Tugenden zu gewinnen, die seinem natürlichen Temperament am schwierigsten waren. Namentlich war es rührend zu sehen, wie sehr er sich in der Tugend der Geduld und Sanftmut übte, besonders in den letzten Jahren seines Lebens. Er hatte schwere Kreuze zu tragen ... schwere Kämpfe, schwere Kränkungen an seiner Ehre zu erdulden.... Aber er hat es in der Geduld so weit gebracht, daß er zuletzt selbst das Härteste ... mit demütiger und ergebener Geduld ertrug".

Diese Beobachtung steht keineswegs im Widerspruch mit der Tatsache, daß Freiherr v. Ketteler bis zu seinem Lebensabend eine „streitbare" Natur blieb; der kriegerische Geist brauchte nicht von ihm bekämpft zu werden, er eignet dem Schlachtenlenker und ziert ihn. Die „kleine Exzellenz" Windthorst, dieser große Befehlshaber der Zentrumsliga, toastierte

beim fünfundzwanzigjährigen Bischofsjubiläum des Freiherrn von Ketteler mit vollem Recht auf dessen Streitbarkeit: „Wir sind stolz auf den Bischof von Mainz, er ist der κατ᾽ ἐξοχήν (*vorbildlich*) *streitbare Bischof in der edelsten und besten Bedeutung des Wortes*. Er hat in seiner Jugend für die Ehre gestritten; er hat kräftig und fest gestritten in seiner Gemeinde Hopsten; er hat gestritten, als die Woge der Revolution über alle Köpfe wegschritt. In Frankfurt hat er am Grabe Lichnowskys gegenüber der Hydra der Revolution ein ernstes, kühnes Wort gesprochen. Und wenn der hochwürdigste Herr heute viel streitet, so sage ich, er streitet wieder *gegen die Revolution*. Die Revolution wird nicht allein auf der Straße gemacht; wir haben in der Geschichte Beispiele, daß sie auch anders woher in Szene gesetzt wird, und dann ist sie um so gefährlicher. Ich fordere die Männer auf, die aus dem ganzen Deutschen Reiche hierher zusammengekommen sind, auf das Wohl des streitbaren Bischofs zu trinken: *Der streitbare Bischof von Mainz, den Gott noch lange erhalten wolle, er lebe hoch!*“

Wenn die Gegner Wilhelm Emanuel mit Vorliebe den „streitbaren Bischof“ nannten, so brauchte er sich nur gegen falsche Deutungen des Wortes zu verteidigen. Nicht lange vor seinem Tode, am 23. März 1877, erklärt er in der „Germania“: „Die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung‘ pflegt mir den Titel ‚der streitbare Bischof von Mainz‘ beizulegen. Ich kann denselben nur in der Voraussetzung annehmen, daß sie *aufgezwungene Notwehr für die heiligsten Güter der Menschen, für Glaube und Gewissen*, als streitbares Wesen ansehen will. Weiter geht in der Tat mein streitbarer Sinn nicht, als daß ich für mich und meine Glaubensgenossen das Recht in Anspruch nehme, nach unserem katholischen Glauben zu leben.“

Der lauterste, glühendste Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen war die Quelle seiner Zornausbrüche, aber auch der Beweggrund des ununterbrochenen Kampfes gegen dieselben.

Die Gewissenhaftigkeit und Emsigkeit in Spendung des Bußsakramentes ist der solideste Maßstab des echten, opferwilligen Seeleneifers; demgemäß war Wilhelm Emanuel ein vollendeter Seelenhirt; denn er hat nicht bloß in der Marienkapelle des Mainzer Domes, seiner späteren Grabstätte, beständig als Beichtvater gewirkt, nein, auch auswärts, und zwar nicht nur innerhalb seines Bistums, sondern auch in fremden Diözesen eroberte er sich stets gleich einen Beichtstuhl und brachte viele Stunden darin zu. In einem Briefe vom 14. September 1875 berichtet er mit Hochgenuß, daß er bei der Wallfahrt in Dieburg auf Mariä Geburt gar nicht mehr aus dem Beichtstuhl herausgekommen sei.

„Ich habe am Vorabend von 1½ bis 9½ Uhr und am andern morgen von 2½ bis 12 Uhr mit Ausnahme der heiligen Messe und Predigt Beicht gesessen, mit fünf Kapuzinern und zwölf andern Priestern.“

Der Festbericht des neunhundertjährigen, großartigen Jubiläums des hl. Konrad in Konstanz im November 1876 dokumentiert: „Die Palme über den niederen und jüngeren Klerus verdiente sich als Beichtvater der hochwürdigste Bischof von Mainz, der (während der Festoktav) täglich so ungefähr zehn Stunden Beicht hörte.“

Die glühende Liebe, die Wilhelm Emanuel im Bußsakramente den einzelnen Schäflein entgegenbrachte, bekundete er auf der Kanzel gegenüber dem ihm stets in Massen zuströmenden Volke. Das Wesen und die Wucht seiner glänzenden Predigten während des Konradusjubiläums in Konstanz schildert die „Ostschweiz“ in den ergreifenden Worten:

„Da stand er auf der Kanzel, diese hohe, imponierende Gestalt mit dem scharfgeschnittenen Gesichte, dem feurigen Auge, der donnernden Stimme, und redete wie einer, der Gewalt hat. Sein Wort war so einfach, so volkstümlich, so durchsichtig, daß auch das Kind ihn verstand, aber getragen von solchem Glauben, solch zarter Frömmigkeit und gesprochen mit solch himmlischer, übernatürlicher Kraft, daß es einen unauslöschlichen Eindruck auf jeden Zuhörer machte und, was mehr ist, die Herzen änderte. Mir war's immer, wenn ich Ketteler predigen hörte, als spräche ein Heiliger."

Weil das Maß der Selbstüberwindung und Hinopferung für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen der einzig richtige Gradmesser christlicher, apostolischer Vollkommenheit ist, darum konnte der im Rufe der Heiligkeit dahingeschiedene Papst Pius IX. auf die Zustimmung aller einsichtigen und gutgesinnten Katholiken rechnen, als er sprach:

„Bischof Ketteler ist ein Heiliger".

Berichtigungen.

S. 17, Zeile 5 von unten lies „Dompräbendaten" statt Dompräbendaren.
S. 31, Zeile 17 von oben lies „verleideten" statt verleiteten.
S. 153, Zeile 8 von oben lies „Dalwigk" statt Dalwick.

Personenregister.

G.

H.

J.

K.

Sachregister.

A.

B.

D.

E.

F.

Bilder.



Bild 1. Maximilian Friedrich Freiherr von Ketteler=Alt=Assen=Harkotten, Majoratsherr. (S. 3.)



Bild 2. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg-Stolberg, Dichter. (S. 4.)



Bild 3. Joseph Graf zu Stolberg-Stolberg,
Präsident des Bonifatiusvereines. (S. 9.)



Bild 4. Klementine Freifrau von Ketteler-Alt-Assen-Harkotten, geb. Freiin von Wenge zu Wenge und Beck. (S. 4.)



Bild 5. Maria Theresia Fürstin von Waldburg-Zeil-Trauchburg, geb. Freiin von Wenge zu Wenge und Beck. (S. 4.)

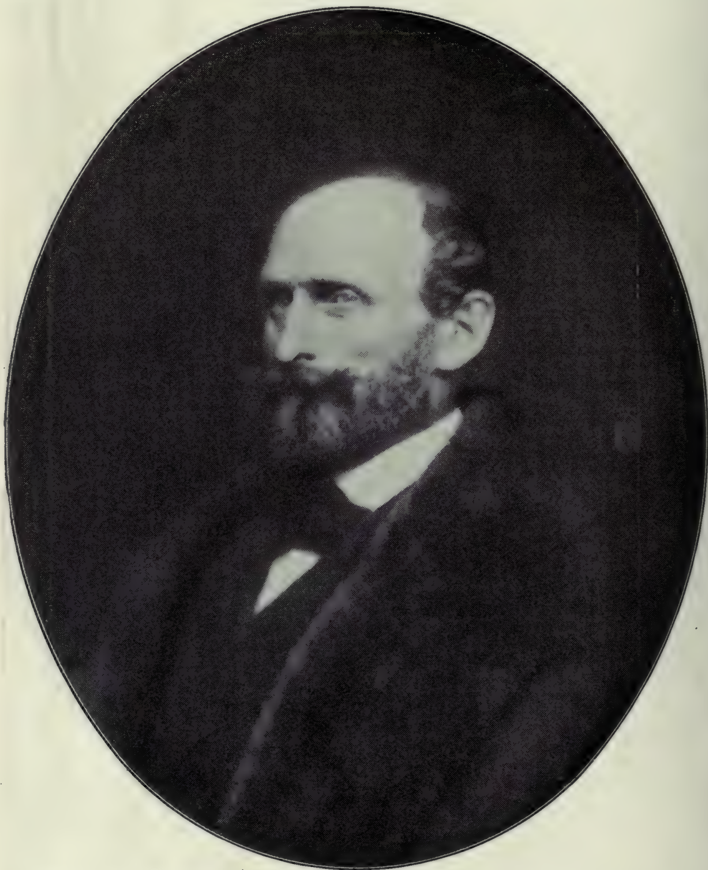


Bild 6. Wilderich Freiherr von Ketteler-Alt-Assen-Harkotten.
(S. 4.)



Bild 7. Paula Freifrau von Ketteler-Alt-Assen-Harkotten,
geb. Gräfin zu Stolberg-Stolberg. (S. 4.)



Bild 8. Sophie Gräfin von Merveldt,
geb. Freiin von Ketteler. (S. 5.)



Bild 9. Anna Gräfin von Galen,
geb. Freiin von Ketteler. (S. 5.)



Bild 10. Friedrich Graf von Galen,
Pfarrer von Lembeck. (S. 161.)



Bild 11. Ferdinand Graf von Galen, Erbkämmerer, Reichstagsabgeordneter. (S. 184.)



Bild 12. Maximilian Graf von Galen,
Weihbischof von Münster. (S. 220.)



Bild 13. Melchior Freiherr von Diepenbrock, Kardinal-Fürstbischof von Breslau. (S. 100.)



Bild 14. Kardinal Karl August Graf von Reisach,
Erzbischof von München. (S. 47.)



Bild 15. Klemens August Freiherr Droste zu Vischering, Erzbischof von Köln. (S. 30.)



Bild 16. Dr Paul Leopold Haffner,
Bischof von Mainz. (S. 187.)



Bild 17. Exzellenz Dr Ludwig Windthorst,
hannoveran. Staatsminister. (S. 19.)

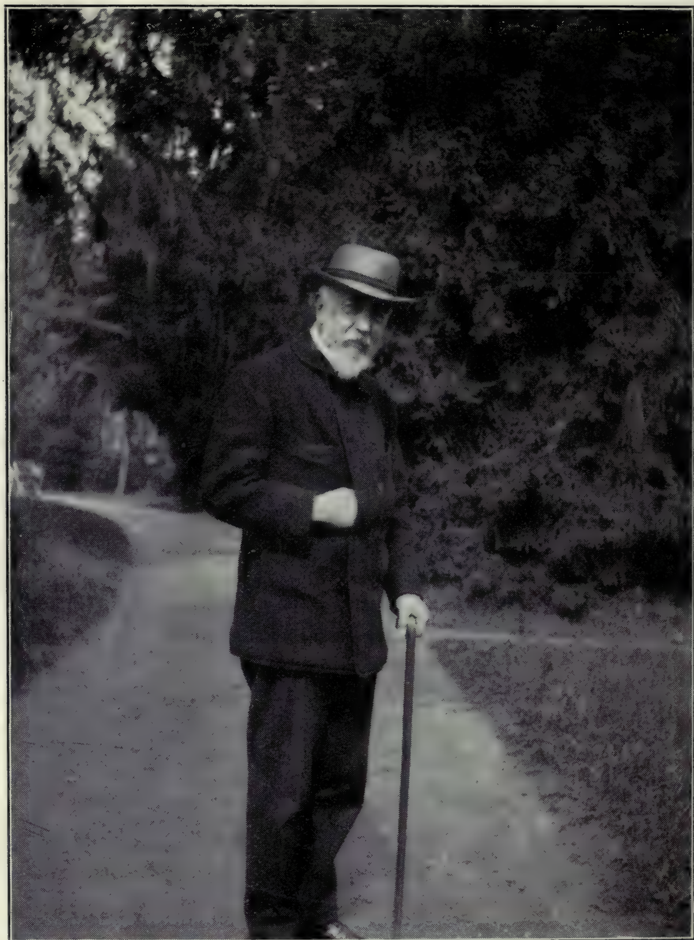


Bild 18. Karl Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Dominikanerpater Raimundus. (S. 47.)



Bild 19. Burkhard Freiherr von Schorlemer-Alst,
Präsident des Westfälischen Bauernvereines. (S. 165.)



Bild 20. Ida Gräfin von Hahn-Hahn,
Romanschriftstellerin. (S. 184.)



Bild 21. Schloß Harkotten. (S. 5.)



Bild 22. Schloß Assen. (S. 71.)



Bild 23. Schloß Lembeck. (S. 76.)



Bild 24. Schloß Darfeld. (S. 46.)



Bild 25. Fronleichnamsfeier in Kleinzimmern. (S. 154.)



Bild 26. Ketteler-Denkmal in Kleinzimmern. (S. 155.)

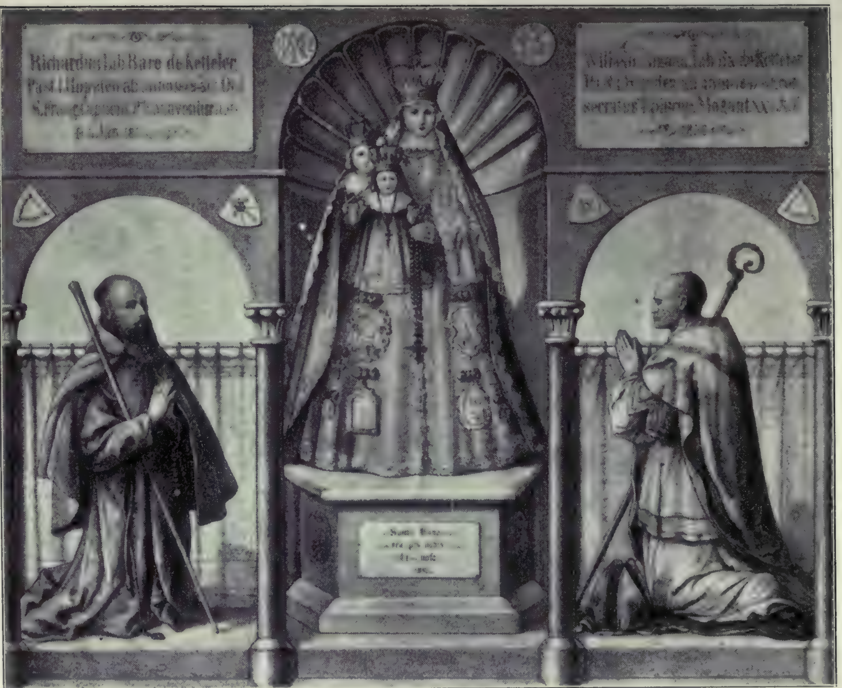


Bild 27. Votivbild in der Mutter-Anna-Kapelle in Hopsten. (S. 102.)

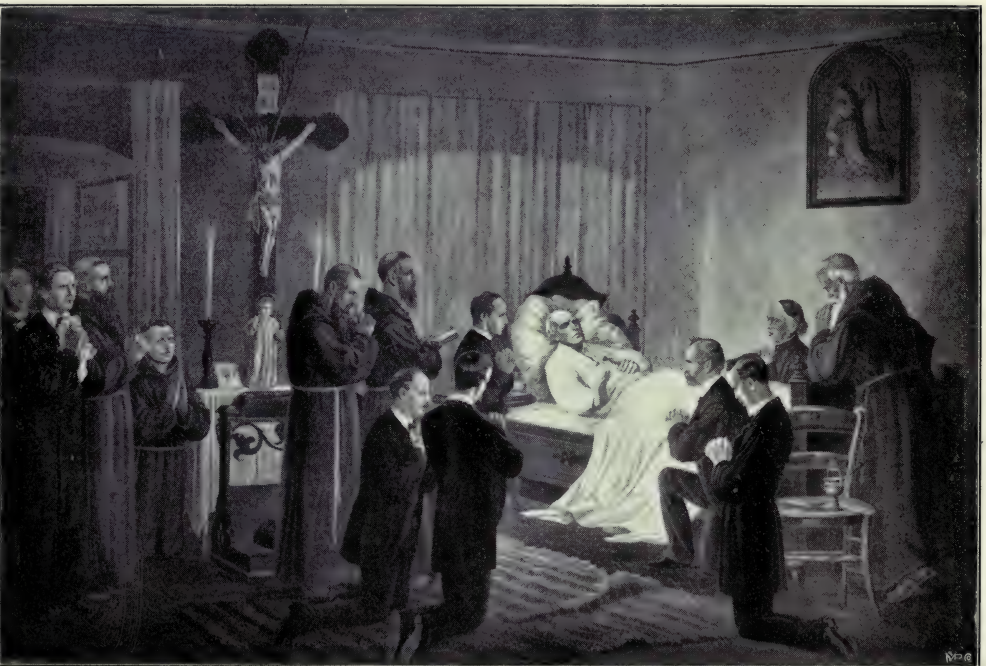


Bild 28. Die letzten Augenblicke des Bischofes Wilhelm Emanuel. (S. 238.)
Gemälde von J. Scotti. (Verlag von J. Giani, Mainz.)

Füdner, Diener d. Frhrn Cl. v. Ketteler · Pater Augustinus · Pater Bruno
Wermeling, Diener des Bischofs · Pater Marinus · Graf Max v. Galen · Domdekan Dr Heinrich
Bruder Cleophas · Graf Cl. v. Galen · Frhr. Friedr. v. Ketteler